DER SPIEGEL



PRINTED IN GERMANY

Ungam R 1.250,-Zypem CrP 3,20

Spaniest / Kanaren € 4,70 Thalland Baht 380,— Tschech: Republik Kc 165,— Türkel YTL 10,—

Schweden skr 49 – Slowaker Sk 205, – Slowenien € 4,50 / Sff 1,018 Spanien € 4,50

Apan (nkl. tav) Ven 1.764
Norwegen NOK 47.—
Polen (ISSN 00387452) 27 2
Portugal (cont.) € 4.50

Griechenfand € 5,10 Großbritannien € 3,50 Hongkong HKS 65.-Raheu € 4,50

Benefita € 4,-Dänemark dir 39,-Finnland € 5,95 Frankreich € 4,50

Schweiz sfr 6.30



Hausmitteilung

7. Mai 2007

Betr.: Globalisierung, Kempowski, Brasilien

ie Bauern, die SPIEGEL-Reporterin Michaela Schießl, 45, in Kenia, Burkina Faso und im Senegal besuchte, konnten einst von dem leben, was sie erzeugten, heute werden sie ihre Waren kaum mehr los. Schuld ist Billigkonkurrenz aus

den Industrieländern. Auf den Märkten fand Schießl subventionierte Produkte des Westens: Zwiebeln aus den Niederlanden, Tomatenmark aus Italien, Hühnerteile und Milchpulver aus Frankreich, Reis und Hirse aus den USA – zu Preisen, die kein einheimischer Kleinbauer unterbieten kann. Und vor den Küsten dezimieren die Fischereiflotten der Weißen die Bestände. Als Schießl die einheimischen Fischer in ihrem Holzboot begleitete und nach acht Schießl (im Senegal) Stunden das Netz noch so gut wie leer



blieb, wurde sie von den Fischern mit der Frage bedrängt: "Warum tut ihr das? Warum sorgt ihr mit eurer Politik dafür, dass wir nicht überleben können?" (Seite 122)

ormell sollte es ein Besuch zum Geburtstag sein, mit Geschenken und Glückwünschen, aber in Wahrheit war es auch ein Abschied: Der Autor Benjamin von Stuckrad-Barre, 32, traf im April gleich zweimal den schwerkranken Schriftsteller Walter Kempowski, 78. "Fröhlich nicht, aber doch heiter" sehe er dem Ende entgegen, erzählte Kempowski und nahm damit dem Besucher die Angst, über das Unvermeidliche zu reden. Der alte und der junge Schriftsteller kennen sich seit 1999, als Stuckrad-Barre sich unter falschem Namen bei einem Tagebuchseminar Kempowskis angemeldet hatte. Die Tarnung hielt damals bis zur Pause. Kempowski lud Stuckrad-Barre zum Spaziergang in den Garten, ließ ihn merken, dass er durchschaut war: "Aha, Sie wollen also Herr Munz sein?" Als Stuckrad-Barre ihn jetzt am Krankenbett besuchte, gab Kempowski seinem Gast eines mit auf den Weg: "Wer Schriftsteller ist und kein Tagebuch schreibt, ist irgendwie schiefgewickelt." Seitdem macht Stuckrad-Barre jeden Tag Aufzeichnungen, zum ersten Mal in seinem Leben (Seite 170).

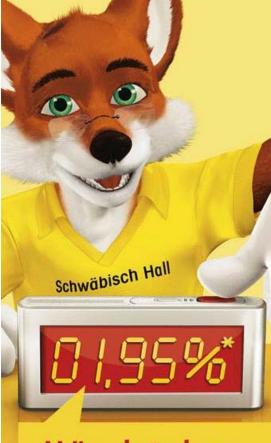
Transamazônica – das klingt nach einem Super-Highway durch den Regenwald, in Wahrheit aber ist die Transamazônica eine lausige Staub- und Schlammpiste, übersät mit Schlaglöchern. Für Jens Glüsing, 46, SPIEGEL-Redakteur mit Sitz in Rio, gehört die Schaukelei auf der Strecke längst zum Alltag – bessere Verbindungen



Glüsing (auf der Transamazônica)

gibt es halt nicht. Auf seiner letzten Reise brauchte Glüsing für 140 Kilometer knapp sechs Stunden, er wollte Bischof Erwin Kräutler besuchen, einen Österreicher, der die größte - und gefährlichste - Diözese Südamerikas leitet. In Kräutlers Sprengel herrschen Großgrundbesitzer, die ihre Rechtsvorstellung auch mal mit der Waffe durchsetzen lassen. Wegen seines Einsatzes für die armen Kleinbauern gilt ihnen der Bischof als Feind. Ende dieser Woche wird Kräutler geehrt: Papst Benedikt XVI.

kommt nach Brasilien, und er will Kräutler in São Paulo treffen. Die schusssichere Weste, obwohl empfohlen, lässt Kräutler zu Hause. Der Schutz sei beim Gottesdienst unter freiem Himmel hinderlich, erzählte er SPIEGEL-Redakteur Glüsing: "Bei Regen saugt sich die Weste voll und wird zu schwer" (Seite 116).



Wir drücken den Bauspar-darlehenszins auf winzige 1,95%.*

Jetzt zugreifen und auf Dauer sichern.

Lassen Sie sich jetzt beraten bei den Volksbanken, Raiffeisenbanken oder unseren Außendienstmitarbeitern. Denn keiner bringt mehr Menschen in die eigenen 4 Wände als die Nr. 1 - Schwäbisch Hall.** Mehr auch unter www.schwaebisch-hall.de

- Ab 2,34% effektivem Jahreszins ab Zuteilung beim Bauspardarlehen im Schwäbisch Hall Tarif Fuchs-Spezial.
- Bezüglich der Kundenzahl privater Bausparkassen.





In diesem Heft

Titel Wie schlimm wird der Klimawandel wirklich? 142
Forscher erkunden Hitzeschocks und
Kältewellen der Erdgeschichte
über die Legende vom
Artentod durch die globale Erwärmung 156
Deutschland
Panorama: Bundespräsident Köhler bei Ex-Terrorist Klar / Früherer Stasi-Spitzel berät
Regierung / Lasche Kontrollen bei Killerspiel17 SPD: Reformer machen Front
gegen die Parteilinke22
Interview mit Präsidiumsmitglied Andrea Nahles über ihre programmatischen Forderungen und
Annäherungen an die Linkspartei 24
Abgeordnete: Im Internet wird
das Private politisch
die EU-Verfassung retten
Gesetzesänderung
Islamgipfel: Das gestärkte Selbstbewusstsein der muslimischen Verbände
Bremen: Warum die Wahl im kleinsten Bundesland die große Hauptstadt-Politik berührt 36
Kabinett: Hat Ursula von der Leyen mit ihrem
Krippen-Ausbauplan zu viel versprochen? 38 Sicherheit: Laut Kriminalstatistik 2006 nehmen
Jugendgewalt und Internet-Betrug zu 40
SPIEGEL-Streitgespräch zwischen dem Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch und
dem Strafrechtler Bernd-Rüdeger Sonnen über
den Umgang mit gewalttätigen Jugendlichen 42 Historiker: Ein Institutsdirektor stolpert
über Scientology-Kontakte
der Silvana Koch-Mehrin 50
Berlin: Die Kreditjongleure des Senats 54 Tiere: Wie Bayern sich
künftig vor Bären schützen will 56
Gesellschaft
Szene: Graffiti-Workshop für Manager / Sachbuch über verlorene Zettel 59
Eine Meldung und ihre Geschichte – warum
nicht wichtig ist, wer beim Elfmeter schießt 60 Erziehung: Die Wiederentdeckung
des Internats Summerhill
Ortstermin: Der erste Spielplatz für Senioren 68
Wirtschaft
Trends: Neue Kandidaten für die Siemens- Spitze / Gutachter streiten um RAG /
Müntefering verprellt die Bundesagentur 71
Geld: Jagd auf Schwarzgeld / Spekulation mit Emissionsrechten
Erbschaftsteuer: Das Ausland lockt
deutsche Unternehmen mit niedrigen Sätzen 74 Arbeitskampf: Wie Ver.di die Telekom
zum Einlenken zwingen will
den Überfluss verwalten
Sozialstaat: SPIEGEL-Gespräch mit dem Unternehmer Götz Werner über die erstaunliche
Karriere seiner Idee vom Grundeinkommen 80
Marketing: Banken, Baumärkte und Autohersteller werben um die weibliche Zielgruppe 88
Medien
Trends: Brüssel stützt Position von ARD und
ZDF / Schon wieder ein deutscher Serien-Flop 91
Formochem: Voucebout / D::-l-l-l:-l-
Fernsehen: Vorschau / Rückblick

Genossen auf Schlingerkurs



Steinmeier, Beck

Seite 22

Angesichts schlechter Umfragewerte, einer kriselnden Großen Koalition und des enttäuschenden Parteichefs Kurt Beck brechen in der SPD alte Flügelkämpfe auf. Während die Reformer den Agenda-Kurs Gerhard Schröders fortführen wollen, träumen die Traditionalisten von einem rot-rot-grünen Bündnis. In nahezu allen grundsätzlichen Fragen herrscht Uneinigkeit wohin die SPD steuert, scheint völlig offen. Viel hängt vom künftigen Parteivorstand ab: So rüstet sich etwa Außenminister Frank-Walter Steinmeier, der als Reformer gilt, bereits für einen Führungsposten.

Jugendgewalt alarmiert Experten Seiten 40, 42

Diesen Dienstag stellt Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble die Polizeiliche Kriminalstatistik 2006 vor: Obwohl die Zahl der Delikte insgesamt zurückgeht, nehmen Internet-Betrug und Jugendgewalt weiter zu. Experten sind besonders von der Brutalität ausländischer Jugendlicher alarmiert – und fordern Konsequenzen.



Liberaler Feminismus? S. 50

Die Liberale Silvana Koch-Mehrin hat es weniger durch ihre Politik zu Prominenz gebracht als durch ihre Selbstvermarktung. In ihrer jetzt erschienenen "Streitschrift für einen neuen Feminismus" nimmt ihr Leben als berufstätige Mutter breiten Raum ein. Doch auch privates Unglück liegt nun schutzlos offen.

Koch-Mehrin

Was Frauen gern kaufen Seite 88

Frauen kaufen gern ein – so weit eine alte Weisheit. Dass sie dabei auch für Bohrmaschinen oder Cabrios Geld ausgeben, wird Marketingexperten neuerdings bewusst. Prompt entwickeln Hersteller ein Gespür für weibliche Bedürfnisse – und tüfteln an Produkten mit dem kleinen Unterschied.

Baumarkt-Werbung





Entspanntes Klima

Seiten 142, 148, 156

Droht die Treibhaushölle? Oder entstehen bald neue Paradiese? Während die Hysterie wächst, zeichnen Forscher ein entspannteres Bild vom Klimawandel. Heftige Temperaturschwankungen gab es auch in früheren Zeiten schon. Der Ökologe Josef Reichholf sieht sogar Vorteile für Tiere und Pflanzen: "Je wärmer ein Lebensraum, desto artenreicher."

Strandbar in Berlin

Ankaras heimliche Herrscher

Der Streit um das Amt des Staatschefs eskaliert, er wird zum Kampf um die Zukunft des EU-Anwärters Türkei. Einen streng religiösen Präsidenten will der Generalstab in Ankara verhindern – um nahezu jeden Preis. Strippenzieher Tayyip Erdogan, der konservative Premier, gilt den Militärs als Bedrohung für die laizistische Ausrichtung des Landes.

Türkische Offiziere in Ankara





Schule ohne Zwang Seite 62

Summerhill, der legendäre Hort der antiautoritären Erziehung, wird wiederentdeckt: als Fluchtort vor der deutschen Regelschule und dem Ruf nach Disziplin. Zwang und Noten gibt es dort nicht – moderne Pädagogik oder gestrige Träumerei?

Summerhill-Schüler

Pilgerreise zu Schiller Seite 176

Sie haben sich einen gewaltigen Theater-Brocken aufgehalst: Schillers "Wallenstein". Im SPIEGEL-Gespräch berichten Regisseur Peter Stein und sein Darsteller Klaus Maria Brandauer über die Proben zur zehnstündigen Aufführung, die am 19. Mai Premiere hat, und prophezeien: "Die Leute werden hinpilgern."





Brandauer

us		

Panorama: Ex-Premier Laar über Estlands
Schwierigkeiten mit dem Nachbarn Russland /
Japan rüstet für eine "neue Ära" / Präsident
Mesić über Kroatiens EU-Ambitionen 101
Türkei: Labyrinth am Bosporus 104
Nato: Interview mit Oberbefehlshaber John
Craddock über Russlands Verhältnis zur west-
lichen Allianz und die Afghanistan-Mission 108
Spanien: Schwierige Wahrheitsfindung
im Internet 110
Israel: Attacken auf Premier Olmert 112
Brasilien: Ein furchtloser Bischof verteidigt
die Habenichtse im Amazonasgebiet 116
USA: Wieder träumt ein schauspielernder
Politiker vom Präsidentenamt 119
Global Village: Der Golfclub von Kabul 120

Serie

Afrika (IV): Die Agrarsubventionen reicher	
Länder zerstören die Existenz	
ler Bauern in den Entwicklungsländern	122

Sport

Seite 104

Szene: Formel 1 in Delhi? / Mobbing-	
Vorwürfe gegen die Trainerin der deutschen	
Synchronschwimmerinnen	. 133
Doping: Sportmedizin der Freiburger	
Uni-Klinik unter Verdacht	. 134
Fußball: Der Abstieg des Traditionsvereins	
Borussia Mönchengladbach	. 137

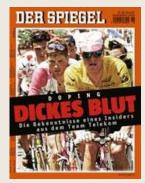
Wissenschaft · Technik

Prisma: Metrosexuelle leben gesünder /	
Magnetfelder gegen Schlafstörungen	139
Bautechnik: Ein Dortmunder Architekt will	
Null-Energie-Hochhäuser in der Wüste bauen	158
Psychologie: Warum manche Menschen Sex	
mit Gebäuden und Maschinen haben wollen	160
Bildung: Englisch für Babys, Mathe	
für Kleinkinder - die neuen Turboschulen	162
Automobile: Das skurrile Dreirad des	
Design-Rebellen Luigi Colani	164

Kultur

Szene: Scheu vor Horrorfilmen nach
dem Amoklauf in Virginia / Riskante Garantie-
zahlungen bei Kunstversteigerungen 167
Schriftsteller: Besuch bei dem
sterbenskranken Walter Kempowski 170
Krimis: Die französische Bestsellerautorin
Fred Vargas schreibt sozialpsychologische
Thriller mit dem Blick einer Archäologin 174
Theater: SPIEGEL-Gespräch mit
Regisseur Peter Stein und Schauspieler
Klaus Maria Brandauer über die monumentale
"Wallenstein"-Inszenierung in Berlin 176
Proben für ein Ausnahmeprojekt 177
Bestseller 181
SPIEGEL-Edition: Rüdiger Safranski erzählt
Nietzsches intellektuelle Biografie 182
Schauspieler: Sebastian Koch über seine Nazi-
Rollen und seine Darstellung in "Black Book" 184
Nahaufnahme: Wie das Cello-Genie Danjulo
Ishizaka die deutsche Provinz verzaubert 186

Dileie	10
Impressum, Leserservice .	188
Chronik	189
Register	
Personalien	
Hohlspiegel/Rückspiegel .	
Titelhild: Illustration Lou Brooks für den	SPIEGEL.



SPIEGEL-Titel 18/2007

"Weiß ein Jan Ullrich, was er tut? Die geprellte Werbeindustrie, die betrogene Medienlandschaft, die enttäuschten erwachsenen Verehrer, sie allesamt sind mir einerlei. Aber weiß Jan Ullrich, was mit unseren Kindern geschieht, wenn die großen Vorbilder so vollständig lügen? Weiß er, wie viele Illusionen er zerstört, wie viel Herzblut fließt? Wohl nicht."

Wolf-Peter Weinert aus Bad Bevensen in Niedersachsen zum Titel "Dickes Blut – Die Bekenntnisse eines Insiders aus dem Team Telekom"

Die Täter tragen weiße Kittel

Nr. 18/2007, Titel: Doping – Dickes Blut – Die Bekenntnisse eines Insiders aus dem Team Telekom

Immer nur werden die Sportler an den Pranger gestellt, nie aber die Veranstalter von Radrennen selbst. Der Fußballprofi klagt schon, wenn er drei Spiele in der Woche hat, ein Leichtathlet würde niemals jeden zweiten Tag einen 10000-Meter-Lauf absolvieren, ein Triathlet genehmigt sich nach einem Ironman eine längere Pause und was verlangt man von den Radprofis? Bei der Tour de France sollen sie drei Wochen lang jeden Tag eine Extremleistung zeigen. 200 Kilometer inklusive dreier Pässe, und am nächsten Tag geht es weiter. So was geht ohne Doping nicht. Der Mensch ist keine Maschine. Wo bleibt die Fahrergewerkschaft, die gegen diesen Wahnsinn im Radsport aufbegehrt?

NUSSDORF (BAYERN)

HERMANN FUCHS

Diese, den Organismus manipulierenden Mittel, haben längst den Breitensport erobert. In vielen Fitness-Studios findet man entsprechende Präparate, die einem etwa einen schnelleren Muskelaufbau versprechen. Die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender sollten, bis der Sumpf trockengelegt ist, keine Radsport-Veranstaltungen mehr übertragen. Ein schmutziger Sport darf nicht auch noch von den Gebührenzahlern unterstützt werden.

Dresden

Andreas Meissner

Warum gibt man in einer verseuchten Sportart das Doping nicht frei? Keiner dieser "Spritzensportler" wird jemals wieder einen Sponsor finden. Sportler, die sich wissentlich gesundheitlich schädigen oder geschädigt haben, müssen zusätzlich aus allen Versicherungen (Krankenkasse, Lebensversicherung et cetera) ausgeschlossen werden.

Tour de souffrance, Tour der Leiden, nennen Franzosen die jährliche Radrundfahrt durch ihr Land. Fast 200 Radfahrer, zumeist aus Gegenden, "in denen die Sonntage langweilig sind", nehmen teil und sind bereit, sich drei Wochen lang täglich bis zur totalen Erschöpfung zu quälen. Diesen Leuten auch noch verbotene Substanzen zu verkaufen, die die Grenzen der Leistungsfähigkeit kurzfristig ausweiten, ist nicht schwer. Schädliche Nebenwirkungen, wenn überhaupt bekannt, werden ignoriert. In diesem System erkennt man an den farbigen Trikots die Opfer. Die Täter tragen weiße Kittel.

OLDENBURG (NIEDERS.)

EIKE MÖNNICH



Doping-Kontrolleure (in Frankreich) *Verseuchte Sportart*

Ihr Artikel und das Interview zeigen, dass es nur zwei konsequente Antworten auf die Seuche Doping gibt: Entweder der Gesetzgeber führt derart drastische Strafen ein, dass keiner mehr den Preis dafür zahlen will, am besten auch für nachträglich aufgedeckte Fälle. Oder aber man legalisiert es. Vorteil: Man könnte – wie in der Formel 1 – zwei Wertungen einführen: eine Fahrerwertung und eine Konstrukteurswertung.

STUTTGART VALENTIN WEMBER

Unfassbar! Richtig erschrocken bin ich aber über meine eigene Naivität, denn mit vielen in Ihrem Artikel genannten deutschen Radsportlern bin ich als Amateur Mitte der achtziger Jahre Rennen gefahren. Ich habe trainiert und trainiert, und wenn es in den damals noch über 1000 Kilometer langen Bundeslandrundfahrten circa zehn Tage lang richtig zur Sache ging, habe ich schon nach wenigen Etappen oft nur noch die Hinterräder der Konkurrenz gesehen - obwohl die doch eigentlich auch nur "mit Wasser gekocht" haben. Ich Dummerchen! Aber ich hatte, vielleicht zu meinem Glück, 1986 einen schweren Radunfall, der meine "Karriere" abrupt beendet hat. Denn ich glaube, ich hätte den Wechsel von meinen geschätzten "Multivitamin-Brausetabletten" auf die Chemo-Erfolgsspur nicht mitmachen wollen.

MEINE (NIEDERS.)

MARCO SCHMIEDEL

Doping hin oder her: Wir werden uns wohl oder übel an "Fallbeispiele" wie Jan Ullrich gewöhnen müssen – an immer mehr Sportler, die für Wohlstand und Berühmheit bereit sind, als rückgratlose Marionette derer zu dienen, die skrupellos darüber bestimmen, ob dieser Traum wahr wird oder nicht. Und daran wird sich nichts ändern, solange Plazierte jenseits von Gold, Silber und Bronze beim Großteil aller Sportfans als Verlierer gelten!

ISENBÜTTEL (NIEDERS.)

RÜDIGER REUPKE

Bei jedem Schwerstverbrecher gilt in Deutschland zunächst die Unschuldsvermutung, bei Radsportlern nicht? Es sind nicht die Radsportler, die am meisten dopen, es sind nur diejenigen Sportler, bei denen am meisten darüber berichtet wird.

Hamburg Silke Hölzer

In der Eitelkeitsfalle

Nr. 17/2007, Debatte: Alice Schwarzer über die Gründe, warum die CSU-Politikerin Gabriele Pauli bei ihrer Selbstdarstellung scheiterte

Ich kann Schwarzers kluger Analyse des "Vorgangs St. Pauli" nur zustimmen und rate allen Machos auf der Karriereleiter: Wenn euch demnächst eine attraktive Frau Konkurrenz macht, dann schickt ihr einen Fotografen mit einem "unmoralischen Angebot" vorbei. Mit großer Wahrscheinlich-



Vor 50 Jahren der spiegel vom 8. Mai 1957

Nato-Konferenz Demonstration unveränderter Stärke. Erhards Psycho-Tricks Freiwilliger Preisstopp von 58 deutschen Markenfirmen. Angestellter des Bundesverteidigungsministeriums verhaftet Erster enttarnter Stasi-Agent. SPIEGEL-Gespräch mit Studentenfunktionär "Monatswechsel aus der öffentlichen Hand". Suez-Krieg "Inoffizielles Weißbuch" der französischen Regierung. Frankreich Würdigung zum 200. Geburtstag von Robespierre? Beethoven-Fans in den USA "I like Ludwig." Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter www.spiegel.de oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: Atomwarner Carl Friedrich von Weizsäcker



Supreme Master Television

Positive, inspirierende und unterhaltsame Programme

- Worte der Weisheit
- Worte der Weisheit
- Vegetarisch kochenAusgewählte Filme
- Bemerkenswerte Nachrichten
- Eine Reise durch das Reich der Schönheit
- Internationale Unterhaltungssendungen, usw.

Jetzt 3 Monate testen:

35% Ersparnis!



Bergmann-Armbanduhr "1927"

Zeitlos elegant:

- Präzise Quarzuhr
- Datumsanzeige
- Schwarzes Zifferblatt unter gewölbtem Mineralglas

Artikelnr.: 1532

Ihre exklusiven Test-Vorteile:

- 1. Bergmann-Armbanduhr "1927" gratis!
- 35% Ersparnis gegenüber dem Einzelkauf!
- Steuerlich absetzbar!
- Nach dem Test jederzeit kündbar!
- Bequeme Lieferung frei Haus!

Gleich anrufen und profitieren!

018 02/66 44 89

(6 Ct./Anruf) HB07-523

Harvard ▼ Business

Das Wissen der Besten.

keit tappt sie in die Eitelkeitsfalle und demontiert sich am Ende selbst. Schade, dass wir Frauen uns immer noch primär im Schönheitswettbewerb auf dem Laufsteg sehen und uns selbst die größten Feinde sind!

WADGASSEN (SAARL.)

MIA HERBER

Irgendwie hat Frau Schwarzer wohl nicht mitgekriegt, dass die Opferrolle, die sie der cleveren Landrätin überstülpen möchte, längst nicht mehr passt. Sie kann der Frau Pauli mit ihren 49 Jahren doch nicht glaubhaft das "Prinzessinnenspielen auf dem Mädchengeburtstag" unterstellen. Dr. Pauli hat immerhin zwei Männer "geschafft", ein Kind aufgezogen, ein Studium samt Promotion hingelegt – und nun ist sie, so das Urteil der Presse, eine sehr gute Landrätin. Warum wollen Sie dem Leser diese moderne junge Frau als dusseliges Mäuschen vom Lande, gar als Pornografin wider Willen und Wissen verkaufen?

HAMBURG

HANSJOACHIM SIEBER





Autorin Schwarzer, Pauli-Foto in "Park Avenue" *Verständnis- und respektlos*

Schön, wir Männer haben verstanden: Sexy ist bäh! Sexy ist böse! Wie lange muss man sich so einen Müll noch anhören? Pornografisch sind nicht die Pauli-Fotos; pornografisch ist Schwarzers billiger Feminismus-Duktus, der von Schamhaaren und Dessous Gebrauch machen muss, wo es doch um ein ganz anderes Thema geht. "Wie doof ist die denn?" – Ja, Frau Schwarzer, das frage ich mich in der Tat auch.

LIPPSTADT (NRDRH.-WESTF.) MARTIN NEUMANN

Nun haben wir mal eine, die was im Kopf und auch sonst wo hat und das auch zeigt, und dann ist es auch wieder nicht recht. Es gibt nicht so viele, die tatsächlich – so oder so – vorzeigbar sind. Es herrscht hier immer noch weitgehend die Ansicht, dass eine Politikerin allenfalls den Sex-Appeal von Kohlhiesels Töchtern haben darf, damit sie ernst genommen wird. Aber die männlichen Politiker sind nun mal in ihrem tiefsten Innern ausgemachte Schweinigel, weil wir Männer halt so sind.

PINNEBERG (SCHL.-HOLST.) H.-J. MUNDSCHAU

Alice Schwarzer zeigt mal wieder sehr deutlich, dass Frauen sich in entscheidenden Situationen einfach nur selbst im Weg stehen.

HILDESHEIM

Martina Vogt

Verständnis- und respektlos setzt Schwarzer mit ihrer mickrigen Suada nicht nur Frau Pauli, sondern fast alle sinnlichen Frauen herab: Wer nicht so ist, wie die Vertreterin der reinen Lehre, kann nicht emanzipiert sein, sondern ist doof. Dabei zeigt sich die beste Freundin doch wieder einmal als der bessere Mann: Wer solche Freundinnen hat, braucht keine Feinde. Alte Blaustrümpfe keifen auf ähnlich verkniffene Weise.

Darmstadt

ACHIM SCHÜSSLER

Wird die CSU durch die schöne Landrätin zum Sado-Maso-Club? Die Pauli ist doch nur ein södersches Bauernopfer.

Würzburg

BERNHARD FEGHELM

"Wie doof ist die denn?", frage ich mich – und ich lasse es nicht trickreich meine "klugen Freundinnen" tun. Ich frage Sie direkt, kluge Alice Schwarzer: Warum passiert es einer Ikone der Frauenpolitik, diesen Knüppel zwischen die Beine einer Politikerin zu dreschen, die das geschafft hatte, was den wenigsten Frauen im Politikgeschäft gelingt: ein Coup!?

München

MANUELA SCHARFENBERG

Wesentlich behutsamer

Nr. 17/2007, Medizin: Durchlöcherte Lungen, punktierte Herzen – die Kunstfehler der Akupunkteure

Wie bei jeder medizinischen Behandlung hängt der Erfolg auch bei der Akupunktur unter anderem vom jeweiligen Behandler und dessen Ausbildung ab. Das ist eine Binsenweisheit. Deswegen Glückwunsch zur gekonnten Panikmache gegen die als Nadelstecher abqualifizierten Akupunkteure.

HAMBURG STEFAN BAUDIS

In Deutschland ist es nur Ärzten und Heilpraktikern gestattet, Akupunktur auszuüben. Medizinische Laien dürfen dies nicht. Meine Einschätzung ist, dass gutausgebildete Therapeuten wesentlich behutsamer und verantwortungsbewusster mit Nadeln umgehen als diejenigen, die Akupunktur nur sehr oberflächlich gelernt haben. Die AGTCM setzt sich schon seit vielen Jahren für eine fundierte Ausbildung in Chinesischer Medizin ein und zählt zu ihren Mitgliedern sowohl Heilpraktiker als auch Ärzte. Diese Ausbildung umfasst ein Grundstudium von mindestens 1000 Stunden Theorie und supervisionierte Praxis. Ein so Ausgebildeter wird niemals - wie von Ihnen postuliert - in eitrige Hautpusteln stechen und damit Keime in den Körper tragen. Er wird natürlich Einmalnadeln verwenden und die Stichstelle vorher desinfizieren, ihm sind selbstverständlich die anatomischen Gegebenheiten bekannt, und er weiß, wie er Stiche über Lungen-, Leberund Herzareal auszuführen hat.

BICKENBACH (HESSEN) BIRGIT ZIEGLER AG KLASSISCHE AKUPUNKTUR UND TRADITIONELLE CHINESISCHE MEDIZIN

Weltumfassendes Erziehungskonzept

Nr. 17/2007, Bildung: Welche Schwächen Waldorfschüler wirklich haben

Ich habe selber zwölf Jahre lang eine Waldorfschule besucht, dort meinen Abschluss gemacht und bis zuletzt das Fach Eurythmie belegt. Natürlich war Eurythmie nicht immer mein Lieblingsfach, aber je älter ich wurde, desto mehr erkannte ich den Eurythmieunterricht als durchaus wichti-



Eurythmie-Stunde "Gegenpol" zum Stress?

gen und fördernden Teil in meiner Schulzeit. Im Jahr meines Abschlusses habe ich freiwillig am Eurythmieunterricht teilgenommen, gewissermaßen als eine Art "Ruhe- und Gegenpol" zum stressigen und zu "kopflastigen" Abschlussjahr. In dieser Zeit muss auch das Bild entstanden sein, auf dem ich im Übrigen zu sehen bin ...

Schwäbisch Hall (Bad.-Württ.) Moritz Ruff

Gut, dass Sie mal die nicht okkulte Dimension der Waldorfpädagogik darstellen. Es geht doch vor allem um die zukunftsorientierte und unstandardisierbare Persönlichkeitsentwicklung des Menschen. Der forcierte boulevardische Titel "Hassfach Eurythmie" spiegelt aber einen ganz unbedeutenden Teil der umfassenden Studie wider, während eine imponierende und beispiellose Aussage der Ex-Waldis (80 Prozent der Befragten würden gern wieder eine Waldorfschule besuchen) okkult geblieben ist. Interessant und informativ wäre es außerdem, zu erwähnen, dass die von der Unesco anerkannte Waldorfpädagogik keine exklusive innere deutsche Angelegenheit des Bildungswesens darstellt. Sie verbreitet sich heute rasant in allen Kontinenten und Kulturen als das erste weltumfassende Erziehungskonzept in der Menschheitsgeschichte.

Nürtingen (Bad.-Württ.) Raul Guerreiro Bundeselternrat der Freien Waldorfschulen

Der relativ hohe Prozentsatz von Abiturabschlüssen der Waldorfschüler ergibt sich aus der Tatsache, dass sich die Elternschaft zum großen Teil aus Akademikern zusammensetzt, wo naturgemäß der nötige finanzielle Spielraum gegeben ist, auch mal eben ein paar Nachhilfelehrer zu engagieren. So sind am Erfolg eines bestandenen

Abiturs letztlich drei Gruppen beteiligt: erstens die Eltern, zweitens die Nachhilfelehrer und drittens die tatsächlich unterrichtenden Klassenlehrer.

BERLIN

HARALD R. REY

Der zentrale Schlüssel

Nr. 17/2007, Schatzfunde: Wirtschaftskrimi um den goldenen Gral vom Chiemsee

Der Hoflieferant der Archäologischen Staatssammlung in München behauptet, dass der Chiemsee-Goldkessel aus ebendiesem bayerischen Gewässer gefischt worden sei. Zweifel sind angebracht: Genau dieser Herr - und sein in diesem Bericht erwähnter Kumpan – verdienten sich eine goldene Nase, als sie einen Römerschatz aus dem bayerischen Künzing an die Archäologische Staatssammlung verscherbelten. Der Trick dabei: Der Fundort war bereits zu einem früheren Zeitpunkt verfälscht und auf Staatsgrund verlegt worden. Schon war das Land Bayern gesetzlicher Miteigentümer – und die Staatssammlung im Geschäft. Obwohl die einkaufsfreudigen Münchner hätten wissen können, dass der Schatz "aus dunklen Kanälen" stammt, wurde die Kriminal-



Goldener Chiemsee-Kessel Zweifel sind angebracht

polizei nicht geholt. Eine unzutreffende Angabe des Fundortes ist der zentrale Schlüssel für manches dubiose Schatzgeschäft in Bayern.

Künzing (Bayern) Werner Friedenberger Gründungsvorsitzender des Museumsvereins Künzing

Grundsätzlich ungeeignet?

Nr. 17/2007, Atommüll: Wassereinbruch gefährdet Strahlenabfall im Salzstock Asse

Etwa Mitte der achtziger Jahre, noch vor Tschernobyl, fand in der Fachhochschule in Mannheim eine öffentliche Diskussion zum Thema "Entsorgung des Atommülls" statt. Eine schlüssige Lösung hatte man nicht, und selbst die Möglichkeit, hochradioaktive "Reste" in Glaskokillen einzuschmelzen, wurde verworfen. Grund war, dass dieser Abfall über Jahrtausende hin noch so viel Wärme entwickelt, dass die



Atommüll-Fässer

Die "Soße" wird nicht ewig drinbleiben

Glaskörper durch den Salzstock durchsacken und letztendlich zu einer Grundwasserverseuchung führen können, unabhängig von Wassereinbrüchen! Die angestrebte "Fässer-Lösung" scheint nun auch nicht der Weisheit letzter Schluss zu sein. Deshalb weiterhin Glück auf – für eine überfällige Entsorgung.

Mannheim Georg Kelch

Seit den Frühtagen des Kalibergbaus im Deutschland des 19. Jahrhunderts, als die Staßfurter Gruben in Serie absoffen, ist die Instabilität der Salzstöcke Allgemeinwissen. Herr Gabriel müsste dies auch wissen in Bezug auf das Bergwerk Riedel in der Region Hannover, in dem seit Kriegsende Munition lagert. Auch hier hat der Gebirgsdruck binnen kurzer Zeit die frühere Wehrmachtsmunitionsanstalt so zusammengequetscht, dass ein Neuauffahren ausgeschlossen ist. Die Flutung dieser inoffiziellen Deponie für Rüstungsaltlasten steht unmittelbar bevor. Auch hier gibt es auf der obersten Sohle eine sogenannte Laugenblase, durch die seit mehr als 30 Jahren Lauge zufließt. Dieses Bergwerk hätte allen als Beispiel dienen können, dass Salzstöcke zur Atommülllagerung grundsätzlich ungeeignet sind.

UETZE (NIEDERS.)

RALF BIEROD

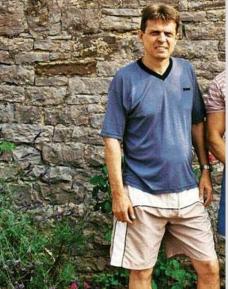
Herr Gabriel wird sich entscheiden müssen, ob er lebens- und zukunftssichernde, bauliche Sofortmaßnahmen ergreift, um damit letztendlich den gemeinen Bürger seines Wahlkreises zu retten. Ansonsten riskiert er, dass Menschen eine Art "Tschernobyl reloaded" erfahren, das er nicht verhindert hat. Nicht die politische, sondern die sachgemäße Entscheidung muss getroffen werden. Denn: Die "Soße" wird nicht ewig im Fass bleiben.

HEIDELBERG HASAN PAMUK

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilauflage ist um den Titel ein Umhefter des SPIEGEL-Verlags, Hamburg, gelegt. In einer Teilauflage befinden sich Beilagen der Firmen Archiv Verlag, Wien, "FAZ", Frankfurt am Main, Fritz Immobilien, Berlin, sowie des SPIEGEL-Verlags/SPIEGEL-Forum, Hamburg.







Köhler

Klar in der JVA Bruchsal (Oktober 2006)

Spurensicherung nach Buback-Mord (1977)

BUNDESPRÄSIDENT

Köhlers Entscheidung

Bundespräsident Horst Köhler hat am vergangenen Freitag in Süddeutschland den ehemaligen RAF-Terroristen Christian Klar getroffen. Die auf Köhlers Wunsch geplante Begegnung war die letzte Station bei der Prüfung des Gnadengesuchs des Häftlings. In der Bundesregierung wird nun eine schnelle Entscheidung erwartet. Unterdessen erhöhen CSU-Politiker den Druck auf Köhler. Offen sprechen führende Christsoziale darüber, im Falle einer Begnadigung eine Wiederwahl Köhlers im Frühjahr 2009 blockieren zu wollen. CSU-Generalsekretär Markus Söder bezeichnete vergangene Woche während einer Klausur der CSU-Landtagsfraktion eine mögliche Begnadigung als "schwere Hypothek" für die Wiederwahl. Es sei ein "Kernanliegen von Konservativen, dass Terroristen, die keine Reue zeigen, nicht vorzeitig entlassen werden". Derweil gerät die Karlsruher Bundesanwaltschaft bei den Ermittlungen im Mordfall Siegfried Buback unter Druck. Am Freitag wandte sich Michael Buback, der Sohn des 1977 von der RAF erschossenen Generalbundesanwalts, in einem Brief an die heutige Behördenchefin Monika Harms. Mit "äußerstem Befremden" habe er zur Kenntnis genommen, dass die Strafverfolger bereits 1982 Kenntnis von den Aussagen der RAF-Frau Verena Becker gehabt hätten. Gegenüber dem Bun-

desamt für Verfassungsschutz hatte Becker 1981 das RAF-Mitglied Stefan Wisniewski als mutmaßlichen Todesschützen bezichtigt. Buback irritiert, dass er von den belastenden Aussagen Beckers erst jetzt nach einer SPIEGEL-Enthüllung (SPIEGEL-Titel 17/2007) erfahren hat: "Das hat meine Familie, die so viel Leid ertragen musste, nicht verdient." Recherchen des Verfassungsschutzes haben mittlerweile ergeben, dass die Chefs der Bundesanwaltschaft damals persönlich informiert worden waren: Beim Geheimdienst ist eine Quittung aufgetaucht, derzufolge der damalige Generalbundesanwalt Kurt Rebmann und sein Abteilungsleiter Gerhard Löchner eine Kopie der 200 Seiten starken Original-Aussagen von Becker erhielten. Die Bundesanwaltschaft hat das Becker-Dossier aber nie für Ermittlungen genutzt. Ermittlungen gegen Wisniewski leiteten die Strafverfolger erst jetzt ein. Vergangene Woche befragten Bundesanwälte neben dem Buback-Sohn auch den RAF-Aussteiger Peter-Jürgen Boock, der aus RAF-Kreisen ebenfalls erfahren haben will, dass Wisniewski der Todesschütze gewesen sei. Die Bundesanwaltschaft prüft aber auch, ob nicht Becker selbst als wahre Täterin in Frage kommt. Unter anderem hatte der Zeuge Hamidjer H., der am 7. April 1977 während des Anschlags direkt neben Bubacks Dienstwagen wartete, zwei Täter auf einem Motorrad beschrieben, die zwischen 20 und 30 Jahre alt gewesen seien. Bei der Person auf dem Sozius könne es sich um eine Frau gehandelt haben. Später fanden Fahnder zudem neben dem Tatmotorrad einen Helm mit einem Haar, das mutmaßlich von Becker stammt.

STAS

Ex-Spitzel berät Bundesregierung

Funde der Birthler-Behörde belegen, dass ein Berater der Bundesregierung für den Aufbau-Ost als Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi gedient hat. Der heutige Magdeburger IHK-Präsident Klaus Hieckmann wurde unter dem Decknamen "Stahl" geführt. Hieckmann ist Mit-

glied im Gesprächskreis Ost der Bundesregierung, dem führende Experten um den einstigen Hamburger Bürgermeister

Klaus von Dohnanyi angehören. Ingenieur Hieckmann verpflichtete sich 1986 handschriftlich als Spitzel. Er war seinerzeit Abteilungsleiter im Magdeburger Forschungs-, Entwicklungs- und Rationalisierungsbetrieb, den er nach der Wende unter neuem Namen übernahm. Nach Aktenlage hat der heutige Ehrensena-

tor der Universität Magdeburg noch bis August 1989 Einschätzungen zu Mitarbeitern geliefert. So wird ein Inge-

nieur als hinterlistig und unstetig diffamiert. Hieckmann räumt die Stasi-Dienste ein. "Es ist doch lange her, und ich habe niemandem geschadet." Die Akte war entdeckt worden, weil der Magdeburger das Bundesverdienstkreuz erhalten sollte. Nach Prüfung wurde die Verleihung versagt.

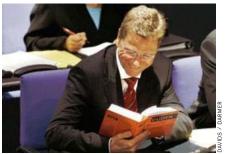


Hieckmann

FDP

Staatliche Absicherung

ie FDP will ihr Image als Partei der sozialen Kälte abstreifen. Dies geht aus dem Leitantrag zur Sozialpolitik für den Bundesparteitag Mitte Juni hervor. Parteichef Guido Westerwelle will das 21-seitige Papier mit dem Titel "Freiheit, Fairness, Chancen" an diesem Montag im Präsidium zur Debatte stellen. "Freiheit braucht die Möglichkeit, sie auch leben zu können. Dafür benötigen die Menschen soziale Sicherheit", heißt es im Text. Liberale wüssten, "dass eine staatliche Absicherung des Existenzminimums notwendig ist". Der soziale Ausgleich solle über Steuermittel finanziert werden nach dem Grundsatz: "Der Schwache bekommt gezielt Hilfe, nicht der findige Faule." Sozialleistungen sollten in einem Bürgergeld zusammengefasst werden, das die "libe-



Westerwelle

rale Alternative zu Mindestlöhnen" darstelle. Der Lebensstandard sei durch private Vorsorge abzusichern. Anstelle der Rente mit 67 will die FDP den flexiblen Renteneintritt ab dem 60. Lebensjahr bei entsprechenden Zu- oder Abschlägen. Den "Sozialmarkt" wollen die Freidemokraten weitestgehend privatisieren, namentlich auch "kommunale Sozialunternehmen wie Krankenhäuser und Kindergärten".



Ballerspiel "Der Pate"

KILLERSPIELE

Lasche Kontrolle

Bei der Altersfreigabe von Computerspielen kommt es laut einer Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) oft zu krassen Fehlern. Die Überprüfung von 72 Gewaltspielen ergab, dass die zuständige Bewertungsstelle, die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK), das Mindestalter bei knapp 40 Prozent der Spiele eindeutig zu niedrig angesetzt habe. Rund 20 Prozent der Einstufungen hält das KFN für nur bedingt vertretbar. Die Studie soll in der kommenden Woche vorgestellt werden. Bayerns Innenminister Günther Beckstein (CSU), der für ein Verbot von sogenannten Killerspielen eintritt, nennt die Ergebnisse schon im Vorfeld alarmierend.

Der KFN-Leiter und frühere niedersächsische Justizminister Christian Pfeiffer bemängelt, dass die USK-Prüfer die zahlreichen, oft mehr als 20 Stunden dauernden Spiele gar nicht komplett sichten könnten. Zudem seien sie möglicherweise selbst abgestumpft. Auch die staatliche Gegenkontrolle durch das federführende nordrhein-westfälische Familienministerium erweise sich vielfach als lasch. Sobald dort die Bewertung der USK bestätigt worden sei, dürfe zudem auch die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien ein Ballerspiel nicht mehr indizieren. Pfeiffer spricht sich nun dafür aus, Gewaltspiele künftig schneller aus dem Verkehr zu ziehen.

BUNDESRAT

Härter gegen Doping

Im Bundesrat deutet sich eine Mehrheit für eine Verschärfung des geplanten Anti-Doping-Gesetzes an. Schon an diesem Freitag könnte das Ländergremium dem Bundestag einen entsprechenden Vorschlag machen. In zwei von drei zuständigen Ausschüssen haben sich die meisten Ländervertreter dafür ausgesprochen, dass in Zukunft neben dem Besitz auch Import und Erwerb "nicht geringer Mengen" bestimmter Doping-

Mittel strafbar sein sollten. Außerdem sollten Fahnder zur Verfolgung von Doping-Kriminalität in Zukunft Telefone



Doping-Razzia in Berlin (2006)

und E-Mails überwachen dürfen. Auch soll eine Kronzeugenregelung gelten. Einige Anträge der bayerischen Vertreter – etwa der, die Strafbarkeit von Besitz und Erwerb auf alle Arten von Doping-Mitteln unabhängig von deren Menge zu erweitern – fanden keine Mehrheit. In der Praxis, so die bayerische Justizministerin Beate Merk (CSU), ergäben sich so aber Probleme: Den Staatsanwälten seien doch "weitestgehend die Hände gebunden", wenn sie vor jeder Hausdurchsuchung erst einmal nachweisen müssten, dass ein Sportler "große Mengen an Dopingmitteln besitzt".

Deutschland

REGIERUNG

Schilys Schweigen

merikanische Stellen A haben offenbar früher als bislang bekannt versucht, die Bundesregierung über die Verschleppung des Deutsch-Libanesen Khaled el-Masri zu informieren. Eine Durchsicht des Terminkalenders des damaligen Bundesinnenministers Otto Schily (SPD) hat ergeben, dass bereits am 28. Mai 2004 ein Gespräch zwischen ihm und dem Berliner Residenten der CIA angesetzt war. Laut Bundesinnenministerium sollte das Treffen in Schilys Büro stattfinden und eine halbe Stunde dauern. Der Zeitpunkt ist von Bedeutung, weil sich Masri am 28. Mai noch in amerikanischer Haft befand. Schily hat vor der Münchner



Schily



Masri

Staatsanwaltschaft bislang nur angegeben, am 31. Mai 2004, zwei Tage nach Masris Freilassung, mit US-Bot-

schafter Daniel Coats zusammengetroffen zu sein. Das Gespräch, bei dem Coats eingeräumt hatte. dass die USA Masri irrtümlich mehrere Monate lang festgehalten hatten, sei "sehr kurzfristig vereinbart" worden. Dem widerspricht offensichtlich der nun festgestellte Kalendereintrag. Mit der späten Information nach Ende der Verschleppung hat die Bundesregierung auch das Ausbleiben einer diplomatischen Beschwerde erklärt. Ob der Termin am 28. Mai 2004 tatsächlich stattfand, ist bislang ungeklärt: Das Bundesinnenministerium kann die Frage nach eigenen Angaben nicht mehr klären. Schily selbst zog es vor, auf eine Anfrage des SPIEGEL nicht zu antworten.



Radioaktiver Abfall im Kernforschungszentrum Jülich

KERNENERGIE

Schavan baut Atomforschung aus

Forschungsministerin Annette Schavan steckt in den kommenden Jahren mehr Geld in die Förderung der Atomforschung. Für den Zeitraum von 2008 bis 2011 stellt ihr Ministerium zusätzlich bis zu 40 Millionen Euro bereit. Die Gelder sollen vor allem jungen Wissenschaftlern helfen, Sicherheits- und Endlagerfragen zu erforschen. Die Atomkraft-Befürworterin Schavan will mit dem Programm den wissenschaftlichen Nachwuchs und die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Atomtechnologie sichern. "Wir dürfen in international gefragten Forschungsbereichen nicht auf Kompetenzen des Nachwuchses verzichten, sonst verlieren wir weltweit den Anschluss", sagt Schavan. Bislang unterstützt ihr Ministerium die Sicherheitsund Endlagerforschung mit rund 30 Millionen Euro jährlich. Sie fließen an die Forschungszentren Karlsruhe, Jülich und Rossendorf.



- Geldeingang von 1.250 Euro
- 1 Euro Auszahlung Monat für Monat
- Kostenlose ec- und VISA-Karte
- Kostenlos Bargeld an über 7.000 Geldautomaten in Ihrer Nähe

www.comdirect.de oder 01803 - 44 45 (0,09 Euro/Min. aus dem Festnetz der T-Com)

> Zusätzlich bei comdirect: Tagesgeld PLUS mit 3,6% p.a.!



Deutschland Panorama



Marinesoldaten im Libanon-Einsatz

MARINE

Dauerauftrag vor dem Libanon

Die deutsche Marine richtet sich auf einen Dauerauftrag vor der Küste des Libanon ein. Der Grund: Nach Israel und dem Libanon hat nun auch die Uno in New York das Angebot der Türkei abgelehnt, von August an die Leitung des Unifil-Flottenverbands zu übernehmen, der Waffenschmuggel an die islamistische Hisbollah-Miliz unterbinden soll. Vielmehr solle Deutschland, das bisher zwei Fregatten, vier Schnellboote und ein Versorgungsschiff stellt, die Führung der Flottille behalten. Die Zustimmung Berlins gilt als sicher. Ende dieser Woche will die Marine zwei Minenjagdboote ins Mittelmeer schicken, um die defekten Schnellboote "Frettchen" und "Gepard" zu ersetzen. Sie waren im April auf hoher See bei einer Formationsfahrt zusammengestoßen und sind nicht mehr einsatzfähig. Die lädierten Boote, deren Rümpfe aus Holz bestehen, werden nun im zypriotischen Hafen Limassol notdürftig repariert, was mehrere Wochen in Anspruch nehmen wird. Danach sollen sie die Heimfahrt nach Rostock-Warnemünde antreten. An dem Einsatz, der im Oktober vergangenen Jahres begonnen hat, nehmen insgesamt sieben Nationen teil.

ARBEITSVERWALTUNG

Prüfungsfragen verraten

Lokale Arbeitsagenturen versuchen Loffenbar mit allen Tricks, die verschärften Kontrollen der Nürnberger Zentrale zu unterlaufen. Vergangenen Freitag musste die hessische Regionaldirektion in Frankfurt eine für diese Woche geplante Überprüfung ihrer Filiale in Limburg aussetzen, nachdem bekannt geworden war, dass sich Behördenangestellte die Testfragen illegal beschafft und untereinander weitergegeben hatten. Die Vorgesetzten hätten sicherstellen wollen, "dass wir die rich-

tigen Antworten geben", so ein Mitarbeiter der Limburger Behörde. Zuvor hatten mehrere hessische Arbeitsagenturen bei einer internen Überprüfung, ob sie ihre Verwaltungsabläufe effizient organisiert haben, katastrophale Ergebnisse erzielt. Von fünf getesteten Agenturen hatten drei die Messlatte verfehlt. In der übrigen Bundesrepublik hatten die Agenturen bei der Überprüfung weit besser abgeschnitten. Die Nürnberger Agenturzentrale sowie die hessische Regionaldirektion kündigten an, den Vorgang untersuchen zu wollen. Sollten Vorgesetzte versucht haben, die Prüfung zu manipulieren, werde es disziplinarische Konsequenzen geben.

BETRUG

Forschungsgelder für die Söhne

7 ine Verhaftung bringt Spitzenleute Eder nordrhein-westfälischen SPD in Bedrängnis. Der am vergangenen Donnerstag festgenommene Ministerialrat Rainer D. gilt als eine der Schlüsselfiguren im Skandal um veruntreute Forschungsgelder rund um die Fachhochschule Gelsenkirchen; dabei geht es um bis zu 30 Millionen Euro. D. soll unter anderem Gelder an Firmen weitergeleitet haben, die auf seine beiden ahnungslosen Söhne eingetragen sind. Der Beamte war bis Ende 2005 im Finanzministerium für die Fördergelder zuständig und will in dieser Woche umfangreich aussagen. Unangenehm für die SPD könnte dabei D.s enge Verbindung ins Wissenschaftsministerium werden, das in der fraglichen Zeit von den Ministerinnen Gabriele Behler und später Hannelore Kraft geleitet wurde, Letztere ist heute Chefin der NRW-SPD.

NRW-JUSTIZ

Tod am Fensterkreuz

Nach dem Foltertod eines 20-jährigen Häftlings in der Justizvollzugsanstalt Siegburg könnte die nordrheinwestfälische Justizministerin Roswitha Müller-Piepenkötter (CDU) nun erneut in Bedrängnis geraten. In der Nacht zum Freitag vergangener Woche gelang es einem 21-jährigen Untersuchungshäftling



Müller-Piepenkötter

im Kölner Gefängnis "Klingelpütz", sich am Fensterkreuz in seiner Zelle zu erhängen – obwohl wegen Suizidgefahr besondere Sicherungsmaßnahmen angeordnet worden waren. Der Mann hätte sich demnächst

wegen eines Vorfalls im Siegburger Jugendgefängnis vor Gericht verantworten sollen. Bei einer früheren Strafe hatte er dort einen Mithäftling gezwungen, Urin zu trinken. Die Justizvollzugsanstalt Siegburg war im November 2006 in die Schlagzeilen geraten, weil drei Insassen einen 20-jährigen Zellengenossen stundenlang zu Tode foltern konnten, ohne dass Wachen etwas bemerkten. Nach der Tat hatten Oppositionspolitiker den Rücktritt der Ministerin gefordert.



Sozialdemokrat Beck (bei einer Kundgebung am 1. Mai in Wörth am Rhein): Kraftvolle Führung sieht anders aus

SPD

Aroma der Niederlage

Die Schwäche von Parteichef Kurt Beck hat die verschiedenen Lager zum Richtungskampf ermuntert: Die Parteirechten sind zur Verteidigung des Reformkurses entschlossen, die Linken fordern eine Rückkehr zur Umverteilungspolitik, einige setzen sogar auf ein Bündnis mit der Linkspartei.

er 24. Mai 2006 war ein großer Tag für den Sozialdemokraten Paul Jörns, 66. In der Berliner Parteizentrale beim Kongress "Mitmachen in der SPD" gab es Anerkennung und viel Applaus. Parteichef Kurt Beck hielt eine Rede, Generalsekretär Hubertus Heil auch, sie verteilten lobende Worte und an den weitgereisten Jörns einen Scheck.

Ausgezeichnet wurde der Vorsitzende des kleinen hessischen Ortsvereins Massenhausen, weil er und seine Genossen über Jahre so viele Neumitglieder geworben hatten wie kein anderer Ortsverein in Deutschland. Aktueller Stand: 61 Mitglieder auf 500 Einwohner. "Vorbildlich, wie ihr das gemacht habt", schwärmte Bundesgeschäftsführer Martin Gorholt.

Doch in dieser Woche ist die Erfolgsgeschichte zu Ende. Die SPD wird auf einen Schlag alle 61 Mitglieder aus Massenhausen wieder verlieren: Nur ein Jahr nach der Prämierung löst sich der Vorzeige-Ortsverein auf. Im Büro des Vorsitzenden liegen 61 Parteibücher und Austrittserklärungen, am Mittwoch dieser Woche will er sie der SPD-Geschäftsstelle im nahen Korbach übergeben.

Jörns und seine Genossen haben genug von der Reformpolitik der SPD. Sie sehnen sich nach mehr Gerechtigkeit, wie sie sagen, nach den sozialdemokratischen Zielen der Brandt-Ära und beklagen, dass die innerparteiliche Willensbildung längst ohne sie stattfände. Sie beklagen die Gängelung durch die eigene Stadtratsfraktion und sprechen vom Gefühl, "nur noch Wahl- und Zahlvolk" zu sein. "Die SPD ist verkommen", sagt der Noch-Ortsvorsitzende Jörns.

Es steht schlecht um die Traditionspartei SPD, nicht nur in Nordhessen. Mit dem Mut der Verzweifelten hatte sich die Partei nach der Wahlniederlage 2005 auf eine Große Koalition mit der Union eingelassen. Die Genossen hofften auf eine Phase der Ruhe und Selbstfindung. Nach den erbitterten Kämpfen der Schröder-Zeit wollten sie zu alter Stärke zurückfinden.

Doch stattdessen wächst schon wieder die alte Wut auf das jeweils andere Lager. In der Partei drohen jene Richtungskämpfe auszubrechen, die schon in den zurückliegenden Jahrzehnten die SPD in Atem hielten. Es stehen sich gegenüber tatkräftige Reformer und leicht nostalgische Traditionssozis, die Wirtschaftsfreundlichen gegen die Wirtschaftskritischen, die Schröder-Vertrauten gegen die Schröder-Opfer.

In vielen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung herrscht Uneinigkeit: Wohin soll die SPD steuern? Gibt es angesichts der stagnierenden Umfragewerte nur den Weg zurück zu den alten Werten? Oder verspricht die Fortsetzung des Reformkurses, der unter Gerhard Schröder begonnen wurde, nicht doch eine bessere Zukunft? Soll



Parteifreunde Schröder, Steinmeier (im März in Berlin): Den Reformpfad weiter beschreiten

sich die SPD auf einen Flirt mit Linkspartei und Grünen einlassen, ein Bündnis, das rein rechnerisch schon heute durchaus eine Chance gegen Angela Merkels Union hätte? Oder wäre genau dieser Pakt der Untergang der SPD, die ihre Gegner damit adeln und die Partei selbst zerreißen könnte?

Der Vorsitzende Kurt Beck jedenfalls hat zur Beruhigung seiner Gefolgschaft nur kurzfristig beigetragen. Sein eigener Auftritt, die allseits beklatschten Erfolge der Kanzlerin im Ausland und die dürftigen Umfrageergebnisse der SPD ließen die alten Wunden der Volkspartei wieder aufplatzen.

Beck hat die an ihn gestellte Erwartung, er könne die SPD wenn schon nicht heilen, so doch ruhigstellen, nur unzureichend erfüllt. In allen Lagern schleichen sich Zweifel ein, ob der Pfälzer das Durchsetzungsvermögen hat, die Partei in eine rosige Zukunft zu führen. Kraftvolle Führung sieht anders aus, seine Interviews verströmen zunehmend ein Aroma der Niederlage.

Längst haben die wichtigsten Akteure der unterschiedlichen Lager damit begonnen, das Vakuum zu füllen, das Beck durch sein Zuwarten hinterlässt. "Die Partei ist im Schwebezustand", diagnostiziert Ottmar Schreiner. "Es geht jetzt darum, wer behält die Oberhand", sagt er mit jener Offenheit, die den Parteilinken von jeher auszeichnet.

Die Linken suchen derzeit in zahlreichen Strategiegesprächen nach einer Alternative zur Großen Koalition. Und sie werden dabei durchaus fündig. Noch traut sich niemand, es offen auszusprechen, doch am

liebsten würden tatsächlich viele mit der Linkspartei und den Grünen ein Bündnis schmieden – vielleicht nicht vor 2009, aber bald danach.

Die ungeliebte Allianz mit der Union, die den Sozialdemokraten viele Zugeständnisse aufzwingt, ohne ihr in gleichem Umfang Erfolg zu bescheren, wäre dann Geschichte. "Warum sollen wir uns denn mit denen abmühen, wenn es in Deutschland eine linke Mehrheit gibt", fragt eine SPD-Abgeordnete.

Schon arbeitet der linke Flügel an einer Neuausrichtung der Sozialdemokratie in seinem Sinne. Das Koordinatensystem der

SPD, so planen es einige Parteilinke, soll beim nächsten Parteitag im Oktober so verschoben werden, dass es möglichst viele Anknüpfungspunkte mit der Linkspartei gibt. Ein künftiger Spitzenkandidat, wer immer dann die SPD führt, müsste nur noch die losen Enden miteinander verknoten.

Einen guten Anlass für eine Kurskorrektur bietet den Linken das neue Grundsatzprogramm, das auf dem Parteikonvent in Hamburg verabschiedet werden soll. Außerdem wird die Führungsspitze der SPD neu gewählt. "Es waren die traditionellen Themen, die uns in den letzten Wahlkämpfen gerettet haben", sagt Juso-Chef Björn Böhning. "Es gibt in der SPD eine Sehnsucht nach gerechterer Politik", sagt seine Gesinnungsfreundin Andrea Nahles im SPIE-GEL-Interview (Seite 24).

Nach dem Willen der Linken sollen vor allem die traditionellen Werte der Sozialdemokratie im neuen Grundsatzprogramm eine große Rolle spielen. Mehr sozialer Fortschritt ist wichtigstes Ziel, mit anderen Worten: Die alte Umverteilungspolitik von oben nach unten soll auf der Agenda wieder nach ganz vorn rücken. Das bedeutet höhere

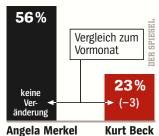
Steuern für die Reichen, etwa bei der Erbschaftsteuer, und zusätzliche staatliche Beschäftigungsprogramme.

Die Linken sehen sich im Einklang mit weitverbreiteten Gefühlen an der SPD-Basis. Nach der Diagnose von Nahles haben sich große Teile der Funktionärs- und Mitgliederschichten nie mit Schröders Agenda-Kurs anfreunden können. Das Anstimmen der alten Lieder soll die ermattete Partei wieder in Schwingung versetzen.

Die Parteirechten, die sich im "Seeheimer Kreis"

Kanzlerfrage

"Wenn man den Bundeskanzler direkt wählen könnte, für wen würden Sie sich entscheiden?"



Keinen von beiden: **16**% (+4) Weiß nicht/keine Angaben/spontan: "Kenne Kurt Beck nicht": **5**% (-1) Quelle: Infratest dimap f. ARD-Deutschlandtrend

"Sehnsucht nach gerechterer Politik"

Präsidiumsmitglied Andrea Nahles, 36, über den Kurs der SPD und ihr Verhältnis zur Linkspartei

SPIEGEL: Frau Nahles, von der Großen Koalition profitiert in den Umfragen vor allem die Union, die SPD ist weit abgeschlagen. Manch einer in der Partei sehnt sich schon nach Gerhard Schröder zurück. Sie auch?

Nahles: Die SPD steht geschlossen hinter Kurt Beck. Im Übrigen habe ich Gerhard Schröder getroffen, und der macht überhaupt nicht den Eindruck, als ob er auf ein Comeback hinarbeitet. Da wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

SPIEGEL: In der Öffentlichkeit ist Beck wenig bekannt, die Kanzlerin glänzt hingegen auf internationaler Bühne. Wie sollte er darauf reagieren?

Nahles: Merkel hat ein Zwischenhoch, das geht vorbei. Kurt Beck baut seine Position systematisch aus. Dafür ist der Parteitag im Herbst in Hamburg ein wichtiger Markierungspunkt. Dort wird über das neue Grundsatzprogramm entschieden und über die Parteiführung.

SPIEGEL: Becks Entwurf für das Grundsatzprogramm haben Sie bereits als "oberflächlich" und "blass" kritisiert. Wollen Sie einen Linksruck der SPD?

Nahles: Das ist der gemeinsame Entwurf der SPD, und dem habe ich als Diskussionsgrundlage zugestimmt. Ich sehe allerdings Veränderungsbedarf. An der Basis ist die Meinung eindeutig, es fehlt an Zuspitzungen. Wir müssen Antworten finden, etwa auf die Frage, wie wir mit den Finanzmärkten umgehen wollen: Sie müssen transparenter werden. Und: Für uns steht auch weiterhin der Mensch, nicht der Markt, im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Handelns. Es gibt aber auch ein großes Unbehagen in Fragen der Außenpolitik.

SPIEGEL: An welchem Punkt? Nahles: In der SPD gibt es eine breite Debatte über die Militäreinsätze in Afghanistan und anderswo. Wir nehmen daran teil. Die Staatengemeinschaft weiß insgesamt jedoch nicht, wie sie in diesen Ländern ihr militärisches Mandat erfolgreich beenden kann. In der SPD bezweifeln viele, dass in Afghanistan die Zielperspektive einer selbsttragenden, demokratischen Regierung mit den bisherigen Strategien der Nato erreicht werden



Sozialdemokratin Nahles "Merkel hat ein Zwischenhoch"

kann. Im Programm sollten wir uns deshalb grundsätzlich für eine Stärkung ziviler friedenspolitischer Maßnahmen gegenüber den militärischen Optionen einsetzen.

SPIEGEL: Wird das Thema soziale Gerechtigkeit im neuen Programm ausreichend berücksichtigt?

Nahles: Ich stehe ausdrücklich hinter der Konzeption des vorsorgenden Sozialstaates. Aber unsere Leute wollen wissen: Was heißt das konkret? Wie sieht der soziale Fortschritt aus? Ich glaube, die SPD muss deutlich machen, dass die kollektive Absicherung weiter garantiert wird, für den Fall, dass jemand in Not gerät. Außerdem müssen wir sagen, dass die SPD weiter zu dem Ziel Vollbeschäftigung steht. Wir schaffen das nicht allein über den ersten Arbeitsmarkt, aber mit geförderter kommunaler Arbeit und ausreichender Qualifizierung ist dies erreichbar.

SPIEGEL: Vizekanzler Franz Müntefering wirft Teilen der SPD einen Hang zur Opposition vor und mahnt mehr Bereitschaft zur Modernisierung an. Fühlen Sie sich da angesprochen?

Nahles: Die SPD regiert und will gestalten. Die von Franz Müntefering beobachtete Oppositionsneigung kann ich nicht erkennen. Aber es gibt in der SPD sehr wohl eine Sehnsucht nach gerechterer Politik. Auch Menschen in der Mittelschicht schätzen ihre eigene Zukunft weniger sicher ein als noch vor 15 Jahren. Das sollten wir ernst nehmen. Fakt ist auch: Die SPD regiert in zu vielen Bundesländern nicht mehr. Da helfen Appelle von oben nicht weiter. Stattdessen sollten wir auf Themen setzen, wie Mindestlohn, Bildung und Schaffung von Arbeitsplätzen, die die SPD gemeinsam glaubwürdig vertritt.

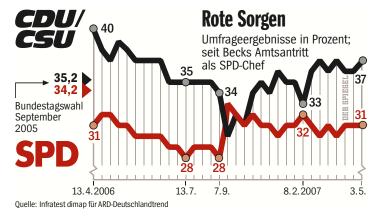
SPIEGEL: Wird sich die Partei unter Beck vom Reformprogramm verabschieden, das Ex-Kanzler Schröder als Agenda 2010 bezeichnet hat?

Nahles: In einer Phase, in der die Reformpolitik der rot-grünen Regierung Erfolge zeigt, lassen wir uns keine interne Debatte über die Agenda 2010 mehr aufdrücken. Kritik an der aktuellen Regierungspolitik der Großen Koalition gibt es jedoch immer mal wieder. So wird bei der Unternehmensteuerreform eine massive Netto-

> entlastung der Firmen von 25 Milliarden Euro bis 2013 nicht akzeptiert.

SPIEGEL: Werden Sie die Reform im Bundestag ablehnen?

Nahles: Ich stehe jetzt nicht an der Abstimmungsurne. Aber ich kämpfe darum, dass wir bei der Abgeltungsteuer und bei der Frage der Nettoentlastung noch Veränderungen durchsetzen. Es kann nicht sein, dass eine Abgeltungsteuer von 25 Prozent einen Einnahme-



ausfall von 1,6 Milliarden Euro verursacht und zur gleichen Zeit die Reichensteuer 1,6 Milliarden einfahren soll. Das hebt sich auf. Das ist ein Schildbürgerstreich. **SPIEGEL:** Heftige Kritik gibt es an der SPD-Basis und bei den Gewerkschaften auch an der Rente mit 67, für die sich die Parteispitze eingesetzt hat. Wird sie vom Parteitag gekippt?

Nahles: Man kann für die Rente mit 67 gute Gründe anführen. Ich habe ihr im Bundestag zugestimmt, weil ich glaube, dass sie die nötige Antwort auf die veränderten Lebensperspektiven ist. Die Rente mit 67 muss jedoch ein zweites Standbein bekommen. Wer hart körperlich arbeitet, muss auch künftig ohne herbe finanzielle Einschnitte früher aussteigen können. Das heißt konkret, wir brauchen bessere Zugänge zur Erwerbsminderungsrente und eine Nachfolgeregelung für die Altersteilzeit. Wir können nicht einfach die Rente mit 67 beschließen und dann behaupten, dass das jetzt für jeden passen muss.

SPIEGEL: Die SPD könnte auch eine Ampelkoalition oder eine rot-rot-grüne Regierung bilden. Was wäre Ihnen lieber? **Nahles:** Die Große Koalition ist nach der Wahl eine Notwendigkeit gewesen, aber sie ist kein Zukunftsprojekt. Sie sollte möglichst schnell in eine Konstruktion überführt werden, wo für die SPD wieder mehr Raum zur politischen Gestaltung besteht. Das kann meinetwegen auch eine Ampel mit FDP und Grünen sein.

SPIEGEL: Rot-Rot-Grün schließen Sie aus? Nahles: Ein solches Bündnis halte ich zurzeit wegen der außenpolitischen Positionierung und wegen des blanken Sozialpopulismus der Linkspartei für höchst unwahrscheinlich und im Übrigen auch nicht für wünschenswert.

SPIEGEL: Mit Ihren Positionen wären Sie doch bei der Linkspartei sofort willkommen. Was unterscheidet Sie denn von Oskar Lafontaine?

Nahles: Lafontaine betreibt eine Verdummung der Leute, weil er ihnen vormacht, wir könnten in den protektionistischen Nationalstaat der vergangenen Jahrzehnte zurückkehren. Die Linkspartei verspricht ein bedingungsloses Grundeinkommen von 1500 Euro für jeden. Damit haben wir nichts gemein. Diese Liste ließe sich fortsetzen.

SPIEGEL: Bei der geplanten Neuaufstellung der Führungsspitze auf dem Parteitag werden Sie als Kandidatin für einen Posten als Parteivizin gehandelt. Stehen Sie zur Verfügung?

Nahles: Ich bitte um Verständnis, dass ich mich zu Personalspekulationen nicht äußere. Ich bin mir sicher, dass vom Parteitag auch personell ein Aufbruchsignal ausgeht.

Interview: Roland Nelles



Linke Lafontaine, Gysi*: Mischung aus Wohlgefallen und Schadenfreude

versammelt haben, glauben nicht daran, dass es einen Weg zurück gibt. Aus ihrer Sicht war Schröders Agenda unabdingbar, und der Reformpfad sollte weiter beschritten werden. "Das Grundsatzprogramm weist den richtigen Weg", sagt Seeheimer-Sprecher Klaas Hübner. "Verteilungsgerechtigkeit hilft nicht mehr weiter. Die Globalisierung ist Realität. Wir müssen die Menschen ertüchtigen, mit ihr zurechtzukommen. Das ist wirkliche Gerechtigkeit."

Auch mit Hilfe der Personalpolitik arbeiten die Seeheimer auf ihre Ziele hin. Bei ihnen ist es mittlerweile Mehrheitsmeinung, die Zahl der Beck-Stellvertreter in der Parteispitze von fünf auf drei zu reduzieren. Als gesetzt gilt Finanzminister Peer Steinbrück, als Linke würde Andrea Nahles akzeptiert, und für den Osten könnte der Beck-Vorgänger und Brandenburger Ministerpräsident Matthias Platzeck Stimmen bringen.

Der Charme dieses Personaltableaus aus Sicht der Agenda-Anhänger: Platzeck gilt als Erfinder des vorsorgenden Sozialstaates, und zusammen mit Steinbrück und der designierten Schatzmeisterin Barbara Hendricks hätten die Modernisierer ein starkes Gewicht in der engsten Parteiführung.

Auch Außenminister Frank-Walter Steinmeier, ebenfalls ein Pragmatiker, wird für den Parteivorstand kandidieren. Steinbrück und Steinmeier arbeiten beide intensiv daran, ihre Verankerung in der Partei weiter auszubauen.

Der Finanzminister, der bislang kein Mandat innehat, kalkuliert für die Bundestagswahl 2009 mit einem vorderen Listenplatz in seinem Stammland Nordrhein-Westfalen. Steinmeier wird in Brandenburg für einen Wahlkreis antreten.

Noch sträubt sich Platzeck allerdings gegen eine Neuberufung auf den Vizepos-

ten, die aus Sicht der Agenda-Befürworter ein schöner Schachzug wäre. Mit seiner Wahl ließe sich ein prominenter Kandidat der Linken verhindern: Klaus Wowereit.

Der populäre Regierende Bürgermeister von Berlin spekuliert seit längerem auf den Posten als Vertreter Ostdeutschlands in der Parteispitze. Wowereit will sein Modell – Rot-Rot in Berlin – auch auf Bundesebene langfristig nicht ausschließen.

Ob die Eindämmungsversuche der Rechten erfolgreich sein werden, ist ungewiss. Denn die Linken gewinnen seit Monaten an Einfluss.

Besonders in den Landesverbänden geben die traditionellen Sozialdemokraten mittlerweile wieder den Ton an. In Niedersachsen und Hessen gehen die Genossen mit zwei ausgewiesenen Linken als Spitzenkandidaten in die Landtagswahlen im kommenden Jahr. Die Hessin Andrea Ypsilanti und der Niedersachse Wolfgang Jüttner haben bei der Parteiführung bereits eine Akzentuierung linker Themen angemahnt. Nur so seien für sie Wahlen zu gewinnen.

Für die Linken ist klar: Die neue SPD soll möglichst die alte sein. Nicht weniger, sondern mehr Staat ist ihr Ziel.

Das sieht man traditionell auch bei der Linkspartei so. Dort kann man sich ein Bündnis mit einer gewandelten SPD gut vorstellen, wenn auch das aktuelle Treiben bei den Sozialdemokraten mit einer Mischung aus Wohlgefallen und Schadenfreude beobachtet wird.

Die Vordenker der Linkspartei folgen einer Doppelstrategie: Politisch und personell will man die SPD weiter unter Druck setzen, nach links zu rücken. Mal wird mit Anträgen im Bundestag gestichelt, dann wieder umwirbt man die früheren SPD-Bundesgenossen, die Gewerkschafter, und poltert gegen die vermeintlichen Verräter der Sozialdemokratie.

Kaum eine Woche vergeht ohne Provokation. Ihren Parteitag Ende März, der die

 $^{^{\}ast}$ Mit dem Linkspartei-Vorsitzenden Lothar Bisky (l.) beim WASG-Parteitag am 25. März in Dortmund.

Fusion von Linkspartei und WASG Mitte Juni vorbereitete, legten die dunkelroten Genossen symbolisch nach Dortmund, die Arbeiterstadt, die Herbert Wehner einst als "Herzkammer der Sozialdemokratie" adelte.

Als die SPD ihre Erklärung "Politik für gute Arbeit – Deutschland braucht Mindestlöhne" mit Unterschriften führender Sozialdemokraten und Gewerkschafter im Volk verteilte, setzten die Abgeordneten der Linken ihre Unterschriften demonstrativ unter das Papier. Vorvergangenen Freitag brachte die Fraktion den Text als Antrag in den Bundestag ein, wissend, dass die SPD-Koalitionäre bei ihren Unions-

kollegen damit auf Granit beißen. Die Regierungsparteien überwiesen das Papier kleinlaut in die Ausschüsse, so dass Fraktionschef Gregor Gysi genüsslich registrieren konnte: "Die SPD ist zu feige, ihrer eigenen Kampagne zuzustimmen."

Doch während Gysi das Unwohlsein der Sozialdemokraten weitgehend still genießt, lässt Oskar Lafontaine keine Chance ungenutzt, seine Ex-Genossen vorzuführen: "Die SPD hat weder Strategie noch Inhalt. Sie steht für Rentenkürzung und völkerrechtswidrige Kriege" – die SPD sei eine "Hartz-IV- und Kriegspartei".

Mit der SPD regieren? "Sofort", höhnt Lafontaine, "wenn die Rentenformel wieder gekippt wird, die Truppen aus Afghanistan abgezogen werden und Hartz IV aufgehoben wird."

Er glaubt nicht, dass sich seine Fraktion auf die SPD zubewegen müsse – sondern umgekehrt.

Stolz brüsten sich die Funktionäre der Linkspartei damit, dass ihre Bundestagsabgeordneten bereits zu 66 Prozent in einer DGB-Gewerkschaft organisiert und bundesweit mittlerweile über 500 Betriebsräte und hauptamtliche Gewerkschafter bei der Linkspartei beheimatet seien – behauptet zumindest Fraktionsvize Klaus Ernst.

Längst sitzen mächtige Gewerkschaftsbosse auch auf Kongressen der Linken in der ersten Reihe. Auf der gewerkschaftspo-

litischen Konferenz der Linkspartei Mitte April in Hamburg erklärte Peter Deutschland, Vorsitzender des DGB Nord: "Wenn man mich heute fragen würde, wer aus gewerkschaftlicher Sicht unsere Verbündeten sind, dann würde ich die WASG und Die Linke uneingeschränkt als solche ansehen."

Im Osten hat die PDS der SPD schon seit der Wiedervereinigung mächtig zu schaffen gemacht. Nun soll das auch im Westen geschehen. Die neue Partei Die Linke wird zahlenmäßig mit über 70 000 Mitgliedern zur drittgrößten politischen Kraft Deutschlands aufsteigen.



Koalitionspartner Müntefering, Merkel: Finstere Perspektiven

Härter noch dürfte die Sozialdemokraten 2009 ein Erfolg der Linkspartei im Saarland treffen, wo Ex-Ministerpräsident Lafontaine als Spitzenkandidat auftreten will. "SPD und Linkspartei können dort die CDU aus dem Amt jagen", lockt Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch.

Bei der Bundestagswahl erhielt die Linke im Saarland mit Lafontaine über 18 Prozent, 20 Prozent hält er nun 2009 für möglich. SPD und Linke könnten dann erstmals in einem westlichen Bundesland gemeinsam regieren. Die Fronten zwischen beiden Parteien sind an der Saar längst aufgeweicht: Heiko Maas, einst Ziehsohn Lafontaines und nun SPD-Landeschef, hat eine Ampelkoalition im Auge, schließt aber auch Rot-Rot nicht aus.

In Berlin verfinstern sich derweil die Perspektiven in der von Angela Merkel und Franz Müntefering geführten Großen Koalition. Man belauert einander und hält den Anschein von Gemeinsamkeit nur noch für das Publikum aufrecht.

Vor allem Kurt Beck wird weiter unter Druck geraten. Ein Datum sticht den Parteistrategen der SPD ins Auge, bei dem der Waffenstillstand, den eine Große Koalition ja auch bedeutet, beendet sein könnte: die Wahl des Bundespräsidenten im Mai 2009.

Noch hat sich Horst Köhler nicht zu einer zweiten Amtszeit geäußert, doch die

Union würde sie ihm – trotz gelegentlicher Verärgerung über den Präsidenten – kaum verweigern können

Von der SPD erwartet vor allem die eigene Klientel ein Zeichen der Vitalität. Das einfache Abnicken des von Parteilinken als "neoliberal" etikettierten Präsidenten kann Beck sich nicht leisten. Er stünde als Merkel-Pudel da.

Zumal die SPD durchaus in einer starken Position ist, weil Union und FDP ihre derzeit knappe Mehrheit von elf Stimmen in der Bundesversammlung bei den Landtagswahlen im kommenden Jahr verlieren könnten. Zwar will Beck keinen Bundespräsidenten mit Hil-

fe der Linkspartei durchsetzen. Doch für Muskelspiele wäre die Konstellation allemal gut.

Anders wäre die Lage, wenn Köhler nicht noch einmal antreten sollte. Seine Frau soll kürzlich gesagt haben: "Fünf Jahre sind genug."

Einen eigenen Kandidaten könnte die SPD kaum durchbringen, eine attraktive Kandidatin jedoch, etwa von den Freien Demokraten, wäre auch für Grüne und Sozialdemokraten wählbar.

Charme hätte diese Variante für die SPD auch deshalb, weil sie damit kurz vor der Bundestagswahl einen tiefen Keil ins bürgerliche Lager treiben könnte. Sie würde so zudem eine Richtungsentscheidung treffen – gegen ein Bündnis mit der Linkspartei und für die Ampelkoalition unter Beteiligung von Grünen und FDP.

Davor steht indes noch die nicht gerade einfache Entscheidung über den nächsten Kanzlerkandidaten. Als Parteichef hat Kurt Beck zwei Möglichkeiten: Er kann sich selbst zum Kandidaten ausrufen – und niemand in der SPD würde ihm diesen Anspruch verwehren.

Er könnte aber auch einen anderen zur Kandidatur ermuntern – etwa den derzeit in Umfragen populärsten Genossen, Außenminister Steinmeier.

Der wird von einigen wichtigen Parteigrößen für fähig gehalten, Angela Merkel

entschieden Paroli zu bieten und eine Kanzlerschaft kraftvoll auszufüllen.

Die nur geringen rhetorischen Fähigkeiten des Juristen Steinmeier erscheinen dagegen eher sekundär. Ähnlich wie der ehemalige Kultur-Staatsminister Michael Naumann, der nun als SPD-Spitzenkandidat in Hamburg eingesprungen ist, würde ein Kanzlerkandidat Steinmeier schließlich einen prominenten Wahlkampfredner für sich verpflichten können – seinen alten Chef Gerhard Schröder.

Markus Deggerich, Horand Knaup, Roland Nelles, Michael Sauga



SPD-Aussteiger in Massenhausen: "Nur Wahl- und Zahlvolk"

ABGEORDNETE

Bluesrocker und Badenixe

Kochrezepte, Haustiere, Bikinifotos: Im Internet zeigen sich Berliner Parlamentarier neuerdings gern von ihrer ganz privaten Seite.

nter den Sozialdemokraten im Bundestag gilt Rainer Arnold, 56, als verlässlicher, aber leider etwas strenger Kollege. Der verteidigungspolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion betrachtet es als seine Aufgabe, die schwarz-rote Regierungspolitik mannhaft auch gegen Kritiker aus den eigenen Reihen durchzusetzen. Bei der Bundeswehr kennt man ihn als schneidigen Kerl.

Umso mehr ist dem Genossen daran gelegen, sich auf seiner Homepage einmal von einer ganz anderen Seite zu zeigen. Hinter der Fassade des knorrigen Wehrexperten verbirgt sich, hoppla, ein echter Rock'n'Roller. Ein Mausklick reicht – www.rainer-arnold.de –, schon scheppert Arnolds selbstverfasster "Reichstagsblues" in d-Moll aus den Boxen. "Du schaffst 16 Stunden – du fragst dich wozu", röhrt der Politiker: "Du bist 'nen Tag älter, und der Frust nimmt zu."

So wie Arnold sind derzeit viele Abgeordnete des Deutschen Bundestages dabei, ihre Internet-Seiten liebevoll aufzupeppen. Ging es bislang vor allem um die lückenlose Archivierung aller Pressemitteilungen und Redemanuskripte der vergangenen Jahre, piept und blinkt und flimmert es plötzlich bei jedem Tastendruck. Die jüngste Erhöhung seiner Mitarbeiterpauschale um monatlich 3000 Euro hat mancher Parlamentarier umgehend in den Ausbau seiner Online-Aktivitäten investiert.

Das Politische rückt dabei eher in den Hintergrund. Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt, normalerweise penibel auf den Schutz ihrer Privatsphäre bedacht, blättert unbekümmert ihr Familienalbum ("Ulla mit Schwestern") auf. Die CSU-Frau und gelernte Radiotechnikerin Ilse Aigner demonstriert unter dem Rubrum "Geschichten, Bilder und kleine Anekdoten aus Ilse Aigners Privatleben", wie sie im rosafarbenen Röckchen auf einen Antennenmast klettert. Michaela Noll, die CDU-Inquisitorin im Visa-Untersuchungsausschuss der vergangenen Legislaturperiode, präsentiert sich im Bikini beim Wasserski. Das Foto ist eine schöne Erinnerung an unbeschwerte Ferientage, wenngleich, weil in voller Fahrt geschossen, etwas unscharf.

Bundestagsabgeordnete wollen eben auch nur Menschen sein wie du und ich. FDP-Mann Jens Ackermann liebt Pferde



Ulla Schmidt (SPD, r.)



Michaela Noll (CDU)



Wolfgang Gerhardt (FDP)



llse Aigner (CSU)

Internet-Auftritte von Parlamentariern *Es piept und blinkt und flimmert*

("Haflinger Seppl"), die SPD-Drogenbeauftragte Sabine Bätzing Hunde ("Mischling Lale"), ihre Parteifreundin Dagmar Freitag wiederum Katzen ("Felix und Mogli"). Andere planschen gern mit den Füßen im seichten Wasser (FDP-Altstar Wolfgang Gerhardt) oder geben auch mal kleinere Schwächen preis. "Hobby: Essen" gesteht der Unionsfraktionsvize Wolfgang Zöller auf seiner Homepage, und zwar "alles, was meine Frau kocht".

Überraschenderweise sind es, rechts wie links, die traditionellen Werte, die den Politikern ganz nah am Herzen liegen: die Herkunft, die Heimat, die Familie. Einerseits listen die Parlamentarier penibel ihre vielen anstrengenden Termine in Sitzungswochen auf. Arbeitstage von 16 Stunden und mehr sind demnach nicht ungewöhnlich. Andererseits beteuern sie einhellig, welche Kraft ihnen das harmonische Miteinander im Kreise ihrer Liebsten spende.

Kaum eine Politiker-Homepage kommt ohne Schnappschüsse aus dem Kinderalbum daher; es gilt die Regel: Je größer die Schar der Nachkommen, desto umfänglicher ist auch die Bildberichterstattung. Kein Paparazzo würde sich trauen, einen Politikerspross so schutzlos abzufotografieren wie der SPD-Politiker Reinhard Schultz seinen 14-jährigen Sohn ("Davids Konfirmation war ein schönes Familienfest").

Bei Jörn Thießen, SPD-Bundestagneuling aus dem schleswig-holsteinischen Münsterdorf, dürfen die Kinder sogar selbst im Netz aktiv werden. Auf Thießens Online-Diskussionsforum berichtete Töchterchen Ada vor einigen Tagen in altersgemäßer Rechtschreibung, sie habe gerade ihr "fahrad abgehollt aber noch etwas an den schlüssel geklept".

Kritik wird online gern entgegengenommen, noch viel lieber aber Lob. Es gilt, das eigene verdienstvolle Schaffen angemessen zu würdigen. Der SPD-Politiker Swen Schulz lässt auf seiner Homepage den Altbundeskanzler Gerhard Schröder ("Ich bin sicher, von Swen Schulz wird man auch noch viel hören") zu Wort kommen. Parteifreundin Gabriele Hiller-Ohm hat das Lied eines Verehrers ("Oh, die Bundes-Gabi, yeah") ins Netz gestellt; es handele sich um ein "wundervolles Remake" des Rolling-Stones-Klassikers "Angie".

Auch Ex-Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin ist nicht frei von Eitelkeit. Sie schmückt ihre Internet-Seite mit Hinweisen auf besonders gelungene TV-Auftritte, etwa ihre Gastrolle im "Tatort" oder beim "Kochen mit Alfred Biolek".

Bei der Verfilmung des Frauenliteraturklassikers "Ein Mann für jede Tonart" habe sie ebenfalls mitgespielt, vermerkt Däubler-Gmelin stolz. Den filmischen Beleg will sie im Internet demnächst nachliefern: "Ich hoffe, einen Ausschnitt von diesem Auftritt bald an dieser Stelle bereitstellen zu können."

ALEXANDER NEUBACHER, DANIEL RETTIG

EUROPA

Gefühltes Defizit

Nach der Wahl in Frankreich tritt der Streit um die EU-Verfassung in die entscheidende Phase. Ratspräsidentin Merkel will die "Substanz" des Werkes retten – stößt aber auf Widerstand.

Lange hat sie daran gefeilt, immer wieder geübt, jetzt beherrscht sie ihren Auftritt in Perfektion. Es ist die Rolle der großen Unbestimmten, die alles in der Schwebe hält, nicht sagt, was sie will, sich nicht festlegt und auf keinen Fall eine Entscheidung trifft, bevor es unbedingt sein muss.

Allein in den vergangenen zwei Wochen hatte die Kanzlerin viermal die Gelegenheit, ihre schauspielerischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Aufgeführt wurde das nicht enden wollende Trauerspiel "Europäische Verfassung" und geladen waren nur ausgesuchte Teilnehmer: Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac, seine finnische Amtskollegin Tarja Halonen, der slowakische Regierungschef Robert Fico und Briten-Premier Tony Blair.

Sie alle haben Merkel ihre Sorgen vorgetragen, ihre Bedenken und ihre Wünsche. Die Kanzlerin hat sie reden lassen, hat immer wieder nachgefragt und um Präzision gebeten, aber selbst Position beziehen, das wollte sie nicht. Sie weiß, dass in diesem Fall Neigung und Notwendigkeit ausnahmsweise eins sind. Als EU-Ratspräsidentin ist sie im schwierigen Streit um die Zukunft der europäischen Verfassung nur dann glaubwürdig, wenn sie bis zuletzt nach allen Seiten offen bleibt.

Bislang hält sich die Kanzlerin strikt an dieses Rollenspiel, denn für sie geht es um viel. Erfolg oder Misserfolg in der Verfassungsfrage werden am Ende die sechs Monate der deutschen Ratspräsidentschaft bestimmen. Die Erwartungen der europäischen Partner sind gewaltig. Sie alle wissen, dass nun, nach der Wahl in Frankreich, die heiße Phase für Merkels Ratsvorsitz begonnen hat.

In den kommenden acht Wochen wird sich entscheiden, ob es der Kanzlerin gelingt, Europa wieder handlungsfähig zu machen. Das Nein der Niederländer und Franzosen gegen die 465 Artikel der europäischen Verfassung hatte die Gemeinschaft 2005 in die schwerste Krise ihrer Geschichte gestürzt. Jetzt soll es die Regierungschefin des größten Mitgliedslandes richten, und Merkel ist bereit, diese Herausforderung anzunehmen.

Ihre wichtigsten Helfer sind zwei Männer, die eher das Rampenlicht scheuen. Uwe Corsepius, Merkels Abteilungsleiter Europa, und Reinhard Silberberg, Außen-

amts-Staatssekretär, feilschen schon seit Wochen in streng vertraulichen Runden mit den Emissären der anderen 26 Regierungen über die Details des umstrittenen Verfassungswerks.

Mitte April schickten die Deutschen einen einseitigen Fragebogen ("Question-

bekommen. Doch der Fragebogen hat dazu geführt, dass nun in fast allen europäischen Ländern heftig die Frage debattiert wird, was die Deutschen eigentlich vorhaben. Merkel werde auf die Schaffung eines EU-Präsidenten und eines EU-Außenministers verzichten, jubelte man bereits voreilig in Tschechien. Die deutsche Kanzlerin wolle nur eine Verfassung im Westentaschenformat, hieß es in Madrid.

In Wirklichkeit hört sich Merkel geduldig an, was vor allem die schwierigsten Partner vorzubringen haben. So erläuterte der Niederländer Jan Peter Balkenende, dass sein Widerstand gegen eine Neuauflage der alten Verfassung durchaus kein persönliches Anliegen sei. Er habe einfach nur die Sorge, dass die Holländer bei einem erneuten Referendum wieder Nein sagen könnten.



Kanzlerin Merkel, Präsident Chirac: Feilschen in streng vertraulichen Runden

naire") in die europäischen Hauptstädte, der – einzeilig beschrieben und auf Englisch – genau formuliert, wie sich Berlin die weitere Debatte vorstellt. Bis Juni sollten die Staats- und Regierungschefs ein "sehr präzises und begrenztes Mandat" für eine Neufassung des Verfassungsvertrages vorlegen: "Um erfolgreich zu sein, muss jede Anstrengung unternommen werden, Änderungen auf das absolut Notwendige zu beschränken."

Dann folgen zwölf sorgfältig formulierte Fragen, mit denen die Deutschen ihre Spielräume sondieren wollen. Wäre es in Ordnung, im Text auf Symbole wie die Flagge oder die Europahymne zu verzichten? Sollten Passagen zur Klima- und Energiepolitik aufgenommen werden? In welcher Form müsste die Grundrechtecharta vorkommen?

Konkrete Antworten haben die Absender nicht erwartet – und meist auch nicht

Den polnischen Präsidenten Lech Kaczyński besuchte Merkel in dessen Sommerresidenz auf der Halbinsel Hela. Nachher räumte der europaskeptische Konservative immerhin ein, dass man einen neuen Anlauf zur Verfassung machen könne.

Den tschechischen Präsidenten Václav Klaus bearbeitete sie drei Stunden lang im neuen Gästehaus der Regierung auf Schloss Meseberg bei Berlin. Zum Abendessen lud Merkel auch den ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog ein, mit dem Klaus nach Herzenslust über das gefühlte Demokratiedefizit der EU schimpfen durfte.

Die wochenlangen Gespräche und Sondierungen haben bislang allerdings ein ziemlich ernüchterndes Ergebnis gebracht: Die Spaltung Europas in Befürworter und Gegner der Verfassung scheint immer noch unüberbrückbar.

Auf der einen Seite stehen die selbsternannten "Freunde der Verfassung", also jene 18 Staaten, die den Vertrag bereits ratifiziert haben. Die spanische Regierung versammelte die Staatssekretäre der entsprechenden Außenministerien zu einem Treffen in Madrid. Anschließend zählte Alberto Navarro, Spaniens EU-Staatssekretär, nicht ohne Genugtuung seine Truppen: "Das sind zwei Drittel der EU-Mitgliedländer mit mehr als 270 Millionen Einwohnern." Die Botschaft von Madrid war eindeutig. Mehr als kosmetische Korrekturen am Verfassungsvertrag würden abgelehnt.

Auf der anderen Seite steht ein etwas ungeordneter, aber entschlossener Haufen von Kritikern. Briten, Tschechen, Polen und Niederländer gelten als die entschiedensten Befürworter einer gründlichen Überarbeitung. Alles im Verfassungsvertrag, was der EU auch nur entfernt den Anschein eines "Superstaates" geben würde, lehnen sie ab: die Bezeichnung "Ver-

einem sechsseitigen Papier: "Alle Attribute europäischer Staatlichkeit müssen entfernt werden." Noch radikaler sind die Polen. Sie wollen das heikelste Element der Verfassung ändern, die Verteilung der Stimmrechte zwischen den Nationen. In Zukunft sollen nämlich größere Staaten wie Deutschland bei Abstimmungen deutlich mehr Gewicht erhalten als kleinere oder mittelgroße Länder wie Polen. Dieses System sei "für eine breite Mehrheit in Polen nicht akzeptabel", sagt Präsidentenberater Marek Cichocki.

Zumindest in diesem Punkt scheint sich Merkel vorsichtig festgelegt zu haben. "Die Kompromissmöglichkeiten sind bei diesem Thema fast ausgereizt", sagt sie. Das sehen auch andere – mit Blick auf das ganze Paket. Einen Kompromiss zwischen den Lagern zu zimmern sei "eine Riesenherausforderung", glaubt der niederländische

Anti-EU-Demonstration*: Ein entschlossener Haufen von Kritikern

fassung", das Amt eines europäischen Präsidenten und Außenministers und eine Charta der Grundrechte. Die könne schließlich nur ein Staat gewähren.

"Wir werden im Juni nicht zu einer Einigung kommen", droht bereits Großbritanniens Premier Blair, wenn man nicht auf den großangelegten Verfassungsvertrag verzichte und stattdessen bloß einen "vereinfachten Vertrag mit ergänzendem Charakter" beschließe.

Auch die Niederländer geben sich entschlossen. "Der Vertrag muss in Substanz und Form völlig anders sein als der bisherige", sagt der Berliner Botschafter Peter van Wulfften Palthe, "alles was nach Verfassung riecht, muss verschwinden."

Die tschechische Regierung hat sich sogar schriftlich auf Fundamentalopposition festgelegt. Der derzeitige Vertrag sei "ungeeignet für die EU von heute", heißt es in

RALF BESTE, KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN

STAMMZELLEN

Schrott in der Schale

Dem Bundestag steht eine erneute Debatte um das Stammzellgesetz bevor. Forscher klagen, das deutsche Regelwerk hänge sie vom weltweiten Fortschritt ab.

as Klagen über den vermeintlich schlechten Forschungsstandort Deutschland gehört bei manchen Wissenschaftlern zum Geschäft. Doch in diesem Fall scheint wirklich ernsthaft Not am Mann: Vorvergangene Woche trommelte Anthony Ho, Ärztlicher Direktor der Medizinischen Klinik der Universität Heidelberg, rund 200 hochkarätige Wissenschaftler zu einem Symposium zusammen. Der Fachmann für Leukämie wollte in Heidelberg mit seinen Kollegen über die Probleme der Stammzellforschung sprechen.

Die Experten waren sich rasch einig: So wie bisher könne es nicht weitergehen. Wegen der strengen rechtlichen Vorgaben drohe Deutschland den Anschluss an die Spitze zu verlieren. Zuvor hatte bereits die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gewarnt: Die hiesigen Wissenschaftler seien vom weltweiten Fortschritt "erheblich abgeschnitten".

Hauptärgernis für die Forscher ist das im Jahr 2002 verabschiedete "Gesetz zur Sicherstellung des Embryonenschutzes im Zusammenhang mit Einfuhr und Verwendung menschlicher embryonaler Stammzellen", kurz Stammzellgesetz genannt. Danach dürfen deutsche Forscher nur mit importierten embryonalen Stammzellen arbeiten, die vor dem 1. Januar 2002 gewonnen wurden. Inzwischen seien diese Zellen aber der "totale Schrott", sagt Werner Franke, Molekularbiologe am Deutschen Krebsforschungszentrum Heidelberg. Wer mit dem Material in der Petrischale arbeite und dann Forschungsergebnisse publiziere, werde international nicht mehr ernst genommen. "Das Gesetz", so Frankes Fazit, "ist nur noch hinderlich."

Die Alarmrufe der Forschergemeinde haben inzwischen die Politik erreicht. Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) plädierte für eine Debatte um eine Neuregelung des Gesetzes und forderte die Experten auf, entsprechende Vorschläge zu unterbreiten. Seitdem diskutieren Fachpolitiker aller Bundestagsfraktionen, ob und wie sie den deutschen Forschern aus dem Abseits helfen können. An diesem Mittwoch soll in einer auf sieben Stunden angesetzten Anhörung die Misere erörtert werden. Viele Wissenschaftler hoffen auf eine Gesetzesnovelle, die ihnen zweierlei

Botschafter van Wulfften Palthe, "wir wis-

sen auch noch nicht, wie die Bundeskanz-

einigen Zugeständnissen bereit. Der Name

"Verfassung" oder Symbole wie Fahne,

Hymne und Feiertag gelten bereits jetzt

als notwendiges Opfer an die Einheit Eu-

ropas. Selbst die Posten des Außenminis-

ters und des Präsidenten sind nicht mehr

sakrosankt. Der Name "Außenminister"

scheint bereits entbehrlich, jetzt wird nur

noch um die Kompetenzen des neuen Am-

Doch trotz derartiger Zugeständnisse gilt

eine Einigung alles andere als sicher. Und so wird in Berlin bereits überlegt, wie man

sich eine Niederlage schönreden könnte.

"Es wird ein großes Paket geschnürt, des-

sen Beratung vertagt wird", sagt ein hoher

Diplomat in Berlin, "das Ganze wird dann

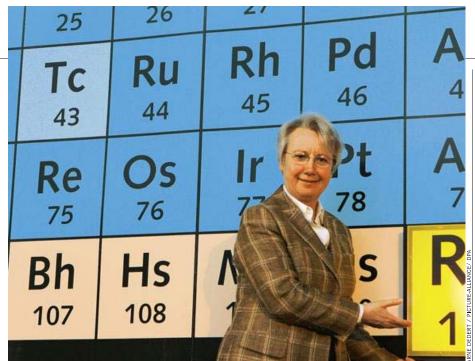
Inhaltlich ist man in Berlin immerhin zu

lerin das schaffen will".

tes gerungen.

als Erfolg verkauft."

^{*} Mit Jean-Marie Le Pen in Paris, 2005.



Forschungsministerin Schavan: Alarmrufe aus der Wissenschaft

ermöglicht: den Import frischer Stammzellen und mehr Rechtssicherheit.

Damit kommt erneut ein Thema auf die Agenda des Bundestags, das vor Jahren schon einmal Politiker, Fachleute und Ethiker in zwei Lager spaltete. Auf der einen Seite standen vor allem Kirchenvertreter, für die bereits Embryonen im frühesten Stadium Leben sind. Für den medizinischen Fortschritt dürfe dies keinesfalls "geopfert" werden, so die Position von Kardinal Karl Lehmann. Auf der anderen Seite standen Befürworter der Stammzellforschung wie etwa Peter Hintze (CDU), ehemaliger Pfarrer und heutiger Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, der es "sogar für ein christliches Gebot" hielt, für neue Heilungsmethoden "die Chancen der Stammzellforschung" zu nutzen. Am Ende der Debatte kam es im Janu-

Am Ende der Debatte kam es im Januar 2002 zu einem Kompromiss, der nun in Frage gestellt wird. Denn den Praxistest hat das komplizierte Regelwerk offen-

bar nicht bestanden. Da ist zum einen das Problem, überhaupt an geeignetes Material für die Forschung zu gelangen. Weil in Deutschland die "missbräuchliche Verwendung" von menschlichen Embryonen mit einer Freiheitsstrafe von bis zu drei Jahren geahndet wird, müssen embryonale Stammzellen aus Israel, Schweden oder den USA importiert werden, wo die Gesetze wesentlich liberaler sind. Forscher entnehmen sie dort wenige Tage alten Embryonen, die dabei absterben. Das deutsche Recht erlaubt allerdings nur, Stammzellen einzuführen, die vor dem 1. Januar 2002 aus Embryonen gewonnen wurden.

Viele dieser alten Zellen sind inzwischen aufgebraucht, andere mit Viren belastet. Erst vor zwei Jahren haben Forscher herausgefunden, wie man Stammzellen so vermehren kann, dass sie nicht kontaminiert werden. Deshalb gelten die vor 2002 kultivierten Zelllinien unter WissenschaftMutationen einzelner Zellen könnten das gesamte Forschungsergebnis manipulieren. Wer aus Arbeiten mit solchen Stammzellen dennoch allgemeingültige Schlüsse zieht, macht sich angreifbar. Sollten daraus gar Therapien für den Menschen entwickelt werden, wären sie nicht zu vermarkten.

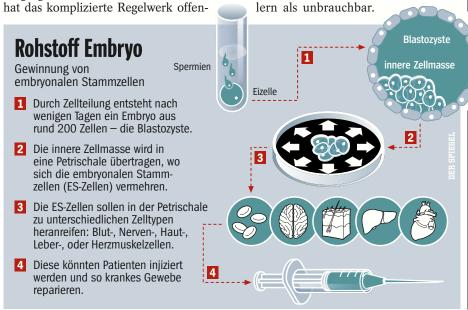
Mindestens so problematisch für Wissenschaftler sind die rechtlichen Fallstricke des Gesetzes aus dem Jahr 2002. Wann sich heute ein Stammzellforscher strafbar macht und wann nicht, ist selbst für Juristen kaum durchschaubar. Wenn ein deutscher Professor an einer ausländischen Universität an neuen Stammzellen arbeitet, "steht er schon mit einem Bein im Gefängnis", so der Münchner Strafrechtler Ulrich Schroth. Aber muss er auch belangt werden, wenn er einen ausländischen Kollegen am Telefon oder per E-Mail nur über bestimmte Forschungsschritte informiert, oder erst, wenn er ihn explizit damit beauftragt? Die Verunsicherung unter Wissenschaftlern sei enorm, klagt die DFG in ihrer Stellungnahme, deutsche Forscher würden auf diese Weise von zahlreichen Projekten "ausgeschlossen". Allein die Europäische Union fördert mit 50 Millionen Euro in den nächsten Jahren internationale Kooperationen, bei denen Deutsche deshalb nur selten mitmachen könnten.

Solche Argumente überzeugen inzwischen sogar ehemalige Skeptiker einer liberaleren Regelung in Deutschland. Zwar hält Kardinal Lehmann, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, die Forschung an embryonalen Stammzellen weiterhin für unmoralisch, auch der Bioethik-Experte der Unionsfraktion, Hubert Hüppe, warnt vor Lockerungen. Andere bewegen sich zumindest behutsam: Bischof Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, hält es inzwischen für denkbar, den Stichtag für den Import von Zellen von 2002 auf Ende 2005 zu verlegen. Und auch die Forschungsministerin Annette Schavan (CDU), eine engagierte Katholikin, ist für eine Verschiebung offen. Sie will den Stichtag nur "vom Grundsatz her auf keinen Fall aufgeben".

Zumindest in einem Punkt sind sich die Fachpolitiker aller Bundestagsparteien bereits einig: In Zukunft solle allen Wissenschaftlern klar sein, ab wann sie sich strafbar machten – zur Not müsse man deshalb das Stammzellgesetz ändern. "Natürlich soll nicht derjenige belangt werden, der mit ausländischen Wissenschaftlern kooperiert", so der forschungspolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Jörg Tauss.

Doch wie weit eine Novelle gehen könnte, ist offen. Sie wolle jetzt erst einmal die Anhörung abwarten, sagt Ilse Aigner, die forschungspolitische Sprecherin der Unionsfraktion. Sie stelle sich auf eine "harte Debatte" ein, schließlich bewege man sich auf "hochvermintem Gelände".

Udo Ludwig, Caroline Schmidt







Sitzung der Islamkonferenz, Gebet in einer Moschee (in Bochum): Kampf um die Deutungshoheit in Deutschland

ISLAMGIPFEL

Schlagabtausch im Fahrstuhl

Der Zusammenschluss von vier muslimischen Verbänden hat den konservativen Kräften in der Islamkonferenz Auftrieb gegeben. Als ihr Fernziel gilt die Gleichstellung mit den Kirchen.

er Innenminister strahlte wie seit Wochen nicht mehr. Bei der Präsentation der Islamkonferenz am vergangenen Mittwoch am Berliner Gendarmenmarkt hatte Wolfgang Schäuble (CDU) endlich einmal Ruhe vor der leidigen Debatte um schärfere Sicherheitsgesetze. Lob und Dank regnete es von den islamischen Vertretern für den "Herrn Bundesinnenminister" und "Dr. Schäuble" – dafür, dass der Christdemokrat und Kirchgänger den Gesprächsprozess mit Muslimen angestoßen hat.

Die Freundlichkeiten sind auch Ausdruck eines neuen Selbstbewusstseins. Über Jahrzehnte standen die Vertreter islamischer Gruppen eher am Rand der Gesellschaft. Schäuble hat sie auf die politische Bühne befördert. Und sie haben die Chance ergriffen.

Mit der überraschenden Gründung des Koordinierungsrats der Muslime (KRM), in dem sich die vier großen Islamverbände zusammengefunden haben, ist den konservativen Kräften vor vier Wochen ein Coup geglückt. Immer wieder hatten deutsche Politiker nach einem Ansprechpartner gerufen, der die Muslime vertritt. Der KRM will – auch wenn keine liberalen Strömungen unter seinem Dach zu finden sind – dieses Organ sein.

Mehr noch: Die Muslimvertreter im Rat wollen nicht nur die Stimme des Islam sein, sie wollen Macht. Die fordern sie deutlich wie selten zuvor. Schäubles Islamgipfel soll ihnen dabei helfen. "Schnelle Erfolge" der Konferenz, sagt Bekir Alboga, Dialogbeauftragter des mächtigen türkischen Verbands Ditib, könne es nur geben, wenn der Dachverband schleunigst als Religionsgemeinschaft anerkannt werde.

Das scheint ein ambitioniertes Unterfangen, sind die vier KRM-Mitglieder im Wesen doch extrem unterschiedlich (siehe Grafik) und zudem stark politisch. Die Spannweite reicht von der tendenziell säkularen Ditib bis zum Islamrat, der von Milli Görüş dominiert wird – einer Organisation, die der Verfassungsschutz beobachtet.

Momentan ziehen die KRM-Leute an einem Strang. Wie sehr, davon bekam der Minister vorigen Mittwoch einen Eindruck. Mit 40 Minuten Verspätung eröffnete er die abschließende Pressekonferenz – der KRM hatte die vorher in Arbeitsgruppen mühsam erzielten Ergebnisse nicht akzeptiert und teilweise zurückgezogen.

Auch Muslimvertreter, die nicht am KRM beteiligt sind, bekamen die Kampfeslust zu spüren. Noch im Fahrstuhl warfen Gipfelteilnehmer dem Aleviten Ali Toprak vor, er vertrete nicht wirklich den Islam, er gehöre nicht mit aufs Podium. Toprak konterte erhitzt, der KRM spiele sich zum Alleinvertreter der Muslime auf, obwohl er nur eine Minderheit repräsentiere.

Der KRM kämpft um die Deutungshoheit des Islam in Deutschland. Würde er als Religionsgemeinschaft anerkannt, stiege er für den Staat zum legitimierten Ansprechpartner in Fragen wie dem Religionsunterricht oder der Seelsorge auf. Viele säkuläre Muslime empfinden schon jetzt Unbehagen, dass ihren Kindern dann ein konservativer Islam in der Schule beigebracht würde.

Auf lange Sicht, davon gehen Experten aus, strebt die Muslimgruppe gar den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts an. Damit wäre sie den christlichen Kirchen gleichgestellt, könnte über das Finanzamt Steuern eintreiben, Rundfunkräte entsenden, konfessionelle Friedhöfe betreiben oder als Träger von Jugendheimen öffentliche Mittel einstreichen.

"Die wollen das Schritt für Schritt, darauf dürfen weder der Staat noch die Öffentlichkeit hereinfallen", warnt Toprak

In Deutschland leben etwa **3,3 Millionen** Muslime.
Davon sind bis zu 20 Prozent in Verbänden organisiert.
Zusammenschluss großer Verbände unter dem neuen Dachverband

Quelle: REMID 2005

K<mark>oordinier</mark>ungsrat der Muslime (KRM)

VERBÄNDE	Islamrat für die BRD	Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion (Ditib)	Verband der Isla- mischen Kultur- zentren (VIKZ)	Zentralrat der Muslime in Deutsch- land (ZMD)
MITGLIEDER (geschätzt)	136 000	118 000	20 000	12 000
VORSITZ	Ali Kizilkaya	Sadi Arslan	Mehmet Yilmaz	Ayyub Axel Köhler

von den liberal ausgerichteten Aleviten. "Sie wollen wie Kirchenvertreter herangezogen werden, als Sachverständige bei Gesetzgebungsprozessen", sagt die Frauenrechtlerin Seyran Ateş, die ebenfalls Mitglied der Islamkonferenz ist.

Derweil übt KRM-Sprecher Ayyub Axel Köhler schon mal besonders offensive Forderungen. Vor zwei Wochen verwandte er sich für getrennten Sportunterricht von Jungen und Mädchen, falls die Eltern das wünschen. Kurz darauf verlangte er von Schäuble eine "Roadmap" für die Islamkonferenz sowie die "Gleichstellung des Islam".

Für den Innenminister konnte dies keine Überraschung sein – schließlich haben die Verbände bereits im vergangenen September "die Integration des Islam in die deutsche Staatsordnung" gefordert. Das zeigt: Beide Seiten sprechen von Integration, haben dabei aber verschiedene Dinge im Kopf. Denn Schäuble geht es erklärtermaßen darum, "gemeinsam Lösungen für die Probleme des Zusammenlebens zu erarbeiten".



KRM-Sprecher Köhler, Minister Schäuble: "Druck ausüben"

So nährt sich auf Regierungsseite der Eindruck, dass der KRM mehr Probleme schafft als löst. Das zeigt sich etwa in den vier Untergruppen, die in der Islamkonferenz die Sacharbeit leisten sollen. Besonders erbittert verläuft die Diskussion in der Arbeitsgruppe "Deutsche Gesellschaftsordnung und Wertekonsens". Stundenlang wird hier um einzelne Sätze gerungen. Die Formulierung, Integration verlange "Zuwanderern ein höheres Maß an Anpassung ab, insbesondere an die auf Recht, Geschichte und Kultur Deutschlands beruhenden Orientierungen der Aufnahmegesellschaft", mochten die KRM-Vertreter offenbar nicht unterschreiben. Sie wollen sich zwar zum Grundgesetz bekennen, aber nicht zu "deutschen Werten" - das sei ihnen zu unkonkret.

Ähnlich mühsam verliefen auch die ersten Debatten im Arbeitskreis Medien und Wirtschaft. Muslimvertreter sangen dort lange Klagelieder über das falsche Islambild der Gesellschaft und über deutsche Medien, die eine islamfeindliche Atmosphäre schürten. Die Suaden gipfelten im Aufschrei, die Muslime fühlten sich "wie die

Juden" vor der Machtergreifung der Nazis. Aleviten-Vertreter Toprak protestierte, weil der Vergleich "geschichtlich falsch und politisch falsch" sei – doch er bekam wenig Unterstützung: "Es hat sich keiner so richtig getraut, dagegen was zu sagen." Die Einschüchterungskulisse wirkte.

Als die Verbände dann noch eine Studie des Erfurter Wissenschaftlers Kai Hafez präsentierten, die stützen soll, dass ARD und ZDF verzerrend über den Islam berichten und sogar "Islam-Angst" förderten, stellte niemand mehr eine Frage. Kein Wort darüber, dass die Methoden der Studie umstritten sind – etwa weil auch Beiträge mitgezählt wurden, in denen über Gewalt im Nahen Osten berichtet wird.

Sogar straffe Vorgaben für Journalisten deutscher Medien wurden diskutiert. So war auf der Konferenz allen Ernstes von einer 30-prozentigen Quote "neutraler oder positiver Berichte" über Muslime die Rede.

"Das Ausblenden der Realität hat noch nie geholfen", widerspricht die Berliner Anwältin Ateş. Sie beklagt fehlende Selbst-

kritik vieler Muslime. Manche Gespräche des Islamgipfels seien "ein Abklatsch der ganzen Integrationsdebatte: Es wird behauptet, die Migranten sind die Opfer und die Mehrheitsgesellschaft die Täter. Bei aller berechtigten Kritik wird die eigene Verantwortung für Missstände geleugnet".

So geriert sich der KRM als das, was er nach Einschätzung von Andreas Jacobs, Islam-

Experte der Konrad-Adenauer-Stiftung, auch ist: "Eine politische Lobbygruppe, die Druck auf die staatliche Seite ausüben will." Gleichwohl prognostiziert der Politikberater: "Wir werden in den nächsten Jahren etwas erleben, was auf die Anerkennung muslimischer Gruppen als Religionsgemeinschaft hinausläuft."

Es wäre die erste Stufe zu jenem Status, um den es eigentlich geht: die Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Die Hürden dazu liegen indes hoch. Die Religionsgemeinschaft muss verbindliche Aussagen über den Glauben treffen können. Eine solche Instanz kennt der Islam aber nicht. Außerdem muss die Organisation dauerhaft bestehen. Beim KRM könnte es schon daran scheitern.

Denn der ist ein ziemlich fragiles Gebilde. Der Zusammenschluss sei "ein reines Zweckbündnis", um Rechte zu bekommen, meint Islamkonferenz-Teilnehmer Walid Nakschbandi. Der Medienunternehmer gibt der Organisation nur eine kurze Halbwertszeit: "In spätestens einem Jahr bricht der Rat wieder auseinander." Cordula Meyer, Marcel Rosenbach

BREMEN

Laues Kuscheln

Bei der Landtagswahl in der Hansestadt scheint nur eine Frage offen: Wer wird Juniorpartner der SPD? Der Ausgang findet auch im großen Berlin reges Interesse.

r ist ein Bremer Original. Streitbar, volksnah, von Erfolg beschienen. Erst als SPD-Landesgeschäftsführer, dann als Fußballmanager des SV Werder, seit acht Jahren als Senator für Bildung. Willi Lemke, 60, hatte Schlagzeilen und Sympathien stets auf seiner Seite. Doch zuletzt geschah etwas, das verdächtig nach politischem Abstieg roch.

Lemke wurde von seinem Chef, Bremens Bürgermeister Jens Böhrnsen, 57, öffentlich bloßgestellt: Seit Jahren hatte sich Lemke geweigert, an Personalversammlungen der Lehrer teilzunehmen – weil die vormittags stattfänden und so unnötig Unterricht ausfalle.

Neulich bekamen die Pädagogen dann doch überraschend Besuch aus dem Rathaus: Böhrnsen persönlich machte seine Aufwartung, natürlich vormittags. Und nicht nur das: Statt wie Lemke immerzu vom Sparen zu reden, versprach der Regierungschef mehr Planstellen – und ein Comeback der gestrichenen Altersteilzeit für Lehrer.

Seither wird in der Hansestadt spekuliert, ob "der Willi" nach der Bürgerschaftswahl am kommenden Sonntag noch der Landesregierung angehören wird. Schließlich bestand für das Lemke-Mobbing keine Not: Trotz des vor anderthalb Jahren vollzogenen Generationswechsels vom populären Henning Scherf zum eher blassen Jens Böhrnsen liegt die SPD bei Meinungsforschern deutlich vorn. Selbst die Suche nach einem Juniorpartner scheint Böhrnsen aus einer komfortablen Position aufnehmen zu können: Die CDU, seit zwölf Jahren mit am Kabinettstisch, dient sich ebenso an wie Grüne und sogar die FDP.

Angesichts dieser Gemengelage geriet der Bremer Wahlkampf zu einem lauen Kuschelwettbewerb. Dabei hätte es in dem notorisch klammen Stadtstaat viele Gründe zum Streit gegeben: Die Kriminalitätsrate ist beängstigend, die Arbeitslosigkeit hoch, die Kinderarmut erschreckend. Vor allem aber gilt die rot-schwarze Sanierungspolitik trotz der Milliardenzahlungen des Bundes als gescheitert: Das Land nimmt drei Milliarden Euro ein, gibt aber fast vier Milliarden aus.

Zwar wurde im Wahlkampf über Geld geredet, doch meistens ging es darum, wo es hinfließen möge. Seitdem im Herbst die Leiche des zweijährigen Kevin tot im Kühlschrank seines Ziehvaters gefunden wurde, überbieten sich die Parteien etwa mit Vor-



Wahlkämpfer Beck, Böhrnsen (r.)*: Sparschraube überdreht?

schlägen, wie das Sozialressort aufgerüstet werden könnte.

Vor allem Regierungschef Böhrnsen gibt sich als Anwalt seiner Bürger, trifft sich mit Gewerkschaften und Personalvertretungen, wirbt für einen Mindestlohn und für mehr Bildungsausgaben. "Wir haben die Sparschraube überdreht", sagt er – ganz so, als ob Bremen nicht auf 14 Milliarden Euro Schulden säße.

Beim Wahlvolk immerhin scheinen solche Botschaften anzukommen. Jedenfalls konnte die Union lange kein zugkräftiges Thema dagegensetzen. In der vergangenen Woche allerdings half die "Bild"-Zeitung den konservativen Wahlkämpfern überraschend auf die Sprünge. Das Boulevardblatt berichtete, die frühere RAF-Terroristin Susanne Albrecht arbeite unter anderem Namen in der Hansestadt als Lehrerin. "Ich möchte nicht, dass meine Kinder von Terroristen unterrichtet werden", polterte da der Spitzenkandidat der

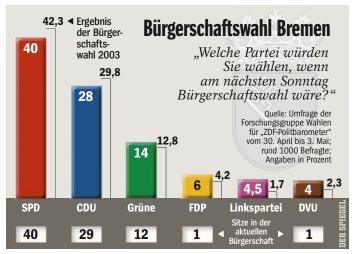
Union, Innensenator Thomas Röwekamp, sogleich los. Albrecht müsse gefeuert werden, forderte er: Niemals habe er es für möglich gehalten, "dass eine solche Karriere in Deutschland möglich ist".

Das Ziel des Angriffs war klar: die SPD-geführte Bildungsbehörde und der frühere Landesvater Henning Scherf, der sich zum "Helfershelfer der Terroristin" gemacht habe.

Der Ex-Bürgermeister bestätigt zwar, er habe während rüstung über die "gelungene Resozialisierechtskräftige Urteile."

Das Oberlandesgericht Stuttgart hatte die Frau, die in der RAF eine untergeordnete Rolle spielte, zwar 1991 zu zwölf Jahren Haft wegen Mordes an dem Dresdner-Bank-Chef Jürgen Ponto und wegen der Beteiligung an einem Anschlag auf den Nato-General Haig verurteilt. Aber schon 1996 entschieden die Richter, Susanne Albrecht auf Bewährung freizulassen - vor allem wegen ihrer "günstigen Sozialprognose". Schließlich, lobten die Juristen ausdrücklich, habe sie schon während ihrer Haft als Freigängerin in Bremen einen Teilzeitjob als Pädagogin bekommen. Sie werde daher ihren "Lebensunterhalt auch weiter mit der Ausübung von Lehrtätigkeiten verdienen", heißt es im Beschluss über ihre vorzeitige Haftentlassung.

der Haft und auch später Kontakt zu Albrecht gehabt - will aber die späte Entrung" nicht verstehen: "Es gibt schließlich



Röwekamps Sorge, Migrantenkindern könnten durch das schlechte Beispiel einer geläuterten Ex-Terroristin die falschen Werte vermittelt werden, hatten die Richter damals nicht. Womöglich aber hat der Spitzenkandidat der Union einen profaneren Grund für seine Aufregung: Bislang ist er so unbekannt, dass er beim Spaziergang durch die Bremer Innenstadt kaum wahrgenommen wird.

Politisch gilt er als Hardliner, auf Wahlplakaten wirbt die CDU mit dem Spruch "Starker Bürgermeister". Doch weil sich ihr Mann im Senat nicht einmal mit der Forderung nach 100 zusätzlichen Polizeistellen durchsetzen konnte, sammelt die Union dazu jetzt trotzig Unterschriften. Und in Ermangelung eigener Ideen hat auch sie die Sozialpolitik entdeckt - statt wie bei früheren Wahlkämpfen Helmut Kohl ist nun Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen das Zugpferd.

"Das ist so, als wenn wir plötzlich für Atomkraft wären", ätzt die Grünen-Spitzenkandidatin Karoline Linnert über diese neue Sozialstrategie der Union - und hält sich mit Kritik an der SPD zurück. Die Absicht ist klar: Die einzige ernsthafte Opposition, findet die 48-Jährige, habe es sich "verdient", auch mal mitzuregieren.

Das sieht auch die Parteispitze in Berlin so, würde eine Regierungsbeteiligung doch das Comeback von Rot-Grün bedeuten nachdem die Grünen im vorvergangenen Jahr auch aus den letzten Regierungen geflogen sind. Für Parteichef Reinhard Bütikofer wäre das bundesweit ein "Signal".

Erstaunlich viele betrachten die einzige Landtagswahl des Jahres 2007 als bundespolitischen Testballon. Sollte etwa Die Linke erstmals in ein westliches Landesparlament einziehen, sieht Parteichef Lothar Bisky seinen Verein als neue Kraft, mit der "sich das Land hoffentlich positiv verändern" werde.

Selbst die FDP hofft, von der politischen Großwetterlage profitieren zu können obwohl die Liberalen bislang in Bremen

kaum in Erscheinung getreten sind. "Es kann für ein sozialliberales Bündnis reichen", hat der Bremer Parteivorsitzende Uwe Woltemath ausgerechnet. "Das ist doch ein wichtiges Zeichen für SPD-Chef Kurt Beck."

Dass der Wahlausgang im überschaubaren Bremen repräsentativ für den Bund sein kann, scheint in der Tat nicht ganz abwegig. Seit Jahren nutzt das Marktforschungsinstitut TNS Infratest das kleinste Bundesland als Testmarkt für neue Produkte. Motto: "Wer Bremen kann, kann Deutschland." MICHAEL FRÖHLINGSDORF

^{*} Am 29. April auf einer Wahlkampfveranstaltung an einem Fischstand in Bremerhaven.



KABINETT

Verblüffende Rendite

Ursula von der Leyens Kosten-Rechnung für den großangekündigten Ausbau der Krippenplätze erweist sich als ziemlich unausgegoren.

m großen Kabinettstisch im sechsten Stock des Kanzleramts herrscht große Gleichheit: Alle Stühle haben dieselbe Größe, vor jedem Platz steht dieselbe Auswahl von Getränken, dazu Bleistift und Block. Das Einzige, was auf die interne Kabinettshierarchie schließen lässt, ist die Entfernung eines Ministers zur Kanzlerin. Die Familienministerin sitzt traditionell weiter außen, dort wo die weniger wichtigen Ressorts ihren Platz haben.

Ginge es nach ihrer tatsächlichen Bedeutung, müsste Ursula von der Leyen direkt neben der Kanzlerin sitzen. Kein Unionsminister hat in den vergangenen Monaten für so viel Aufsehen gesorgt. Handstreichartig hat sie das traditionelle Familienbild der CDU modernisiert und die SPD auf einem ihrer angestammten Themenfelder in die Defensive gebracht.

Kritik hat die Mutter von sieben Kindern dabei nonchalant ignoriert. Wer wissen wollte, wie sie ihre Pläne zu bezahlen gedenke, den vertröstete sie auf später. Die Zeit der Alphatierchen sei vorbei, sagte sie lächelnd, wenn die Männer aus ihrer eigenen Partei Zweifel an ihrer Politik äußerten. Sie konnte sich das leisten, die Kanzlerin stand hinter ihr.

Auf Dauer aber lassen sich schwierige Fragen nicht einfach weglächeln. Im Koalitionsausschuss soll von der Leyen nächste Woche ein Finanzierungsmodell für ihre ambitionierten Krippenpläne vorlegen. Sie will die Zahl der Betreuungsplätze bis 2013

von 230 000 auf 750 000 mehr als verdreifachen. Zur Frage, woher das Geld kommen soll, haben ihre Fachleute dem von Peer Steinbrück (SPD) geführten Finanzministerium inzwischen ein Konzept vorgelegt.

Die Pläne könnten all diejenigen bestätigen, die von der Leyen zwar ein großes PR-Talent bescheinigen, aber ein eher geringes Interesse an Details der praktischen Umsetzung ihrer Ideen. Der Bund soll nach den Vorstellungen der Ressortchefin bis 2013 insgesamt 3,8 Milliarden Euro für den Bau der Kinderkrippen zahlen. Dem Familienministerium zufolge entspricht das

etwa einem Drittel der zusätzlich benötigten Mittel.

Das klingt nach viel, tatsächlich aber will sich der Bund vergleichsweise preiswert aus der Affäre ziehen. Von der Leven will den Ländern lediglich einen Investitionszuschuss zahlen, für die langfristig erheblich höheren Betriebs- und Personalkosten sollen sie selbst aufkommen. Ab 2013 wären dies jährlich rund 2,3 Milliarden Euro. Anfang April hatte die Familienministerin Ländern und Kommunen bei einer Konferenz noch sugge-



SPD-Politiker Steinbrück Zweifel am Finanzplan

Ministerin von der Leyen* Fragen weggelächelt

riert, der Bund werde sich maßgeblich an den Krippenkosten beteiligen. Nur unter dieser Bedingung hatten viele Landesminister sich verpflichtet, bei den Ausbauplänen mitzuziehen. Von der Leyen, das wird nun klar, will den politischen Lorbeer ernten, zahlen sollen andere. "Sie muss aufpassen, dass sie da heil herauskommt", sagt ein Mitglied der CDU/CSU-Fraktionsspitze.

Auf wackliger Grundlage stehen auch die von ihr vorgesehenen Bundesmittel, die aus dem laufenden Haushalt kommen sollen. Von der Leyen greift zu einem Rechentrick:

In den vergangenen 25 Jahren wurden weniger Kinder als früher geboren, so das Argument, also werden künftig weniger Aufwendungen für das Kindergeld notwendig.

Das Phänomen nennt die Ministerin "demografische Rendite", und sie weiß auch, wie hoch diese zu beziffern ist: Auf ziemlich exakt 3,2 Milliarden Euro, was schon ziemlich nah bei der veranschlagten Summe von 3,8 Milliarden Euro liegt.

Fachleute im Finanzministerium wundern sich über diese Berechnungen. Trotz rückläufiger Geburtenzahlen gebe der Bund seit einigen Jahren konstant rund 35 Milliarden Euro für Kindergeld aus. Der Grund: In den vergangenen Jahren verlängerten immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene ihre Ausbildung und blieben daher auf das Geld ihrer Eltern angewiesen, was wiederum den Anspruch auf Kindergeld verlängerte.

Die "Nesthockerquote", so nennen die Finanzministerialen das Phänomen, stieg in den vergangenen zehn Jahren von 30 Prozent auf 40 Prozent. Wenn der Trend anhält, rechnet von der Leyen mit Geld,

das größtenteils schon ausgegeben wurde.

Verblüffend an dem Modell der Ministerin ist außerdem, dass es nur funktioniert, wenn ihr Lieblingsprojekt scheitert: das Elterngeld. Es wurde Anfang dieses Jahres eingeführt, um vor allem für gutverdienende Frauen einen zusätzlichen Anreiz zu schaffen, Kinder zu bekommen. Damit wäre, logisch, auch mehr Kindergeld fällig – was von der Leyen bei der Krippenfi

* In einer Kindertagesstätte in Frankenthal (Rheinland-Pfalz).

nanzierung aber nun gar nicht ins Kalkül passt.

Auch das zweite Finanzierungselement aus ihrem Ressort beruht auf Hoffnungswerten. Derzeit gibt es nach den Berechnungen des Familienministeriums im Rahmen von Hartz IV 75 000 Bedarfsgemeinschaften mit einem Kind unter drei Jahren. Wenn es gelänge, nur jede dritte davon wieder in Lohn und Brot zu bringen, weil für eine zuverlässige Kinderbetreuung gesorgt ist, brächte das noch einmal rund 900 Millionen Euro über sechs Jahre verteilt.

Diese Zahl allerdings, das wissen Steinbrücks Finanzexperten, ist utopisch. Vom Aufschwung haben die Hartz-IV-Empfänger bislang nicht profitiert, ihre Zahl ging noch nicht zurück. Ein besseres Krippenangebot wird daran wenig ändern.

Der auf fragwürdige Weise finanzierte Bundesanteil ist den Ländern ohnehin zu wenig. "Auf dem Krippengipfel Anfang April war viel mehr angekündigt, dass nämlich der Bund in die Betriebskosten einsteigt", sagt die bayerische Sozialministerin Christa Stevens (CSU). Der nordrhein-westfälische Familienminister Armin Laschet (CDU) drohte seiner Parteifreundin, sollte sie nicht nachlegen, werde das Krippenprogramm eben kleiner ausfallen müssen.

Auch die Kommunalpolitiker werden sich kaum auf finanzielle Abenteuer einlassen, um der Familienministerin einen politischen Erfolg zu bescheren. "Es kann nicht damit getan sein, die reinen Investitionskosten zu teilen", sagt der Karlsruher Oberbürgermeister Heinz Fenrich. Eine dauerhafte Beteiligung des Bundes sei unerlässlich. Ähnlich argumentieren seine Kollegen aus Düsseldorf und Frankfurt, Joachim Erwin und Petra Roth. Der Kölner Oberbürgermeister Fritz Schramma bringt es auf die Formel: "Wer die Musik bestellt, bezahlt." Alle diese Kritiker sind Parteifreunde der Ministerin.

Die SPD registriert den wachsenden Unmut genau. In der Finanzierungsfrage sehen sie den Punkt, an dem sie die CDU-Strahlefrau endlich packen können.

Auch in der Union wäre nicht jeder betrübt, wenn von der Leyens Stern wieder etwas sinken würde. Vor allem in der Fraktion empfinden viele den Stil der Ministerin, die kein Bundestagsmandat hat, als vermessen und überheblich.

Dass sie bei der Plenardebatte zur Kinderbetreuung am vorvergangenen Freitag einfach fehlte, stieß vielen übel auf. So gehe es nicht, zürnte CDU/CSU-Fraktionschef Volker Kauder in kleiner Runde. Sein Geschäftsführer Norbert Röttgen wurde in der vergangenen Woche zu von der Leyen geschickt, um ihr nahezulegen, sich besser mit der Fraktion abzusprechen. Alleingänge der Ministerin wollen die Abgeordneten künftig nicht mehr dulden.

Juliane Kinast, Ralf Neukirch, Christian Reiermann

SICHERHEIT

"Schnäppchen im Netz"

Diese Woche präsentiert Innenminister Schäuble die Kriminalstatistik 2006. Auch wenn die Zahl der Delikte weiter abnimmt: Jugendgewalt und Internet-Betrug breiten sich bedrohlich aus.

as Fachgeschäft "Babyland" in Singen am Bodensee galt gemeinhin nicht als klassisches Ziel für Einbrecher. So konnte es sich Ladeninhaber Patrick Osann auch nicht erklären, dass in der Nacht zum Dreikönigstag Diebe bei ihm eindrangen – und nichts mitnahmen außer dem Lesegerät für die EC-Karten an der Kasse. Selbst die Polizei wunderte sich.

Eine Woche später war Osann klüger. Da meldeten sich die ersten Banken bei ihm, weil mit den Daten seiner Kunden viel Geld abgehoben worden war – in Frankreich und in Spanien. Bis die Karten rund 40 Prozent im Vergleich zu 2005. Deshalb wird Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble, wenn er an diesem Dienstag in Berlin die Polizeiliche Kriminalstatistik 2006 vorstellt, auch auf die Gefahren beim Einkauf mit Plastikgeld – ob im Kaufhaus oder im Internet – mit ernster Miene hinweisen.

Deutschland sei noch sicherer geworden, kann der Christdemokrat zwar berichten – die Fallzahlen sanken erneut, diesmal um rund 1,4 Prozent auf 6,3 Millionen. Aber: Bei rechtsextremen Straftaten, Widerstand gegen Vollstreckungs-



Internet-Café (in Berlin), Geldautomat (in Magdeburg), Festnahme von Jugendlichen (in Frankfurt

gesperrt wurden, waren knapp 200 000 Euro weg. Und vom Täter fehlt jede Spur.

Die Polizei weiß noch nicht mal, wie der Beutezug genau funktioniert hat. Möglicherweise, so eine Hypothese der Fahnder, hatte sich der Täter nachts einschließen lassen und die Elektronik manipuliert. Auf einem zusätzlich angebrachten Chip könnten die Daten der EC-Karten gespeichert und nach dem Einbruch zur Herstellung von Dubletten benutzt worden sein. Mittlerweile hat das Bundeskriminalamt (BKA) den Fall übernommen – ein Zeichen dafür, wie ernst die Ermittler die Sache nehmen.

Der Betrug mit EC- und Kreditkarten wächst sich allmählich zu einem Massenphänomen aus. In mehr als 40000 Fällen sind 2006 allein im Ausland solche Dubletten eingesetzt worden, eine Steigerung von

beamte und Gewaltverbrechen steigen die Zahlen – vor allem unter Jugendlichen, vor allem in den Ballungsräumen.

So registrierte die Berliner Polizei allein bei 14- bis 17-Jährigen 2006 zehn Prozent mehr Fälle von Körperverletzung (3733 Taten), bei den 18- bis 20-Jährigen wurde ein Plus von 8,3 Prozent verzeichnet. Und während in der Hauptstadt von Jugendlichen mit deutschem Pass jeder Zehnte durch eine Straftat auffiel, war es unter Ausländern jeder Fünfte.

Ende des Monats befassen sich auch die Innenminister von Bund und Ländern mit dem Problem. "Wir wollen nicht stigmatisieren, aber wir müssen dieses Thema angehen", sagt der Bremer Innensenator Thomas Röwekamp (CDU). Denn in manche Viertel, beklagt der Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch im SPIEGEL-

Streitgespräch mit dem Strafrechtler Bernd-Rüdeger Sonnen, "traut sich selbst die Polizei kaum noch" (Seite 38).

Überraschend deutlich dagegen, um mehr als sechs Prozent, sanken die Drogendelikte. "Da wird einfach nicht mehr so viel kontrolliert", vermutet Konrad Freiberg von der Gewerkschaft der Polizei. Zur vergleichsweise positiven Gesamtentwicklung trug auch bei, dass Einbrecher, Räuber und Autodiebe auf dem Rückzug sind.

Umso unangenehmer ist der neue Tätertypus, der mehr und mehr auftaucht. Denn er ist eine unsichtbare Gefahr. Mit moderner Technik und dem Know-how eines Programmierers lauert er versteckt im Internet und an elektronischen Kassen. Er bemächtigt sich erst der Identität seiner Opfer – und dann ihres Geldes.

Die Ganoven von heute nutzen die Gutgläubigkeit der rund 46 Millionen Computerbenutzer in Deutschland oder der Millionen Kunden, die elektronisch bezahlen. Die Täter haben geringe Gegenwehr zu erwarten, denn bislang sind bundesweit Käufer", so Maurer, "bemerkt die Infizierung seines Rechners oft gar nicht."

Selbst Hersteller von Anti-Viren-Software kommen den ständig verfeinerten Tricks kaum hinterher. Kriminalist Maurer beobachtet einen "regelrechten Rüstungswettlauf zwischen Tätern und der Industrie".

Doch selbst wer die altmodische Barzahlung bevorzugt, muss die Scheine irgendwo in Empfang nehmen – und landet am Geldautomaten. In Niedersachsen kann das derzeit unangenehme Folgen haben. Dort stülpen Ganoven hauchdünne Tastaturen über das Original und bauen falsche Kartenschächte ein – alles täuschend echt. Sie kopieren die Daten und fertigen damit Duplikate an, mit denen sie die Konten räumen. Allein Bankkunden in Braunschweig entstand seit Februar ein Schaden von rund 100 000 Euro.

Das Auslesen von Karten ist heute ein Kinderspiel, Dubletten lassen sich mit handelsüblichen Geräten für ein paar Cent herstellen. In München überredete ein Neapolitaner die Kellner italienischer RestauUlrich May. So fand ein 19-Jähriger auf einer Autoseite einen Audi A4 für nur 5200 Euro. Laut Gebrauchtwagenliste wäre der Wagen knapp 20000 Euro wert gewesen.

Auf Anfrage meldete sich eine sympathische Carolyn aus London. Der Audi sei das Erbe ihres verstorbenen Bruders aus München, der links gesteuerte Wagen in England aber unverkäuflich und deshalb so billig – um ihn zu bekommen, müsse er nur schnell 1500 Euro anzahlen. Als Carolyn nach Zahlungseingang dieselbe Summe noch mal verlangte, dämmerte dem jungen Mann, dass der Traum vom Audi geplatzt und er 1500 Euro ärmer war.

Auch beim Verkauf eines Gebrauchtwagens lauern Gefahren. Der Verkäufer, erklärt ADAC-Fachmann May, "erhält oft einen Scheck von einer ausländischen Bank über eine weit höhere Summe als ausgemacht". Der Käufer entschuldigt sich für das Missgeschick und bittet, die Differenz per Western Union zurückzuschicken. Kurz darauf platzt der Scheck. Der Verkäufer bleibt auf dem alten Wagen sitzen und hat zudem viel Geld verloren. Denn zu belan-





am Main): Der moderne Täter bemächtigt sich erst der Identität seiner Opfer – und dann ihres Geldes

gerade mal rund 350 Internet-Fahnder im Einsatz, von denen die meisten nach Pädophilen oder Terroristen suchen.

Da ist zum Beispiel das Phishing, ein Begriff, der sich aus den englischen Wörtern Password und Fishing zusammensetzt: Betrüger versuchen im Netz auf alle erdenkliche Weise, an Daten von Bankkunden zu gelangen. "90 Prozent der in den letzten beiden Jahren eingegangenen Fälle im Bereich Computerkriminalität betrafen Phishing", sagt Jürgen Maurer, Abteilungspräsident im BKA.

Allein im Dezember 2006 spürten die Fahnder im Netz 28 000 Phishing-Seiten auf. Betrügerische E-Mails enthalten oft sogenannte Trojaner-Programme, die sich auf dem PC installieren und etwa Internet-Aktivitäten melden – also auch Banküberweisungen und Buchbestellungen. "Der

rants, die Kreditkarten ihrer Kunden zusätzlich in ein kleines Gerät zu stecken, das er ihnen lieferte. Mit den Daten von mehr als 50 Gästen ging er anschließend einkaufen. "Am sichersten ist es, seine Kreditkarte stets im Blick zu behalten", rät Wolfgang Schneider vom Fraunhofer-Institut. Wie hoch die Zahl der Betrugsfälle ist, darüber schweigen Banken wie Kartenemittenten. Die Kunden, denen ihr Schaden meist generös ersetzt wird, sollen das Vertrauen ins Plastikgeld nicht verlieren.

Dass auch Shoppen im Netz teuer werden kann, verrät der Anstieg der Fallzahlen bei der Internet-Kriminalität von knapp 120 000 (2005) auf etwa 160 000 in 2006. "Der Jagdinstinkt, der einsetzt, wenn man glaubt, im Netz ein Schnäppchen gefunden zu haben, lässt viele Kunden jede Vorsicht vergessen", beobachtet ADAC-Jurist

gen sind die Täter, wenn sie etwa irgendwo in der Ukraine sitzen, so gut wie nie.

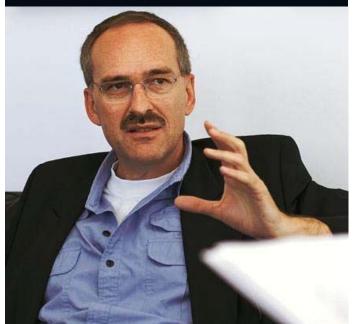
Experten sehen deshalb Politiker wie Schäuble gefordert, den Verbraucher besser zu schützen. "Die rechtlichen Probleme im internationalen Computerbetrug sind auf politischer Ebene noch nicht einmal diskutiert worden", kritisiert Klaus Jansen vom Bund Deutscher Kriminalbeamter.

Die Kriminalistenvereinigung ist gerade selbst Opfer geworden: Vor gut einem Monat knackten Hacker ihren Rechner und legten den gesamten Datenbestand lahm. Tagelang quälten sich Experten durch die Programme, und immer wenn sie glaubten, das Problem sei endlich beseitigt, tauchte ein neues auf. Jansen: "Ein mittelständisches Unternehmen wäre auf diese Weise an den Rand des Ruins getrieben worden."

SIMONE KAISER, ANDREAS ULRICH

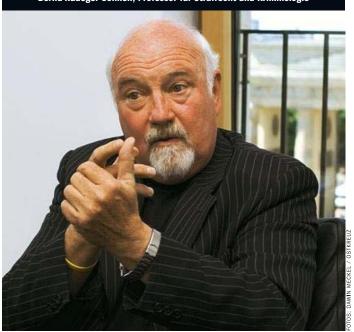
"Sobald sich ein Knabe in die falsche Richtung entwickelt, muss er eine Konsequenz spüren, die ihm weh tut, und Knast tut weh."

Roman Reusch, Oberstaatsanwalt



"Wir müssen Grenzen aufzeigen, ohne auszugrenzen. In 95 Prozent der Fälle wächst sich die Jugendkriminalität einfach aus."

Bernd-Rüdeger Sonnen, Professor für Strafrecht und Kriminologie



SPIEGEL-STREITGESPRÄCH

"Das Problem explodiert"

Verständnisvoll zuhören oder knallhart durchgreifen? Der Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch und der Hamburger Strafrechtsprofessor Bernd-Rüdeger Sonnen diskutieren über den richtigen Umgang mit gewalttätigen Jugendlichen.

Reusch, 53, ist Oberstaatsanwalt in Berlin und leitet dort die Abteilung für junge Intensivtäter. Der Hamburger Strafrechtsprofessor Sonnen, 66, ist Vorsitzender der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen.

SPIEGEL: Herr Reusch, Herr Sonnen, wann sind Sie das letzte Mal von Jugendlichen verprügelt worden?

Reusch: Das letzte Mal habe ich als Kind Prügel kassiert, aber das war etwas anderes. Früher haben wir Cowboy und Indianer gespielt. Wir wären nie auf die Idee gekommen, uns Killerboys zu nennen und Handys oder Turnschuhe zu rauben. Wir waren harmlos, heute beobachte ich die totale Verrohung.

Sonnen: Jetzt übertreiben Sie aber, Herr Reusch. Gewalt gibt es, seit Kain seinen Bruder Abel erschlagen hat. Jugendkriminalität und Jugendgewalt lassen sich nicht auf null reduzieren. Schlimmer geworden ist es nicht. Ich bin übrigens auch noch nie verprügelt worden – weder in den letzten Jahren noch in meiner Kindheit

Reusch: Da haben Sie aber Glück gehabt. Gehen Sie doch mal durch Berliner Viertel wie Neukölln. Da gibt es Ecken, in die sich selbst die Polizei nur noch mit mehreren Streifenwagen traut. Ein einzelner Wagen ist dort sofort von einer Menschentraube umgeben. Die Jugendlichen betrachten die Polizei als fremde Besatzungsmacht – wie Iraker in Bagdad die Amerikaner, getreu dem Motto: "Macht euch weg hier, das ist unser Kiez!"

SPIEGEL: Die polizeilichen Kriminalstatistiken verzeichnen heute mehr Gewalttaten von Jugendlichen als früher: Verglichen mit 1993 gibt es jetzt mehr als doppelt so viele tatverdächtige Kinder und Jugendliche. War früher wirklich alles besser?

Reusch: Die Schläger von heute nutzen nicht nur ihre Füße und Fäuste, die greifen ohne Hemmung zum Messer. Da reicht ein schiefer Blick, und die Klinge wird gezückt. **Sonnen:** In der Gesamttendenz nimmt die Gewalt zu, da gibt es überhaupt nichts

zu beschönigen. Aber die Zahlen steigen auch, weil sich das Anzeigeverhalten verändert hat. Nach einer Prügelei kommt es heute viel eher zu einer Anzeige. Wir schauen nicht mehr weg.

SPIEGEL: Ist die Kriminalstatistik also nur eine optische Täuschung – es gibt mehr Anzeigen, aber gar nicht mehr Taten?

Sonnen: Das darf man vermuten, wenn man sich die Daten anschaut, die wir von den Unfallversicherungen gemeldet bekommen. Dort werden die schweren Fälle registriert, die sich in der Schule ereignen. Demnach sind die Verletzungen seit einigen Jahren nicht mehr so gravierend.

SPIEGEL: Herr Reusch, dann kämpfen Sie also gegen ein immer kleineres Problem. Reusch: Im Gegenteil. In meiner Abteilung haben wir das Gefühl: Das ist ein Fass ohne Boden. Wenn in Traunstein ein paar Ladendiebstähle weniger begangen werden, nützt mir das in Neukölln-Nord wenig. Wir sehen in der täglichen Arbeit, dass das Problem förmlich explodiert. 2005 haben wir bei der Staatsanwaltschaft in Berlin 613 Tä-



Berliner Gang: "Die Jugendlichen betrachten die Polizei als fremde Besatzer"

ter gezählt, die schon zehn oder mehr Gewalttaten begangen hatten – fast alles sehr junge Menschen. Ein Jahr später gab es von denen schon 772. Und die Täter werden immer jünger.

SPIEGEL: Was für Typen sind das?

Reusch: Der klassische Straßenkriminelle ist jung, männlich und gehört der Unterschicht an. In keinem Land der Erde sind es die jungen Leute der Hautevolee, die massenhaft Gewaltdelikte begehen.

Sonnen: Aber es wird doch auch an Gymnasien geprügelt und abgezogen. Gewalt ist kein unterschichtsspezifisches Phänomen. Im Übrigen haben auch die Jugendlichen aus der Unterschicht ganz bürgerliche Träume. Alle wollen möglichst schnell viel Geld und ein schnelles Auto haben, eine nette Freundin und irgendwann mal Kinder. Sie dürfen auch nicht vergessen: In 95 Prozent der Fälle wächst sich die Jugendkriminalität mit dem Erwachsenwerden einfach aus.

Reusch: Klar, irgendwann wird es auch dem coolsten Schläger peinlich, Handys abzuziehen. Aber in den Problemkiezen ist eine eigene Welt entstanden. Inzwischen bessern schon Kinder mit sechs, sieben Jahren auf kriminelle Weise ihr Taschengeld auf. Die lernen von Kindesbeinen an, dass das Geld auf der Straße nur so rumläuft. Die betrachten jeden, der mit ehrlicher Arbeit sein Geld verdient, als "Opfer".

SPIEGEL: Im Jugendstrafrecht steht der erzieherische Gedanke im Vordergrund. Wie wollen Sie solche Kinder noch erziehen? Reusch: Wir haben festgestellt, dass die herkömmlichen Methoden unsere Klientel kaum erreichen. Freizeitarbeit, Ermahnungsgespräche, Betreuungsweisung, soziale Trainingskurse, das alles perlt an denen ab. Selbst Verhandlungen vor Gericht lassen sie in gelangweilt-belästigter Attitüde über sich ergehen. Erst wenn sie mal im Knast saßen, bessern sie sich in der Regel. SPIEGEL: Also sperren wir vorsorglich alle ein?

Reusch: Das wäre vielleicht ein bisschen überzogen. Ich kann nur für mich sprechen, nicht für die Berliner Justizpolitik, aber ich bin dafür: Sobald sich ein Knabe in die falsche Richtung entwickelt, muss er eine Konsequenz verspüren, die ihm weh tut, und Knast tut weh. Wir machen damit gute Erfahrungen. Die, die einmal in Untersuchungshaft gesessen haben, machen nicht mehr den dicken Max. Diese Jungs sind sehr viel vorsichtiger, wenn sie wieder rauskommen.

Sonnen: Um es ganz deutlich zu sagen: Nach dem Gesetz ist das nicht erlaubt. Die Untersuchungshaft hat nur ein einziges Ziel, nämlich die Durchführung einer Hauptverhandlung zu sichern. Das Jugendstrafrecht hat nicht zum Ziel, jemanden aus dem Verkehr zu ziehen.

Reusch: Wir müssen oft genug zähneknirschend zusehen, wie ein Täter noch mehr Menschen überfällt, demütigt, zusammenschlägt, weil uns der Gesetzgeber daran hindert, diese Jungs einzusperren. Wenn es rechtlich irgendwie möglich ist, greifen wir



zur U-Haft als Erziehungsmittel. Das ist die pure Verzweiflung und weitverbreitete Praxis in Deutschland.

SPIEGEL: Sie brechen das Gesetz?

Reusch: Unsinn, selbstverständlich bewegen wir uns immer im Rahmen des geltenden Haftrechts. Wir reizen lediglich jeden Spielraum aus.

SPIEGEL: Geraten die Jugendlichen im Gefängnis nicht erst recht auf die kriminelle Laufbahn?

Reusch: Klar kommt es vor, dass einer im Knast die Tricks lernt, die er vorher nicht kannte. Knast ist kein Allheilmittel. Aber wenn wir rechtzeitig U-Haft einsetzen dürften, dann könnten wir damit auch die überfüllten Jugendstrafanstalten entlasten. Nach einem solchen Warnschuss kämen viele gar nicht erst an den Punkt, in der Strafhaft zu landen.

Sonnen: Ich bin da sehr skeptisch. Wir reagieren auf jugendliche Gewaltkriminalität letztlich mit Gewalt, denn Haft ist nichts anderes als legale Gewalt. Im Übrigen hat der Mord in der Jugendstrafanstalt Siegburg, wo Jugendliche einen anderen Gefangenen gefoltert und sogar getötet haben, doch gezeigt, dass der Vollzug alles andere als ein gewaltfreier Raum ist.

SPIEGEL: Bundesjustizministerin Brigitte Zypries und mehrere Landesjustizminister fordern, auch für Jugendliche die nachträgliche Sicherungsverwahrung einzuführen. Finden Sie das angemessen?

Reusch: Selbstverständlich. Es gibt nun mal Extremfälle, die sind nicht beeinflussbar, die sind brandgefährlich für ihre Mitmenschen. Solange uns nicht die medizinische Wissenschaft eine Möglichkeit gibt, diese ungefährlich zu machen, hilft halt nur eines: sie so lange wegzuschließen, wie es nötig ist. Sonnen: Das läuft doch dem Erziehungsgedanken völlig zuwider! Wir sollten die Palette von Möglichkeiten, die wir haben, besser nutzen: Streetworking im Kiez, Jugendhilfe, der Täter-Opfer-Ausgleich. Es geht um Betreuung im Sinne von Begleitung. Wir müssen Grenzen aufzeigen, ohne auszugrenzen.

Reusch: Die Forderungen von Professor Sonnen sind ja alle richtig. Nur fürchte ich, dass sie nicht finanzierbar sind. Wir stehen vor einem Mengenproblem. Es gibt zu viele Täter - und zu wenige, die sich darum kümmern können. In Teilen der Stadt besteht die Bevölkerung fast nur aus Problemfällen. So viele Sozialarbeiter, Jugendgerichtshelfer und Lehrer gibt es überhaupt nicht. Und wer sollte sie bezahlen? Sonnen: Wir haben doch die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom Mai 2006 zur Notwendigkeit eines Jugendstrafvollzugsgesetzes. In diesem Urteil steht, dass der Staat genau für diese Problemgruppe mehr Ressourcen zur Verfügung stellen muss. Da steht "muss", nicht "soll". Reusch: Das ist einfach gesagt vom Bundesverfassungsgericht, die müssen die Knete nicht auftreiben! Wir bewegen uns doch



Jugendstrafanstalt (in Berlin): "Erst wenn sie mal im Knast saßen, bessern sie sich"

jetzt schon wie im Hamsterrad. Niemand fragt, ob wir unseren gesellschaftlichen Auftrag erfüllt haben. Es geht nur um die Zahl der erledigten Fälle.

SPIEGEL: Wie kann man das Hamsterrad denn stoppen?

Reusch: Wir sollten endlich Prioritäten setzen, um nicht unnötig Personal zu binden. Bei manchen Delikten kann man sich fragen, ob die Staatsanwaltschaft sie verfolgen muss. Das Schwarzfahren zum Beispiel ... Sonnen: ... oder auch das unerlaubte Entfernen vom Unfallort, die Fahrerflucht. Da wird die Strafjustiz im Grunde für rein privatrechtliche Ansprüche beschäftigt.

SPIEGEL: Haben Sie den Eindruck, dass die Jugendlichen derzeit auf der Strecke bleiben?

Reusch: Wir brauchen eine bessere Ausstattung der Anstalten. Wir müssten zum Beispiel die psychologische Betreuung ausbauen. Viele müssen erst mal Grundlagen erlernen. Es geht nicht um Resozialisierung, sondern um eine Erstsozialisierung. Wir müssen denen das Essen mit Messer und Gabel beibringen. Dass man morgens aufsteht, dass man ein wenig Wasser ins Gesicht tupft, das hat ihnen keiner beigebracht - eine einfache Struktur des Tages. Sonnen: Genau, die Struktur fehlt. Ich habe in Berlin jemanden betreut, der im Gefängnis seine Ausbildung zum Gebäudereiniger als einer der drei Besten von Berlin abgeschlossen hat. Er hat sofort einen Job bekommen. Aber er konnte mit einem struk-

turierten Tagesablauf nicht umgehen. Das erste Mal ist er zu spät gekommen, das zweite, dritte, vierte Mal auch, und nach kürzester Zeit hat er den Job verloren und ist ins alte Milieu zurückgegangen. Für solche Leute brauchen wir entsprechende Programme. Sie haben ja die Kosten erwähnt, Herr Reusch: Solche Jugendliche leben, das muss man wirklich sagen, auf Kosten der Steuerzahler. Dann muss es aber bitte unser Ziel sein, dass sie irgendwann selbst zum Steuerzahler werden.

Reusch: Das wäre klasse, ja!

SPIEGEL: Erreichen wir denn dieses Ziel bisher nicht?

Sonnen: Natürlich gibt es im Bereich der Jugendhilfe sehr gute Projekte, aber viele bleiben erfolglos. Im Koalitionsvertrag steht, dass die Jugendhilfe endlich ihre Erfolge beweiskräftig machen soll.

SPIEGEL: Kann man die Erziehungserfolge der Jugendhilfe wirklich messen?

Sonnen: Man kann es zumindest versuchen. In den USA werden Maßnahmen genau evaluiert. Eine solche Forschung haben wir hier nicht. Wir haben stattdessen den Wildwuchs einer Projektlandschaft. Die Projekte müssen ständig um ihre Finanzierung kämpfen und lassen sich deshalb ständig etwas Neues einfallen. Da kann keine Kontinuität entstehen.

Reusch: Meistens betreiben wir nur eine Therapie der Symptome, keiner kümmert sich um die Bekämpfung der Ursachen. Dafür müsste man die sozialen Verhältnisse in diesen Wohnquartieren, die Zusammensetzung der Wohnbevölkerung grundlegend ändern. Wir haben schlicht und ergreifend zu viel von der falschen Sorte.

SPIEGEL: Wovon haben wir zu viel?

Reusch: Knapp 80 Prozent meiner Täter haben einen Migrationshintergrund, 70 Prozent sind orientalische Migranten. Jeder



Sonnen, Reusch beim SPIEGEL-Gespräch*: "Fass ohne Boden"

Einzelne dieser ausländischen Täter hat in diesem Land nicht das Geringste verloren. Jeder, der sich in dieser Weise aufführt, verdient es, dieses Landes verwiesen zu werden. Hier sind die gesetzlichen und praktischen Möglichkeiten einfach erbärmlich gering. Unser Gesetz strotzt von Ausweisungsschutz über Ausweisungsschutz ... Sonnen: ... und das ist auch richtig so, Herr Reusch! Was soll denn der junge Türke, der hier straffällig geworden ist, in der Türkei? Er ist hier geboren, hier aufgewachsen. Er spricht gar kein Türkisch.

Reusch: Die sprechen kein Türkisch, aber größtenteils auch kein Deutsch. Sie haben ein Vokabular von 500 Wörtern, weitgehend grammatikfrei. Aber in diesem Land regiert das liberale Bildungsbürgertum, das in anderen Gegenden wohnt und nichts davon mitbekommt. Diese Leute lehnen sich zurück, schwingen große Reden und erbringen keinerlei Integrationsleistungen, das überlässt man der Unterklasse.

SPIEGEL: Sie meinen, liberal ist nur, wer es sich leisten kann?

Reusch: Fragen Sie mal eine Verkäuferin bei Schlecker, die schon dreimal von einer Horde jugendlicher Migranten überfallen worden ist, mit der Waffe eins übergezogen bekommen hat und jetzt jeden Morgen Beruhigungsmittel nimmt, um weiterarbeiten zu können – weil sie es sich nicht leisten kann, nicht zu arbeiten. Das ist eine Heldin des Alltags! Was können all die Opfer dafür, dass der Staat die Täter aus falsch verstandener Rücksicht nicht ausweist? Ich fürchte, wir nehmen auf die Falschen Rücksicht. SPIEGEL: Hat die Kriminalwissenschaft vor diesem Problem die Augen verschlossen? Reusch: Es gab in den zurückliegenden Jahren eine ganz klare Tendenz, dieses Problem der Migration unter den Teppich zu kehren. Man hatte wohl die keineswegs unbegründete Befürchtung, dass ein offener Umgang mit diesen Zahlen zu Fremdenfeindlichkeit führen kann.

Sonnen: Ich glaube nicht, dass diese Erkenntnisse vorsätzlich totgeschwiegen wurden. Außerdem sind es eben keine Ausländer. Viele junge Türken haben längst die deutsche Staatsangehörigkeit. Die meisten Russen haben sie ohnehin. Wir sollten sicher punktuell das Ausländer- und Einwanderungsrecht verschärfen, etwa Sprachkenntnisse schon vor der Einreise verlangen, aber ich bleibe dabei, dass Kriminalität auch immer zu tun hat mit der Gesellschaft, in der man aufwächst.

SPIEGEL: Wir sind also selbst schuld?

Sonnen: Ich bestreite, dass ein Täter wiederholt straffällig wird, nur weil er einen türkischen Hintergrund hat. Er lernt schließlich auf deutschen Straßen, was cool und was uncool ist. Diese Kriminalität entsteht hier. Reusch: Richtig, doch wir sollten alles tun, um diese Kriminalität von hier wieder zu entfernen.

SPIEGEL: Herr Reusch, Herr Sonnen, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

^{*} Mit den Redakteuren Ulrike Demmer, Markus Verbeet in Berlin,

HISTORIKER

Der Professor und die Sekte

Der Direktor des Dresdner Hannah-Arendt-Instituts, Gerhard Besier, muss gehen. Seine Mitarbeiter rebellieren, weil sich Besier für die Scientologen einsetzt.

Die Experten waren des Lobes voll. Gerhard Besier, Chef des Dresdner Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung (HAIT), habe in seiner Amtszeit nicht nur "die Kohäsion des Instituts" wiederhergestellt, sondern dieses "mit beträchtlichem wissenschaftlichem Erfolg zu hoher Produktivität" geführt. Einer Vertragsverlängerung, so der wissenschaftliche Beirat, stehe nichts im Wege.

Wenig später war der Kirchenhistoriker abgesägt. Besier solle, verkündete das sächsische Wissenschaftsministerium im April, künftig als Professor an der TU Dresden seine erfolgreichen Forschungen weiterbetreiben. Einen solch exzellenten Experten könne man im Lehrbetrieb immer gebrauchen. Das sei eine Regelung in beiderseitigem Einvernehmen.

Inzwischen lichtet sich der Nebel an der Elbe, und von Einvernehmen kann keine Rede sein. Denn es gab einen handfesten Grund für die vom Kuratorium betriebene Ablösung: Besier hat offizielle Verbindungen zu amerikanischen Wissenschaftlern geknüpft, die sich für die Scientology-Sekte einsetzen. Weil Sachsen den Beamten Besier weiter als Professor beschäftigen muss, soll man darüber nicht reden.

Mehrere Wissenschaftler des Instituts hatten Kuratoriums-Chefin Friederike de Haas am 14. März ein umfassendes Dossier zusammengestellt, um Besiers Nähe zu den Scientologen zu belegen. Die Nachwuchshistoriker fürchteten um ihre "Karrierechancen", wie sie wissen ließen, sollten sie der Organisation zu nahekommen.

Direktor Besier war schon 2003 aufgefallen, als er die Sekte bei der Eröffnung eines Scientology-Büros in Brüssel lobte ("Sie sind entschlossen. Sie halten durch. Sie zeigen Mut."). Kaum hatte sich die Aufregung gelegt, erschienen in einer Fachzeitschrift, die Besier mitherausgibt, mehrere Artikel, die so plump die Gefährlichkeit der Sekte zu widerlegen suchten, dass sich der Verlag in einem Vorwort distanzierte. Nicht viel besser kam der Band "Religionsfreiheit und Konformismus" an, den Besier maßgeblich mitgestaltete. Darin wird die angebliche religiöse Diskriminierung von Scientology in Deutschland beklagt. Besier legt Wert darauf, dass er sich auch für andere um-



Scientology-Gast Besier (I., 2003 in Brüssel): "Sie zeigen Mut"

strittene Gruppen, etwa die Zeugen Jehovas, einsetzt.

Für den Sturz Besiers sorgte dann die offizielle Zusammenarbeit des HAIT mit dem Amerikaner Derek Davis, Professor an der texanischen University of Mary Hardin-Baylor. Davis und Besier kennen sich gut: Vier Bücher schrieben sie zusammen. Als kürzlich ein Mitarbeiter des Dresdner Instituts seine Englischkenntnisse auffrischen wollte, lag es für Besier nahe, ihn zu Davis nach Texas zu schicken. Davis verfasste den Scientologen wohlge-



Wissenschaftler Besier *Nur Opfer einer Intrige?*

sinnte Schriften; die Sekte hat ihm den Human Rights Leadership Award verliehen. Der Dresdner Mitarbeiter weigerte sich zu reisen. Besier sagt heute, Davis habe dem Kollegen nur eine günstige Wohnung beschaffen sollen. Und man dürfe einen amerikanischen Wissenschaftler nicht nach deutschen Kriterien beurteilen. Da half es nichts, dass sich Besier von Davis schriftlich versichern ließ, kein Mitglied der Sekte zu sein, was Besier auch für sich selbst in Anspruch nimmt. Der Historiker ist schon seit längerem angeschlagen, ganz unabhängig von Scientology.

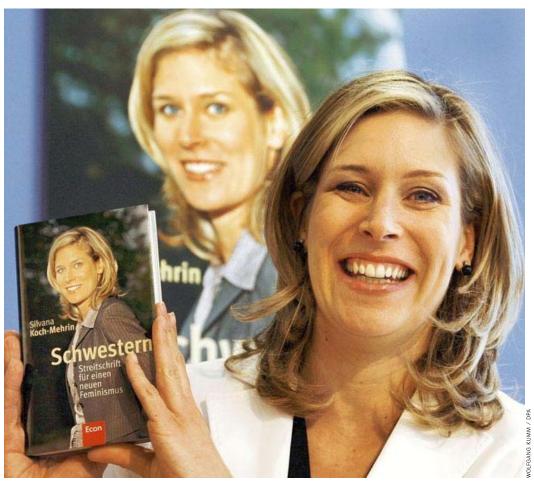
Viele Mitarbeiter des Instituts kritisieren die von ihm betriebene Neuausrichtung; Besier verlangt, nicht nur die Geschichte der Diktaturen in Deutschland, sondern auch in Osteuropa zu erforschen. Und die CDU des Landes will ihn loswerden, weil sich Besier gern mal in die Politik einmischt – und dabei mehrfach auf Seiten der Unionsgegner stand.

Besier hält denn auch die Scientology-Vorwürfe für vorgeschoben, er sieht sich als Opfer einer Intrige. Doch seinen Sturz verdankt er beiden Partnern der Großen Koalition. Den Ausschlag für die Kuratoren gab Kulturstaatssekretär Knut Nevermann (SPD). Der Hamburger berief sich auf Erkenntnisse aus seiner Heimatstadt. 1999 war Davis der Arbeitsgruppe Scientology der Hamburger Innenbehörde aufgefallen, weil er bei einer Werbeveranstaltung der Scientologen in der Hansestadt als Redner auf dem Programm stand.

Das 1993 gegründete Institut steht nach dem Rauswurf wieder vor dem Kollaps. Zu oft gab es negative Schlagzeilen, zu oft wechselte das Führungspersonal. Der Gründungsdirektor starb kurz nach Amtsantritt, der Nachfolger musste gehen. Besier, dessen wissenschaftliche Werke weithin anerkannt sind, sollte zur Beruhigung beitragen – was bis zum Ausflug ins Brüsseler Scientology-Büro auch gelang.

Um sein Auskommen muss Besier nicht bangen, denn der Direktor ist Professor an der TU Dresden. Besonders leicht wird er es allerdings nicht haben; neun Kollegen von der Philosophischen Fakultät haben sich bereits vertraulich an den Rektor gewandt und gewarnt, dass Besiers "Werbung für die umstrittene Scientology-Organisation" das Ansehen des "Instituts für Geschichte in Lehre wie Forschung nachhaltig zu beschädigen" drohe.

Immerhin ist ein neuer Kandidat für den Direktorenposten im HAIT gefunden: der Dresdner Politologe Werner Patzelt. Ob das Institut mit ihm in ruhigeres Fahrwasser gerät, bleibt abzuwarten. Patzelt hatte Besiers Vorgänger, dem Historiker Klaus-Dietmar Henke, vorgeworfen, dieser "verhalte sich wie Hitler" – was ihm eine einstweilige Verfügung des Berliner Landgerichts einbrachte. Klaus Wiegreff, Stefffen Winter



KARRIEREN

Ich, Silvana

Kein Politiker hat sein Privatleben so öffentlich gemacht wie die liberale Europaabgeordnete Silvana Koch-Mehrin. Jetzt spürt sie, welche Opfer das Verlangen nach Popularität fordern kann.

Silvana Koch-Mehrin hat es eilig, sie huscht durch den Kölner Hauptbahnhof. Gerade hatte sie ihren Pressesprecher am Handy, sie sei wieder in den Blättern. Die FDP-Politikerin ist aufgekratzt wie ein Kind an Heiligabend. Sie will Bescherung, sofort.

Im Presseladen schweift ihr Blick über das Zeitungsregal, in der "Welt" stehen ein paar nette Worte, das ist erfreulich, die "Rheinische Post" schreibt, dass sie auch dann gut aussehe, wenn sie "ungeschminkt den Müll rausträgt". Sie entscheidet sich, den Satz als Kompliment zu verstehen. Dann mustert sie den Ständer mit den Frauenzeitschriften.

Dort strahlt eine blonde Frau vom Titelblatt, die Augen leuchten hellblau, am Ohrläppchen funkelt ein Brillant. Es ist Silvana Koch-Mehrin. Sie schaut das Foto versonnen an, sie ist sehr zufrieden. Plötzlich lacht sie leise in sich hinein und zieht die

Oberlippe hoch. Der Zeigefinger schnellt hervor und zeigt auf den langen, scharfen Eckzahn in ihrem Oberkiefer. "Der musste retuschiert werden", sagt sie. Es war ein Trick, mit dem sie ganz und gar einverstanden war. Sie weiß, was von einem Covergirl erwartet wird.

Silvana Koch-Mehrin kennt die Mechanik der Medienbranche, niemand hat sich ihr so unterworfen. Vor drei Jahren machte sie als Spitzenkandidatin der FDP für das Europaparlament einen Wahlkampf, der zu weiten Teilen in den Klatschspalten stattfand. Dann ließ sie ihren entblößten schwangeren Bauch fotografieren, es war ein Riesenaufreger, ein großes Hallo. Für ein paar Wochen war Silvana Koch-Mehrin gefragt wie Britney Spears, aber das ist jetzt schon wieder zwei Jahre her. Sie ist inzwischen 36 Jahre alt und stellvertretende Chefin der Liberalen im Europaparlament; sie hat das Gefühl,

Autorin Koch-Mehrin *Politik als Wundertüte*

dass wieder mal was passieren könnte.

Manchmal erscheint Silvana Koch-Mehrin wie der letzte Restposten der Spaßpartei FDP. Man weiß von ihr, dass sie blutige Steaks mag, aber keine Innereien ("Da gab's mal ein traumatisierendes Kindheitserlebnis"). Sie trägt Designermode, kauft aber auch gern mal im Secondhandshop ein, es ist bekannt, dass Kickboxen ihr liebster Sport ist. Ihr Politikerleben ist eine große Wundertüte.

Es gibt für Politiker einige Wege, bekannt zu werden. Der steinigste ist der über harte Arbeit und das fleißige Mehren der Sachkenntnis. Es kann Jahrzehnte dauern, bis er zum Erfolg führt. Vizekanzler Franz Müntefering war 20 Jahre in der Politik, bevor er einem breiteren Publikum bekannt wurde. Man kann auch versuchen, über besonders gewagte Vorschläge aufzufallen, aber das birgt die Gefahr, irgendwann als unseriöser Spinner dazustehen.

Silvana Koch-Mehrin ist eine Politikerin neuen Typs, sie ver-

sucht gar nicht ernsthaft, mit Inhalten aufzufallen, ihr Programm heißt: Silvana Koch-Mehrin. Sie ist eine junge Frau mit zwei Kindern, sie versucht, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen, es ist ein Problem, vor dem Hunderttausende Familien auch stehen. Sie stellt sich deshalb nicht als Politikerin mit Programm vor den Wähler, sondern als Identifikationsfigur.

Vor einigen Tagen hat sie ihr neues Buch präsentiert, es heißt: "Schwestern – Streitschrift für einen neuen Feminismus". Der Titel klingt nach Simone de Beauvoir und Hildegard Hamm-Brücher, nach ernsthafter Politik. Der Eindruck hält sich bis zu der Stelle, wo Silvana Koch-Mehrin vom Grundsätzlichen zum Persönlichen übergeht, zur Frage nämlich, ob eine Mutter vollgesabberte Babykekse essen (Ja) und sich Gedanken über eine Bruststraffung machen sollte (Nein). Es sind private Bekenntnisse, wie vorgefertigt für die bunten Seiten der Zeitungen. So gesehen könnte das Buch auch "Ich, Silvana" heißen.

Man könnte Silvana Koch-Mehrin für eine Art Verona Pooth der FDP halten, aber sie ist eine Frau, die einen Doktor in Geschichte hat und zwei Fremdsprachen fließend spricht. Sie hat mit 28 ein eigenes Unternehmen gegründet, sie hat es nicht nötig, von ihrem Mandat zu leben. Die Frage ist, warum eine solche Politikerin mit dem Schauspieler Sky du Mont ein Streit-

gespräch über Muttermythos und Luxusgattinnen führt.

Es ist Mittwochmittag um kurz vor zwei, Silvana Koch-Mehrin eilt in ihr Büro im Straßburger EU-Parlament. Sie lässt sich auf ihren Stuhl fallen und sagt "Uff". Sie hat heute schon eine Rentnergruppe durch das Parlament geführt und über eine Schiffsverkehrsrichtlinie debattiert, danach war sie gezwungen, einer Rede des indischen Präsidenten Abdul Kalam zu lauschen. Es war wie so oft in ihrem Leben als Europaabgeordnete. Es ist viel passiert, aber sie hat nichts bewegt. Das Europäische Parlament ist eine Strafkolonie für Politiker mit Ambitionen. Es kann

der "blonde, hübsche Traum der FDP" ("Park Avenue").

Koch-Mehrin ist eine kluge Frau, man kann mit ihr offen über das Verlangen nach Aufmerksamkeit reden und das prickelnde Gefühl, eine öffentliche Figur zu sein. Es sei ein "einfacher Mechanismus der Eitelkeit", sagt sie. Als Koch-Mehrin vor einigen Tagen bei einem Italiener in Saarbrücken saß, näherte sich plötzlich ein Rosenverkäufer mit einem Armvoll Blumen. Es war ein Präsent von Geschäftsmännern, die am Nachbartisch zu Abend aßen, sie waren schon ein bisschen beschickert und sandten einen Emissär nach dem anderen, um die Frau im weißen Hosenanzug zu

18. Es gibt es jetzt kein Zurück mehr.

Kai Diekmann, der Herausgeber der "Bild"-Zeitung, hat neulich geschrieben, wer mit Journalisten im Fahrstuhl nach oben fahre, werde auch begleitet, wenn es wieder nach unten gehe. Es gab für Koch-Mehrin in jüngster Zeit einige Beispiele, an denen sie studieren konnte, was das konkret heißt. Agrarminister Horst Seehofer etwa hat sich gern mit Frau und seinen drei Kindern präsentiert, jetzt darf er dem morgendlichen Pressespiegel des Ministeriums Geschichten über seine Liaison mit einer Bundestagsmitarbeiterin entnehmen.

Auch Silvana Koch-Mehrin hat schon einen Vorgeschmack davon bekommen, was unerbetene Schlagzeilen bedeuten können. Im vergangenen Jahr wurde sie zum dritten Mal schwanger, aber sie verlor

stöbern. Die Antwort war ziemlich ernüch-

ternd, es gibt nicht mehr viel, was noch

geschützt ist, Aufnahmen ihrer Kinder zum

Beispiel, die waren noch nicht in den

Zeitungen zu sehen, zumindest nicht mit

geöffnet. Sie hat schon eine Homestory ge-

macht in ihrem Brüsseler Haus, es sind zahl-

reiche Fotos von ihrem Lebensgefährten

James Candon erschienen, es war zu lesen,

dass sie in ihrer ersten Schwangerschaft

28 Kilo zugelegt hatte und in der zweiten

Ansonsten hat sie die Schleusen weit

Auch Silvana Koch-Mehrin hat schon einen Vorgeschmack davon bekommen, was unerbetene Schlagzeilen bedeuten können. Im vergangenen Jahr wurde sie zum dritten Mal schwanger, aber sie verlor das Kind im fünften Monat. Es war eine Geschichte, die sie nicht in der Zeitung lesen mochte, aber sie war nicht geheim zu halten, ihr Bauch hatte sich schon gerundet, außerdem hatte Koch-Mehrin der "Frau im Spiegel" anvertraut, dass sie sich ein drittes Kind wünsche.

Mitte März stand auf der Titelseite der "Bild am Sonntag" die Schlagzeile "Deutschlands schönste Politikerin: Babydrama", die Buchstaben waren sechs Zentimeter hoch. Es musste auch die Frage gestellt werden, ob das Kind nicht überlebte, weil sie sich als Europaabgeordnete zu viel zugemutet habe. "Es gibt Momente im Leben, die wünsche ich niemandem", sagte sie danach.

Es klang so, als hätte sich etwas verändert, aber als sie später ihr Buch präsentierte, saß Claus Strunz mit ihr auf dem Podium, der Chefredakteur der "Bild am Sonntag". Strunz war voll des Lobes für das Werk. Vor allem die Stellen, in denen die FDP-Frau ihr Leben als Mutter schildere, machten aus der "Streitschrift" einen "Alltagsthriller mit politischer Wucht". Aus Strunz sprach der Boulevardmann, der erkennt, welcher Stoff sich vermarkten lässt. "Das Buch hat mich beeindruckt", sagte er.

Silvana Koch-Mehrin sagt, dass sie sich eigentlich Maybrit Illner für die Buchpräsentation gewünscht hätte, aber die ZDF-Moderatorin habe zu dem geplanten Termin keine Zeit gehabt. Deshalb sei sie auf Strunz zugegangen. "Ich dachte mir, vielleicht macht er es besonders gut aus schlechtem Gewissen."



Parlamentarierin Koch-Mehrin*: Flucht aus der Namenlosigkeit

Einspruch erheben und Vorschläge formulieren, doch wenn es wichtig wird, entscheiden Merkel oder Chirac oder Barroso

Man kann nicht sagen, dass Silvana Koch-Mehrin untätig gewesen wäre: Sie hat gegen den Pendelverkehr zwischen Straßburg und Brüssel gekämpft oder für den Abbau der milliardenschweren Agrarsubventionen, aber ihre Initiativen fanden allenfalls in den Meldungsspalten der Zeitungen statt.

Es ist sehr verlockend, mit Geschichten für die bunten Blätter der Namenlosigkeit des EU-Parlaments zu entfliehen, zumal Boulevardjournalisten Kooperation mit einem Schwall von Komplimenten belohnen. Koch-Mehrin war schon eine der "schönsten Mütter Deutschlands" ("Bunte"), die "Fachfrau für Europa" ("Gala"),

einem Glas Champagner zu überreden. Koch-Mehrin ließ die Herren wieder abtraben, aber man konnte ihr auch die Freude über so viel Anerkennung ansehen.

Silvana Koch-Mehrin weiß, dass der Grat immer schmaler wird, auf dem sie sich bewegt. Sie hat verfolgt, wie Gabriele Pauli erst zur schönen Landrätin aus Fürth hochgeschrieben wurde und dann abstürzte, als sie sich abbilden ließ mit Latexhandschuhen und einer Perücke aus kupferrotem Haar. Paulis Fehler sei gewesen, dass die Bilder nichts mit ihrer Arbeit als Politikerin zu tun gehabt hätten, sagt Koch-Mehrin. Aber warum zeigt eine Europaabgeordnete ihren Schwangerschaftsbauch, wenn sie im Haushaltsausschuss über die Einhaltung von Stabilitätskriterien wachen sollte?

Koch-Mehrin hat sich unlängst mit ihrem Anwalt unterhalten. Sie wollte wissen, ob sie rechtlich gegen Journalisten vorgehen könne, die in ihrem Privatleben herum-

^{*} Mit dem grünen EU-Abgeordneten Daniel Cohn-Bendit in Straßburg.





Schuldscheine Landesund Kredite: schatzbriefe: 25.4 **Berliner** Mrd. € Miese Schulden insgesamt: **60** Mrd. € Öffentliche davon: 13,75 Mrd. € Hand: langfristige Bench-1 Mrd. € *börsennotiert mark-Anleihen*

Beamte als Broker

Ein kleines Team von Senatsmitarbeitern verschafft der hochverschuldeten Bundeshauptstadt täglich Millionenkredite die Anleihen sind weltweit begehrt.

ie Abteilung II, Referat A 3, der Senatsverwaltung für Finanzen unweit des Berliner Roten Rathauses sieht aus wie eine beliebige Behörde irgendwo in Deutschland. Das Mobiliar ist von der Stange, der Schreibtisch aus Resopal, die Topfpflanzen sind immergrün und pflegeleicht. Nur die ständig flackernden Monitore des Finanzdienstes der Reuters-Agentur mögen ins beschauliche Beamtenambiente nicht recht passen.

Doch die Bildschirme, die im Sekundentakt die Ausschläge der globalen Wirtschaft und der internationalen Finanzmärkte abbilden, sind für die Arbeit von Regierungsdirektorin Susanne Reichenbach unverzichtbar. Die 49-Jährige ist Brokerin – mit Beamtenstatus. Wie eine Investmentmanagerin von Morgan Stanley muss sie ständig wissen, wie der Euro gehandelt wird, wie sich Zinsen entwickeln und was sich auf dem internationalen Finanzkarussell dreht. Denn Susanne Reichenbachs Job ist es, die hochverschuldete Bundeshauptstadt liquide zu halten – zu den bestmöglichen Konditionen, die am Kapitalmarkt erzielt werden können.

Bis heute gleicht die Stadt allen Anstrengungen von Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit zum Trotz ("Sparen, bis es quietscht") einem kranken Patienten, der ohne eine tägliche monetäre Infusion nicht überleben kann. Die Schuldenlast von rund 60 Milliarden Euro, die der Senat seit dem Mauerfall angehäuft hat, ist erdrückend; würden Reichenbach und ihr Vier-Mann-Team ihre Arbeit einstellen, könnte Finanzsenator Thilo Sarrazin (SPD) von heute auf morgen keine Gehälter mehr auszahlen. Mehr als acht Milliarden Euro frisches Geld muss der Senat allein in diesem Jahr beschaffen.

Deshalb wird beim Zinssatz um jedes Hundertstel hinter dem Komma gefeilscht, meist am Telefon, selten per E-Mail. Mit 15 bis 20 Banken in der gesamten Republik sind die Mitarbeiter des Berliner Kreditreferats täglich im Gespräch und online mit den Kollegen aus den Finanzministerien der anderen Bundesländer vernetzt. Ist ein Geldinstitut bereit, für "minus 4", also beispielsweise für 4,4 Prozent statt für 4,44 Prozent Zinsen, dem Land Berlin 100 Millionen Euro zu leihen, wird zugeschlagen. "Das ist dann eine Angelegenheit von Sekunden", sagt Reichenbach.

Anders als es der marode Finanzstatus vermuten lässt, sind die Schuldscheine



Kreditbeschafferin Reichenbach* Arbeit wie eine Investmentmanagerin

mit dem Bären in aller Welt hochbegehrt: Neben internationalen Versicherungskonzernen, Großbanken und angelsächsischen Pensionsfonds zählen zu den Berlin-Gläubigern auch Scheichs aus Kuweit und eine chinesische Staatsbank. Weil einzelne Bundesländer im föderalen System laut Grundgesetz nicht pleitegehen können, gelten Darlehen an den deutschen Staat als sicheres Investment. "Uns wird das Geld waschkorbweise hinterhergetragen", brüstet sich Sarrazin. Und Reichenbach sagt: "Wir genießen hohe Bonität."

Auf diese Weise haben die Schuldenmanager weltweit Kapitalanleihen ausgegeben, die mit 33,6 Milliarden Euro den Löwenanteil der Berliner Verbindlichkeiten ausmachen und die teilweise an der Börse gehandelt werden. Bei inländischen Geldinstituten wie der Deutschen oder der Dresdner Bank nahm der Senat Kredite über insgesamt 25,4 Milliarden Euro auf.

Die moderne Form der Geldbeschaffung nach den Regeln des globalen Kapitalismus haben die Bundesländer erst vor rund zehn Jahren für sich entdeckt. Vorreiter waren Hessen und ausgerechnet das damals mit Unterstützung der PDS regierte Sachsen-Anhalt. Berlin ist seit 2001 an der Börse.

Mitunter agiert die Hauptstadt dabei wie ein aufstrebendes Jungunternehmen, das neue Aktien ausgibt: mit einer Roadshow für Investoren. Zuletzt starteten Reichenbach und Staatssekretär Klaus Teichert im März eine solche Werbetour, diesmal in der Schweizer Bankenmetropole Zürich. Erstmals wollten die Berliner Geldbeschaffer Fremdwährung akquirieren, Einzelgespräche bei Schweizer Versicherungen und in der Bank BNP Paribas standen auf der Agenda. Die Reise war erfolgreich: Bereits eine Woche später wurde in Zürich eine Berlin-Anleihe über 400 Millionen Schweizer Franken aufgelegt.

Dass die Berliner bei der Geldbeschaffung im Ausland eine lange Tradition haben, daran wird Schuldenmanagerin Reichenbach in ihrem Büro tagtäglich erinnert. Vom Schreibtisch aus blickt sie auf eine Reihe besonders schöner Exemplare aufwendig gestalteter Berlin-Anleihen aus den Zwanzigern des vergangenen Jahrhunderts. Eine davon läuft über 500 Pfund Sterling. 1927 lieh sich die Reichshauptstadt auf diesem Wege die damals horrende Summe von 3,5 Millionen Pfund im britischen Empire zusammen. Die Laufzeit der Anleihe betrug 30 Jahre.

Ob die Anleger trotz Nazi-Diktatur und Weltkrieg ihr Geld ausgezahlt bekamen, vermag Reichenbach nicht zu sagen. Wer allerdings heute "Berlin kauft", so viel verspricht sie, "der weiß, dass er kein Geld verliert". Andreas Wassermann

^{*} Mit einem Schokoladen-Geldkoffer, einem Werbegeschenk einer Bank.



TIERE

Reden und Singen

Mit einem komplexen Einsatzplan will die bayerische Regierung ihre Bürger vor freilebenden Braunbären schützen. Nur: Es gibt keine Bären im Freistaat.

ie Nachricht wurde allenthalben überlesen, und doch avisiert sie das wahre Grauen – zumindest für den bayerischen Umweltminister Werner Schnappauf (CSU): Jurka aus Südtirol ist schon wieder Mutter geworden, und ihre drei Sprösslinge werden sich in Kürze allein in die Büsche schlagen. Über die Alpen Richtung Norden, weil es dort nach dem milden Winter das beste Futter gibt.

Schon einmal ging das gründlich schief, im vergangenen Mai, als sich Jurkas Sohn nach Bayern absetzte – und dort eine blutige Spur durch Hasen- und Kaninchenställe zog. Der Chefsessel im bayerischen Umweltministerium schwankte bei jedem Tritt des Bruno getauften Braunbären, weil Schnappauf die Wilderei nicht stoppen konnte und eingeflogene finnische Bärenjäger sich häufiger dem hochprozentigen Alpen-Enzian hingaben denn der Suche nach dem Raubtier.

Als der Christsoziale den Problembären dann mit einem feigen Blattschuss erledigen ließ, wäre er unter den Buhrufen der Volksseele beinahe von seinem Stuhl gekippt. Sogar um den Kadaver entwickelte sich noch eine diplomatische Verstimmung:

* Am 9. Mai 2003 im Nationalpark Berchtesgaden.

zwischen den Jägern aus Bayern und Brunos Landsleuten aus dem Trentino.

Um einer derartigen Regierungskrise künftig vorzubeugen, brüteten im Winter Experten in Schnappaufs Auftrag über einem Geheimpapier: dem "Managementplan Braunbären in Bayern – Stufe 1".

Kaum ist das Dokument nun auf dem Tisch, hagelt es auch schon Hohn und Spott aus den eigenen Reihen: Das bürokratische Monstrum sei umfangreicher als die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, feixten die CSUler im Landtag, der Augsburger Abgeordnete Max Strehle bezeichnete den Plan gar rüde als "Schwachsinn".

Der Minister reagierte beleidigt. Man habe schließlich nicht das Rad neu erfunden, sondern vergleichbare Pläne in Österreich und der Schweiz zum Vorbild genommen, konterte Schnappauf. Der Unterschied ist nur: In Österreich und anderen Alpenländern gibt es Braunbären – in Bayern nicht.

Trotzdem, sollten Brunos Brüder plötzlich über die grüne Grenze schleichen, läuft das Management an: Die Steuerungsgruppe "Große Beutegreifer" wird sich mit Arbeitsgruppen und dem Wildtierfonds kurzschließen, dieser verständigt das "Monitoring vor Ort", das im Ernstfall eine schnelle Eingreiftruppe aus Österreich in



Braunbär Bruno (im Juni 2006)
Blutige Spur

Christsoziale Schnappauf, Stoiber* *Feiger Blattschuss*

Marsch setzen kann. Die Alpen-Task-Force ist wiederum vertraglich an das Landesamt für Umwelt gebunden und muss am Ende zwingend den Minister befragen, bevor das Feuer eröffnet oder der Bär anderweitig "aus der Natur entfernt" wird.

Man könne aber, beschreibt der Plan, den Bären auch umerziehen, schließlich sei das Tier hochintelligent und äußerst lernfähig. Erreicht also Meister Petz das vom Ministerium gesteckte Klassenziel, den Umgang mit den Menschen "möglichst konfliktfrei" zu gestalten, winkt ihm, wie in Behörden üblich, eine Art Beförderung: "Bei einem Bären, der als 'kritisch' oder 'gefährlich' eingestuft ist, sich dann aber über längere Zeit wieder 'normal' verhalten hat, empfehlen die Fachleute eine entsprechende Zurückstufung."

Die Wildtiermanager sind sich durchaus im Klaren, dass es – wie im wirklichen Leben – solche und solche Bären geben kann. Die also, die sich brav im Wald und an Flussläufen laben, und andere, deren Pelz auf Krawall gebürstet ist. Doch auch damit lässt das neue Paragrafenwerk den Wanderer nicht allein. Eine üppige Tabelle hilft, das Tier bei plötzlichen Begegnungen einzustufen: Von "ungefährlich" bis "sehr gefährlich" ist alles drin.

Dazu müsse man, wie das Papier empfiehlt, auch die Vorgeschichte des Einwanderers kennen, was dem einfachen Spaziergänger freilich verwehrt bleiben dürfte.

Was tun? Gelassenheit und ruhiges Reden sollen, so die Verhaltensregeln, dazu beitragen, den Räuber erst einmal milde zu stimmen. Eventuell, lernt man beim Weiterlesen, ist der Bär auch nur neugierig oder startet einen Scheinangriff. Wer nicht genug Nerven besitzt, das abzuwarten, kann sich immer noch flach auf den Boden legen und die Hände im Nacken verschränken: "Der Bär wird in der Regel nicht zuschlagen, sondern Sie beschnuppern und als ungefährlich bewerten."

Was der Braunbär gar nicht mag, sind offenbar Überraschungen. Deshalb empfehlen die Experten, vor allem an rauschenden Wildbächen frühzeitig auf sich aufmerksam zu machen, etwa durch lautes Singen.

Bei der Opposition im bayerischen Landtag konnte das 16-seitige Werk trotz dieser Tipps keine Begeisterung entfachen. Denn SPD und Grünen geht der Managementplan nicht weit genug. So monierten die Sozialdemokraten, es sei in all den Expertengremien keine einzige neue Teilzeitstelle geschaffen worden. Die Grünen vermissen zügige Pläne auch für die Beutegreifer Luchs und Wolf. Was fast wie eine Drohung klingt, bringt Schnappaufs Task-Force nicht aus der Ruhe: Dort arbeitet man mit Hochdruck am Bärenplan Stufe 2.

Szene Gesellschaft

Was war da los, Herr Hidalgo?

Der chilenische Elektromechaniker Pascual Hidalgo, 56, über die Macht von Symbolen

"Es war unser Gemeindepater, Pater Esteban, der die Idee hatte. Ein Mann am Kreuz, das zieht immer, sagte er. Vor genau zehn Jahren wurde die staatliche Kohlemine in Lota geschlossen, daran wollten wir erinnern. Ich habe mich freiwillig gemeldet, den Jesus zu spielen. Ich habe mir meine alte Kluft angezogen, danach haben mich die Kumpel und der Pater ans Kreuz gebunden, zwei Stunden hing ich dort, in einem der ärmsten Viertel der Stadt. In der Nähe der alten Mine durften wir nicht protestieren, die hat die Regierung schön rausgeputzt als Touristenattraktion. Viel ist uns nach der Schließung versprochen worden, Pensionen, Umschulungen, Call-Center. Es hat aber kaum einer wieder Arbeit gefunden, ich auch nicht. Mehr als 18 Prozent Arbeitslosigkeit haben wir in der Stadt, sehr viele Alkoholiker und Gewalttätigkeit. Geblieben ist uns allein die Solidarität unter den alten Kumpeln."

Hidalgo am Kreuz in Lota



TOURISMUS

Kontrollierte Rebellion

Eine Mülltonne brennt, in zerbrochenen Autowrackscheiben spiegelt sich die Sonne. Auf einem heruntergekommenen Hinterhof am Berliner Ostbahnhof schütteln Sprayer ihre Farbdosen vor weißen Wänden. Was sie machen, ist nicht verboten, es wird sogar teuer bezahlt: 200 Euro kosten zwei Stunden im

Graffiti-Workshop "Art Berlin", es ist eine Art Selbsterfahrungstrip für ausländische Manager. Die Kunden kommen aus Frankreich, Spanien oder Dänemark, sie werden von Konzernen der Pharmaindustrie oder der Telekommunikationsbranche geschickt, ziehen Schutzanzüge über Armani-Einreiher und spielen wildes Berlin. Unterrichtet werden sie von echten Szene-Sprayern, die gern damit prahlen,

"früher von der Polizei gesucht" worden zu sein, und die heute Tipps für gerade Linienführung geben – und manchmal auch für Bilder, die man sonst eher an Klowänden sieht. Im Gegenzug erwarten die Konzerne, dass ihre Angestellten ausgeglichen und inspiriert zurück an den Arbeitsplatz kommen. In Berlin im Hinterhof haben sie sich ausgetobt in kontrollierter Rebellion – jetzt zählen wieder der Profit und schwarze, schnörkellose Zahlen.



Graffiti-Workshop in Berlin

SACHBÜCHER

Zettelwirtschaft

ie Notiz klemmte hinter dem Scheibenwischer. Darauf stand: "Mario, du bist echt das Letzte, du musst arbeiten, hast du gesagt, aber warum steht dann dein Auto HIER vor IHREM Haus? Ich hasse dich ich hasse dich du Schwein. Amber. PS: Ruf mich nachher an." Das Auto stand in Chicago, es gehörte Davy Rothbart. Er kannte keine Amber. Sie muss das Auto verwechselt haben, vielleicht stand Marios Auto tatsächlich an seinem Arbeitsplatz, vielleicht war er treu und Amber hysterisch. Rothbart wird es nie erfahren, die Notiz aber brachte ihn auf eine brillante Idee: Fortan hob er Botschaften, die Menschen falsch adressiert oder verloren hatten, auf und machte ein Buch daraus: "Absender unbekannt" ist ein Sammelsurium voll anrührender To-do-Listen, Merkzettel, Abschiedsbriefe. Es ist eine wundersame Zettelwirtschaft von Menschen, die verlernt haben, miteinander zu sprechen. Es ist ein Buch für Voyeure, das findet auch Rothbart. "Aber eine gesunde Portion Voyeurismus zeigt doch, dass uns Menschen wichtig sind, die mit uns leben."

Davy Rothbart (Hg.): "Absender unbekannt. Gefundene Zettel, Mitteilungen und Briefe". Aus dem Amerikanischen von Simone Jakob. Klein & Aber Verlag, Zürich; 160 Seiten; 14,90 Euro.

Gesellschaft Szene

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

König Zufall

Warum es beim Elfmeter letztlich egal ist, wer schießt

Eigentlich, sagt Oliver Kuß, ist es so gut wie unmöglich, beim Fußball einen Elfmeter *nicht* zu verwandeln: ein Ball, der ruht; ein Schütze, der von niemandem bedrängt wird; ein Torhüter, der die Torlinie nicht verlassen darf. Und zwischen ihnen lächerliche elf Meter, für die der Ball, auf hundert Stundenkilometer oder mehr beschleunigt, deutlich weniger als eine halbe Sekunde braucht.

Kuß hat gut reden. Er hat in seinem Leben keinen einzigen Elfmeter geschossen. Als Jugendlicher spielte er beim SV Wildenstein, einem

beim SV Wildenstein, einem Dorfverein im Schwäbischen, unterste Spielklasse, Kreisliga B. "Zweite Mannschaft", sagt Kuß, mit leicht schwäbischem Dialekt. Weil ihn früh das Gefühl beschlich, für alle anderen Positionen zu schlecht zu sein, meldete er sich fürs Tor. Dort blieb er.

Jetzt, gut 20 Jahre später, sitzt Oliver Kuß, inzwischen 37, in einem Café auf dem Marktplatz von Halle an der Saale, vor sich auf dem Tisch ein zweiseitiges Papier. Das Papier. Zwei Jahre hat er daran gearbeitet, die Überschrift heißt: "Der Gefoulte soll nicht selber schießen! Eine empirische Untersuchung einer alten deutschen Fußballweisheit".

Kuß, fast kahlgeschorener Kopf, schwarze Brille, hat Mathematik studiert, in Heidelberg, und sich irgendwann auf Statistik spezialisiert. Sein Fachgebiet ist die Biometrie, die Anwendung von Statistik beispielsweise in der Medizin. Der wissenschaftliche Mitarbeiter Kuß und seine Kollegen an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg diskutieren über Risikofaktoren und über die "Modellierung des Zufalls". Kuß' Doktorarbeit trägt den Titel "Globale Anpassungstests im logistischen Regressionsmodell mit schwach besetzten Zellen".

Kein Stoff für Small Talk, Kuß ahnt das. Wie also überzeugt man Laien vom Nutzen der Statistik fürs Leben? Irgendwann kam Kuß auf die Idee mit den Elfmetern. "Jeder kennt die Weisheit, dass der Gefoulte nicht selbst schießen sollte", sagt er. Kein Fußballer weiß die Begründung dafür, aber fast alle halten sich daran. Für einen Statistiker ist das eine Herausforderung.

Kuß wandte sich an eine Firma, die Daten aus der Fußballbundesliga sammelt, das war im Februar 2005. Seit der Saison 1993/94 werden Elfmeterdaten erhoben: Spielstand, Minute, Tabellenstand, sogar das Alter des Schützen.

835 Foul-Elfmeter sind zwischen August 1993 und Februar 2005 in der Bundesliga verhängt worden. Kuß machte sich an die Arbeit. Das Problem, vom Schützen aus gesehen, besteht darin, dass das Ziel so riesig ist: Ein Fußballtor

 $Ku\beta$

Fußball-Märchen

Auch Gefoulte treffen beim Elfer

Wissenschaftler der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) haben die Fußball-Weisheit, wonach ein gefoulter Spieler besser nicht selbst den fäl-

Aus der "Süddeutschen Zeitung"

ist 7,32 Meter breit und 2,44 Meter hoch, das sind fast 18 Quadratmeter; es gibt so viele Möglichkeiten, den Ball zu schießen, eigentlich viel zu viele. Um aus den vielen Möglichkeiten die richtige auszuwählen, braucht es einen kühlen Kopf. Vielleicht sind deshalb alle davon überzeugt, dass der Gefoulte mit dieser Aufgabe überfordert ist.

74,6 Prozent der Strafstöße, das war das erste Ergebnis, werden verwandelt, wenn der Ausführende nicht zuvor gefoult wurde. Wenn die alte Weisheit stimmte, musste die Erfolgsquote der Gefoulten also deutlich schlechter sein.

Kuß fand heraus, dass lediglich 12,2 Prozent der erfassten Strafstöße von den Gefoulten geschossen wurden. Ihre Trefferquote betrug 72,6 Prozent. Das war zwar eine Differenz von zwei Prozentpunkten – statistisch gesehen aber zu wenig, um ernsthaft eine Rolle zu spielen. Es war also egal, ob der Gefoulte selbst antrat. Die Fußballweisheit war gar keine.

Kuß strahlt. Zeitungen berichteten, die Kollegen gratulierten voller Neid. Mit dieser Meldung lieferte er Partystoff, zum ersten Mal.

Natürlich weiß er, dass Elfmeter nicht gleich Elfmeter ist. Beim Stand von 4:0 etwa ist die Verantwortung geringer als bei einem 0:0; auf einer Mannschaft, die gegen den Abstieg kämpft, lastet ein anderer Druck als auf einer Truppe,

die im Mittelfeld dümpelt. Was also beeinflusst die Spieler, zum Schuss anzutreten?

Er vermutete, dass ältere, erfahrene Spieler sich eher über die alte Weisheit hinwegsetzen, der Gefoulte komme als Schütze nicht in Frage. Das Gegenteil war jedoch der Fall: Je jünger und unerfahrener die gefoulten Spieler, desto eher waren sie bereit, ihr Glück zu versuchen.

Kuß' Lieblingsbeispiel stammt vom 18. Oktober 2003. 1860 München empfing damals die Frankfurter Eintracht. In der zweiten Minute der Nachspielzeit, beim Stand von 0:0, rempelte ein Frankfurter den Münchner Stürmer Benjamin Lauth im Straf-

raum um. Lauth, damals 22 Jahre alt, hatte noch nie zuvor einen Elfmeter in der Bundesliga geschossen, in seiner Mannschaft gab es erfahrenere Schützen, erfolgreichere. Zudem war Lauth seit 1065 Minuten ohne Torerfolg.

Er schnappte sich den Ball, lief an, schoss. Vielleicht war ihm die Fußballweisheit egal. Möglicherweise war er auch einfach zu jung, um sie zu kennen. Lauth ließ dem Frankfurter Torwart keine Chance.

Allerdings: Für den Torerfolg, sagt Kuß, sind alle Faktoren unwichtig, selbst Alter und Erfahrung haben keine Bedeutung. Am Gelingen eines Strafstoßes sind so viele Faktoren beteiligt, dass Statistiker behaupten können, alle Schwankungen seien zufällig.

Fußball ist irrational. Das macht seine Faszination aus. Oder, wie Uwe Seeler sagt: "Das Geheimnis des Fußballs ist ja der Ball."



Als Gegenentwurf zur deutschen Regelschule und zum Lob der Disziplin wird eine Legende wiederentdeckt: Summerhill, der Hort der antiautoritären Pädagogik. Was für Menschen entlässt dieses britische Internat in die moderne Welt – Romantiker oder Global Player? *Von Fiona Ehlers*

ie kamen mit dem Flugzeug aus Japan, Südafrika, dem europäischen Kontinent in den hintersten Winkel der Grafschaft Suffolk, nach Leiston, 150 Kilometer nordöstlich von London, nah am Meer. Sie bogen in die Einfahrt mit dem Schild "Achtung! Spielende Kinder!", ließen sich "Besucher"-Sticker an die Brust kleben und betraten das Gutshaus aus rotem Backstein.

Verwohnt sieht es aus, aber gemütlich. So, wie man sich die Villa Kunterbunt vorstellt; altmodische Veranda, die Dielen knarren, die Treppengeländer sind blank gerutscht, in der Halle hängen noch Girlanden vom Valentinstag.

Sie haben einen weiten Weg hinter sich bis nach Summerhill, einst Vorzeigeschule der antiautoritären Pädagogik, heute so etwas wie eine Legende. Als sie hörten, dass die Schule noch existiert, waren sie überrascht. Sie erinnerten sich an die Erziehungs-Bibel von Alexander S. Neill, dem Gründer von Summerhill, irgendwo hinten steht sie im Bücherregal und vergilbt. Sie ließen sich aktuelle Broschüren schicken mit Fotos von glücklichen Kindern und beeindruckenden Lebensläufen, jetzt sitzen sie hier, acht Elternpaare mit Töchtern und Söhnen, an niedrigen Tischen im Speisesaal – um zu prüfen, ob die Schule noch in die Gegenwart passt oder schon wieder.

Es ist ein warmer Frühlingsmorgen, "Tag der zukünftigen Eltern" im revolutionärsten Internat der Welt: Der Unterricht ist freiwillig, Stundenpläne sind nur zwingend für Lehrer. Die Schüler bestimmen, wie sie leben wollen und nach welchen Regeln. Noten und Zeugnisse gibt es nicht, Fluchen und Sex sind erlaubt, Religion ist tabu. Acht Lehrer leben hier zurzeit und 81 Schüler zwischen 6 und 16, die meisten aus Europa, ein Viertel Asiaten. Am Eingang werden Souvenirs verkauft: "Summerhill – seit 86 Jahren der Zeit voraus".

Ein paar der Eltern reden wie versponnene Weltverbesserer, sie glauben, dass Glück wichtiger sei als Leistung, und fragen, wie es die Schule mit Spiritualität halte. Kann mein Kind Yoga lernen, Tai-Chi, gibt es auch Tiere?

Aber einer sitzt unter ihnen, Winfried Felser aus Köln, Doktor der Betriebswirtschaft, 42 Jahre alt, wertkonservativ, wie er sagt, "weit davon entfernt, ein 68er zu sein" – ihn haben Frust und Ratlosigkeit außer Landes getrieben. Er macht sich Sorgen um seine Tochter. Sie besucht eine deutsche Regelschule, in der, wie fast überall, Verrohung herrsche und Lustlosigkeit, andererseits Leistungsdruck, Drill und Anpassung. Sie hat Lehrer, die Lehrpläne herunterbeten, Mitschüler, die stupide auswendig lernen und sofort vergessen; das Leben findet erst nach Schulschluss statt.

Felser kommt aus einer Republik, die hitzige Debatten führt über Schulsysteme



mit und ohne Zukunft, er weiß nicht mehr, was richtig ist oder falsch, er fragt: "Wie steht es hier mit dem Bildungsniveau, gibt es da Evaluationen?" "Kennen Sie Pisa?" "Was wird aus den Absolventen, kann meine Tochter später studieren?"

Es sind die Fragen eines Vaters, der das Buch "Lob der Disziplin" von "Deutschlands strengstem Lehrer", dem ehemaligen Salem-Leiter Bernhard Bueb, gelesen hat, es macht ihn wütend. Er sagt, er hoffe auf einen Ort, der Werte vermittelt, Solidarität, Eigeninitiative, wo aus Kindern mündige Bürger werden, ohne dass Erzieher Macht ausüben, deshalb sei er hier.

Seine Tochter Alara, ein pummeliges, aufgewecktes Kind mit braunen Locken, zehn Jahre, Gymnasialempfehlung, sitzt neben ihm und lässt sich jedes Wort übersetzen. Alara lerne gern, aber auf Zwang reagiere sie mit Faulheit. Ja, sie werde oft schikaniert, Kinder müssten ihre Kanten abschleifen, sei der Kommentar ihrer Lehrer. Am Ende des Tages, hat sie ihren Vater wissen lassen, werde sie entscheiden, ob sie in Summerhill bleiben wolle.

Zoë Readhead, 60, rotes Haar, Gummistiefel, sitzt inmitten der Eltern auf einem Tisch und baumelt mit den Beinen. Für sie ist Pisa eine Stadt in Italien, Disziplin ein Wort, das sie nicht benutzt.

Zoë Readhead ist die Tochter von Alexander S. Neill, seit 27 Jahren leitet sie das Internat. Sie kennt diese Fragen, sie kommen in Wellen, immer dann, sagt sie, wenn Konservative die Debatten bestimmten oder Erziehungsbücher zum Bestseller gejubelt werden müssten. "Gutes Benehmen kommt von allein, wie auch die Lust am Lernen", so denkt sie, und dass ihr Internat besser in die Gegenwart passe denn je. "Wir haben die Wirren der antiautoritären Erziehung überlebt, Skandale in der Presse, den Prozess um die Schließung. Wir haben bewiesen, dass wir funktionieren."

Summerhill sei eine Schule ohne Zwang. Eine Schule ohne Regeln sei sie nie gewesen. "Sehen Sie, da hängen sie", sie zeigt auf eine Mappe an einer Pinnwand. 152 Gesetze momentan, sie regeln Bettzeiten, die Höhe des Bußgelds. "Wir haben mehr Gesetze als andere Internate und kosten we-

niger: je nach Alter zwischen 10000 und 17000 Euro im Jahr. Have a look."

9.30 Uhr, die Schulglocke schrillt, die Eltern betreten den Hof, und endlich sieht man auch Kinder. Sie düsen auf Skateboards, basteln an Baumhäusern, ein Japaner kickt Bälle auf ein Tor. Miss-Sixty-Jeans oder Push-up-BH, die Uniformen der Konsum-Kids, sind hier out. Summerhill-Kinder tragen lässige Mützen und Flicken auf den Knien.

Meylis, 15, wartet am Pool. Sie ist im Besucherkomitee, führt zu den Klassenräumen, hell und improvisiert, zu den Schlafbaracken, Eintritt für Fremde verboten. Abseits, hinter Gebüsch, stehen Wohnwagen. Dort leben die Lehrer, erklärt sie, die verdienen wenig hier, Luxus interessiert die nicht.

Meylis und ihre Mitschüler müssen niemandem gefallen, schon gar nicht Erwachsenen. Früher waren sie auf normalen Schulen und haben gelitten. Tertius, 14, ein blonder Knirps mit Skateboard, sagt: "Früher war ich hyperaktiv, jetzt bin ich ruhiger." Er rammt das Bein eines Besuchers, lässt ihn stehen, kommt zurück und





Ehemalige Summerhill-Schüler Spreckley, Neustatter, Rühle: Der eine verlässt die Schule und kann nicht lesen und schreiben, der andere wird

reicht Tee. Susan, 15, Koreanerin: "Für Asiaten zählt nur der Erfolg, wir sind von Versagensangst zerfressen, ich bin lieber hier." Meylis, Brille, altklug: "Das Wichtigste ist die Freiheit. Wir engagieren uns für die Gemeinschaft und haben immer eine Meinung."

Der Traum von einer Schule also, Vorbild für eine bessere Gesellschaft? Man kann Summerhill altmodisch finden oder modern. Ein Relikt aus studentenbewegten Tagen. Oder ein Modell der Zukunft. Weil die Schule keine Anpasser produziert, sondern Demokraten. Weil sie statt der von Bueb geforderten Sekundärtugenden wie Ordnung und Fleiß auf Toleranz setzt, auf Kritikfähigkeit und Mitbestimmung.

Welchen Eindruck man mitnimmt aus Summerhill, hängt davon ab, was man hineinbringt – Vorurteile, Erinnerungen an die eigene Schule, die Antwort auf die Frage, ob man es selbst hier geschafft hätte.

Summerhill, so viel ist klar, macht es Fremden nicht leicht: Kritiker erwarten verwöhnte Chaoten, kaputtgeschmissene Fenster, Orgien, Anarchie. Wenig davon werden sie hier finden. Verehrer hingegen sind enttäuscht, dass nicht ständig Flower-Power herrscht, sondern oft gar nichts passiert. Ein unspektakulärer Alltag: Wecken ist um 8 Uhr, um 9.30 beginnt der Unterricht für die, die wollen, dann Lunch, Unterricht, Abendbrot, Bettruhe. "Ombudsmen" schlichten Streitereien, "Fines Officers" kassieren Taschengeld von denen, die sich nicht an die Regeln halten. Nur Putzen, Waschen und Kochen erledigt das Personal. Der Rest kann sehr langweilig sein.

Die Kinder sind stolz auf ihre Tradition, und doch klingt vieles, was sie sagen, auswendig gelernt. Das mag daran liegen, dass Fremde immer dieselben Fragen stellen: Fühlt ihr euch vorbereitet aufs Leben? Was lernt man, wenn man nichts lernen muss?

Sie sind es gewohnt, besichtigt zu werden wie seltene Exemplare der Gattung Kind. Sie machen sich nicht viel aus Fragen, sie stellen lieber selbst welche: "Ist Erfolg wichtig? Wer bemisst Erfolg? Ob wir Sex haben miteinander? No way, das wäre ja wie Inzest. Was wir gegen Langeweile tun? Gar nichts! Wenn wir sie nicht mehr aushalten, treibt sie uns in den Unterricht, und dort manchmal zu Höchstleistungen."

Über ihre Probleme mit der Freiheit oder den Frust mit der fremden Sprache sprechen sie nicht – keine Lust. Und wenn Summerhill-Kinder keine Lust haben, ist nichts zu machen. Sie verabschieden sich höflich, aber bestimmt. Die Klingel schrillt, zum Unterricht geht niemand.

Wie prägt diese Schule ein Leben, wie kommt man klar hinterher? Antworten ha-

Die Klingel schrillt. Zum Unterricht geht niemand.

ben nur Erwachsene, Ehemalige. Viele haben Vorwürfe, fast alle aber sagen, Summerhill sei das Beste, das ihnen passieren konnte, für eine Weile zumindest.

Alexander Rühle, 36, kommt vom Squash, er ist frisch geduscht, sein Haar ist kurz, er trägt einen Pullunder zum karierten Hemd und empfängt zur Tea-Time in einem Hotel an der Themse. Sein Handy klingelt. "Ja, das machen wir so", sagt er in geschliffenem Englisch, "aber das nächste Mal bitte strukturierter." Auf seiner Visitenkarte steht "Fondsmanager".

Alexander war neun, als ihm seine Mutter abends am Bett aus Neills Buch vorlas. Über das Kinderparadies in England, wo Lehrer Freunde sind und jeder tut, was er will, solange es niemanden stört. Er wollte dort hin, klar, sein Vater war dagegen. Der war Handelsattaché der DDR in Tu-

nesien gewesen, später Republikflüchtling. Alexander besuchte eine strenge Schule in Paris, wenn er quatschte, bekam er ein Pflaster über den Mund.

Der Junge setzte sich durch. Er spielte viel in Summerhill, "um den Hass auf die alte Schule zu überwinden". Aber dann sei etwas mit ihm passiert, sagt er, es war wie Aufwachen. Er lernte Englisch in wenigen Monaten, schaffte Abschlussprüfungen in drei Fächern, hatte viel aufzuholen, paukte. Mit 17 ging er aufs College. Es war kein besonders gutes College. Seine Mitschüler waren Schnösel und Sitzenbleiber, sobald ihnen ein Lehrer den Rücken kehrte, flippten sie aus, jedes Wochenende waren sie blau oder bekifft. Rühle hatte sich längst ausgetobt, Rebellion kam für ihn nie in Frage. "Ich wusste schon

damals, dass ich draußen überleben muss."

Rühle legte drei Uni-Abschlüsse hin, arbeitete als Analyst bei einem Hedgefonds. Heute ist er selbstän-

dig, sitzt vor sechs Bildschirmen bis tief in die Nacht und liebt, was er tut. Rühle passt in die globalisierte Welt, er sagt: "Früher brauchte man Fließbandarbeiter, heute Querdenker, Kreative, Multitasker – all das bin ich dank Summerhill." Gerade bekam seine brasilianische Frau das erste Kind. Ob er es ins Paradies schickt, überlegt er noch.

300 Kilometer weiter westlich lebt Freer Spreckley, 62, in einem ausgebauten Rinderstall bei Hereford, viel Glas, grandioser Blick rüber nach Wales. Er lebt hier noch nicht lange, mit seiner Frau, einer ehemaligen Summerhill-Lehrerin, und drei Kindern. Früher suchte er seinen Weg in der Welt.

Als Kind war der Brite das Gegenteil von Rühle, dem Deutschen. Freer trug den stolzen Vornamen eines Wikingers, als wäre es ein Versehen. Er war ein trauriger Junge, seine Mutter starb an Krebs, da war er drei.





Fondsmanager in der Londoner City

Als er mit sechs nach Summerhill kam, spielten die Kinder vor dem Gutshaus und sagten, er solle nicht so glotzen, sondern mitspielen. "Das war der Moment, als ich lernte, Kind zu sein. Ein Kind mit Familie."

Spreckley, heute ein stattlicher Mann, Berater für Dritte-Welt-Organisationen, sagt, Summerhill habe ihn gelehrt, glücklich zu sein. Wer könne das schon von seiner Schule behaupten? Aber eigentlich sei es gar keine Schule, eher ein Ferienlager. Als man ihn entließ, war er 16 und konnte weder lesen noch schreiben.

Vor Spreckley auf einem Tisch steht ein getöpfertes Schälchen, sein Abschlusszeugnis aus Summerhill, wenn man so will. Spreckley war sehr gut im Töpfern. Zum Unterricht ging er selten, er litt an Legasthenie. Man hätte ihm helfen können, damals in den sechziger Jahren. Ein Lehrer versuchte es, aber er blieb nicht dran, es war nicht wichtig. Nach Summerhill reiste er fünf Jahre um die Welt, per Anhalter. Er spendete Blut in Kuweit, war bekifft in Kalkutta, im US-Radio trat er auf als eines der berühmten Kinder von Summerhill. Mit Mühe schaffte er den Führerschein, bis heute der einzige Leistungsnachweis seines Lebens.

Er versteckte sein Handicap, kritzelte Kringel, brachte Japanern Englisch bei, Buchstabieren ging nicht, nur Konversation. Als er in Australien Bulldozer fuhr, schlug ihm ein Kumpel auf die Schulter: "Einmal ein Arbeiter, immer ein Arbeiter." Spreckley empfand das als Beleidigung, er wollte so nicht enden, auf dem Bau, als Analphabet. Er schloss sich im Wohnwagen ein, schrieb Wörter aus dem Buch "Wer die Nachtigall stört" und schlug deren Aussprache nach. Nach drei Monaten hatte er sich selbst geheilt. "Wenn man wirklich etwas lernen will, kann man es schaffen", sagt Spreckley, dieser Grundsatz habe ihm damals geholfen, auch der sei ein Erbe aus Summerhill.

Glaubt er, Utopien der Linken ausgebadet zu haben? "Ein wenig schon", sagt er. "Man hätte mehr für mich tun können." Seine Kinder hat er auf normale Schulen geschickt. Manchmal tut ihm das leid.

Zu Spreckleys Zeiten war Summerhill eine unbekannte Provinzschule. Alexander S. Neill hatte sie 1921 in Deutschland gegründet, als "Neue Schule" bei Dresden, bald darauf zog sie um nach England. Neill, Sohn eines schottischen Rektors, war mit 15 Hilfslehrer und musste schlagen und strafen. Sein Traum: eine sorgenfreie Kindheit, die er nie gehabt hatte. Seine Überzeugung: Jedes Kind ist von Natur aus gut und begierig darauf zu lernen. Freiheit ist kein Versprechen, sie beginnt hier und jetzt. Zu einer Zeit, in der Schulen noch Pauk- und Prügelanstalten waren, war Summerhill, die erste freie Schule der Welt, wahrlich revolutionär.

Den Ruf einer Revoluzzer-Schule aber verpasste ihr erst die Generation der 68er. In Deutschland war Neills "Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung" ein Bestseller, doch als man die Studentenrevolte für gescheitert erklärte, vergaß man auch Summerhill. Was gezählt hatte, war die Idee, die Welt durch Erziehung zu verändern. Wie Summerhill funktioniert, hatte kaum einer überprüft.

Der deutsche Buchtitel hängt bis heute wie ein Fluch über der Schule. Dabei hatte Neill den Begriff antiautoritär nie benutzt, sein Motto war "Freiheit, nicht Zügellosigkeit". Seine Schule war kein experimenteller Kinderladen, seine Schüler kamen klar mit der Freiheit. Bis heute, betont man in Summerhill, sei kein einziges Kind schwanger geworden, drogenabhängig oder rechtsextrem. "Lasst mich bloß in Ruhe mit den deutschen 68ern", soll Neill oft gewettert haben.

Neill war ein kauziger Typ im Cordanzug, sagt Freer Spreckley, ein schottisches Raubein, in seinem Mund steckte stets eine

Pfeife. Die Kinder riefen "Neill, Neill, orange peel", er nannte sie "bloody folks", verdammte Racker. Er erzählte wundervolle Geschichten wie "Die grüne Wolke", war charismatisch, ein Theoretiker war er nie. Eltern aus aller Welt schrieben ihm Briefe und baten um Hilfe. "In der Erziehung", so sein Befund, "sind alle meschugge." Spreckley gab er "private lessons", so etwas wie Therapiestunden, ein bisschen Freud, ein bisschen Wilhelm Reich. "Meist sprachen wir über meine tote Mutter", sagt Spreckley, schluckt ergriffen und schaut auf sein getöpfertes Schälchen.

Neill starb 1973 mit fast 90 Jahren. Seine einzige Tochter wuchs hier auf, sie war mal das berühmteste Kind der berühmten Kinder von Summer-

hill. Zoë Readhead machte kein einziges Examen, nur eine Prüfung zur Reitlehrerin. Das war sie viele Jahre lang, bevor sie Schuldirektorin wurde, unterrichtet hat sie nie.

Auch Zoë Readhead kann gut mit Kindern, sie nennen sie "Mummy", manchmal backt sie Apfelkuchen, meist lässt sie die Schüler in Ruhe und kümmert sich um Personal und Finanzen. Sie sagt: "Kinder lernen mehr voneinander als von Erwachsenen." Die Ideen ihres Vaters sind ehernes Gesetz, es hat sich nicht viel geändert.

Mit Erwachsenen allerdings kann Zoë Readhead sehr energisch sein. Summerhill-Leute nennen Fremde "die aus der Außenwelt" und behandeln sie wie Eindringlinge. Journalisten finden sie aufdringlich. Die Lehrer sagen, sie seien gebrannte Kinder, seit ein britischer TV-Sender 1993 einen Film zeigte, in dem Summerhill-Kinder ein Kaninchen schlachten und Lehrer wirres Zeug erzählen. "Die schlimmste Zeit meines Lebens", sagt auch Zoë Readhead und blickt auf ein Foto ihres Vaters, als suche sie Trost.

Im Laufe der Jahre hat Zoë Readhead gelernt, ihre Schule gegen die Außenwelt und deren Anfeindungen abzuschotten. Die Welt von Neills Ideen überzeugen zu wollen, hat sie aufgegeben. Manchmal reist sie noch zu Reformschulkongressen nach Japan oder Deutschland, aber auch dort gilt - so radikal wie das Original sind nur wenige. Meist sind die Eltern das Problem. Auch einige Summerhill-Eltern, sagen die Lehrer, misstrauen der Idylle: Sie laden ihre Problemkinder hier ab, doch sobald aus ihnen soziale Menschen geworden sind, melden sie sie wieder ab und schicken sie auf Internate mit gymnasialer Ausbildung. Summerhill als Besserungsanstalt, ist das der Trend? "Ich hoffe nicht", sagt Zoë Readhead und lächelt müde.

14 Uhr, Vollversammlung im Gutshaus. 50 Kinder sitzen in der Halle, auf Trep-

penstufen und Fensterbrettern, aneinandergekuschelt, konzentriert. Sie stimmen ab, ob die Besucher teilnehmen dürfen. Sie dürfen. Tertius, der blonde Knirps, ist Vorsitzender und ruft die Fälle auf: Wer wann übers Wochenende weg darf, wer wie viel Milch bekommt. Dann wird verhandelt, ob ein Junge sein Holzgewehr mit sich herumtragen darf, obwohl das ein paar Kindern Angst macht. Sie melden sich, argumentieren geübt, lachen viel. Die Kinder beschließen eigene Gesetze, es ist der Höhepunkt jeder Woche, ein hartes Stück Arbeit. Sie lernen, Demokratie zu produzieren, nicht nur zu konsumieren. Sie haben eine Stimme, Rechte, aber auch Pflichten. Wer stiehlt, lärmt oder an zu glauben, sagt sie. Kinder haben Macht – so etwas passe nicht in die heutige Gesellschaft, das sei nicht erwünscht.

Angela Neustatter glaubt an die Idee, aber sie kritisiert die Praxis. "Neill war davon überzeugt, dass Kinder leidenschaftlich gern lernen. Aber er hat nie darüber nachgedacht, wie man sie mit Leidenschaft unterrichtet." Nach Summerhill wechselte sie auf ein Schweizer Internat, das war "wie ein Fünf-Gänge-Menü nach all der makrobiotischen Kost". Dieses erhebende Gefühl, endlich Shakespeare zu lesen, angeleitet von Lehrern, die begeistern. In Summerhill warf mal einer ein Buch nach ihr, weil sie den Unterricht störte, das hat sie beeindruckt. Die meisten

Freiheit missverstehen", ihre Bildung sei bruchstückhaft.

Die Schule zog vor den High Court in London, und der Erziehungsminister lenkte ein. Er bot an, den freiwilligen Unterricht zu tolerieren, sofern Summerhill die Schüler künftig zur Teilnahme "ermutigen" würde. Im Gerichtssaal hielten die Kinder ihr Meeting ab und stimmten dafür, den Deal anzunehmen.

Heute sitzt Anwalt Geoffrey Robertson, 60, der damals Summerhill vertrat, in seinem Londoner Büro und sagt: "Wir brauchen Summerhill mehr denn je." Für viele Kinder sei das Internat keine Lösung, sie brauchten früh feste Strukturen. Aber für Kinder, die Panik haben vor Prüfungen





Schulgründer Neill (1968), Schülerinnen: "Lasst mich bloß in Ruhe mit den deutschen 68ern"

nervt, bekommt keinen Pudding oder wäscht ab.

Winfried Felser, der Deutsche, wirkt enttäuscht. "Pünktlich sind sie ja und lassen einander ausreden", sagt er. "Aber das dauert ja ewig, wenn alle mit allen über alles diskutieren." Seine Tochter hat sich davongeschlichen. Sie tobt vorm Haus und malt sich aus, wie es wäre, hier zu leben. "Ich könnte ja die Lehrer fragen", flüstert sie, "ob sie mir Extra-Hausaufgaben geben." Noch lebt sie in einer anderen Welt.

Angela Neustatter, 62, ist die Enkelin von Neills erster Frau Lillian, vier Jahre war sie Schülerin in Summerhill und musste sich ihr Leben lang dafür rechtfertigen. Journalisten fand sie damals doof, weil die ihr Geld zusteckten, damit sie vor Kameras rauchte oder nackt im Pool badete. Heute ist sie selbst Journalistin, arbeitet für den "Guardian" und schreibt Bücher über Menschen, die aus dem System rutschen: jugendliche Straftäter, schwangere Teenager. Neben ihr auf dem Sofa im Londoner Szenestadtteil Islington liegen Zeitungen: Mobbing an Schulen, tödliche Bandenkriege, Parallelwelten in Koranschulen - die Schlagzeilen eines gewöhnlichen Tages. Wäre die Welt besser, gäbe es mehr Schulen wie Summerhill? Summerhill funktioniere nur für die, die es sich leisten können, darLehrer aber seien Luschen gewesen oder hätten ihre Kindheit nachgeholt auf Kosten der Kinder.

Neustatter sagt, sie wolle nicht unfair wirken oder bitter, denn eines habe sie aus Summerhill mitgenommen, davon zehre sie noch heute: "Diesen fundamentalen Optimismus und den Glauben, dass die Welt es wert ist, in ihr zu leben." Aus Summerhillianern seien verantwortungsvolle Bürger geworden, Tony Blair könne stolz auf sie sein. Doch gerade der war einer der ärgsten Feinde.

Eigene Gesetze zu beschließen, das ist harte Arbeit.

Blair war gerade zwei Jahre im Amt, der Neoliberalismus in aller Munde, es war das Jahr 1999, die Links-Regierung wollte die Privatschule, die keinen Penny vom Staat bekommt, schließen. Wie schon zu Neills Zeiten kamen Schulinspektoren Ihrer Majestät. Diesmal beanstandeten sie keine undichten Toiletten, diesmal ging es um das Prinzip Summerhill, um die Frage: Schule ohne Unterrichtspflicht, passt das noch in die Welt? Sie wollten Summerhill schließen, ihr Befund: Die Schüler würden "Faulheit als Übung in persönlicher

oder auf dem Schulhof verdroschen werden, sei es die Rettung. Er schüttelt den Kopf über die Deutschen und ihren neu erschallten Ruf nach Disziplin, der sei gefährlich, sagt er, Deutsche neigten zu Extremen, "das liegt wohl am Charakter, ich dachte, das hätten sie überwunden!"

Am Ende des Tages stehen Sterne über Summerhill, Licht dringt aus den Klassenräumen, und ein paar Kinder sitzen im Unterricht. Geschichte bei Nina, Wiener Kongress als Rollenspiel. "Stellt euch vor, ihr wärt Preußen oder Österreich und müsstet

verhandeln", sagt sie und verteilt die Rollen. Maximus, MP3-Player im Ohr und schwer pubertierend, stolpert herein. "Wer soll ich sein? Fürst Metternich? Bin ich aber

nicht!" Ob er wenigstens einen Krieg anzetteln dürfe, fragt er, ruft "peng, peng!" und erschießt sich. "Setz dich, mach mit, oder du fliegst!", sagt Nina. Er bleibt.

Die Fremden aber müssen gehen. Leh-

Die Fremden aber müssen gehen. Lehrerin Nina weist den Weg zum Ausgang. So sind die Regeln. Sie wollen unter sich sein. In ihrer Welt, auf einer Insel.

Winfried Felser, der Deutsche, sitzt derweil im Flugzeug nach Köln. Seine Tochter trägt ihr neues Summerhill-T-Shirt. Zu Beginn des Sommer-Terms wird sie wiederkommen.



Die Machtfrage

Ortstermin: Im Berliner Preußenpark wird der erste deutsche Spielplatz für Senioren eingeweiht.

ie Fußgängerzone in der Wilmersdorfer Straße war zunächst auch im Gespräch, standortmäßig. Die Wilmersdorfer Straße ist eine große Einkaufsstraße in Berlin, mit großen Kaufhäusern. Zwischen den Kaufhäusern und den einkaufenden Menschen wollte man die Geräte aufstellen. Beweglichkeitstrainer, Rückentrainer, den Sprungkrafttrainer.

Die Frage war nur, ob Erwachsene und Senioren beispielsweise Sprungkraftübungen gern in der Fußgängerzone einer Einkaufstraße durchführen. Darüber gab es wenig Erkenntnisse. Nur aus China. Die Chinesen sind sehr offen, hieß es. Andererseits sind die Berliner oft nicht sehr offen. Daraufhin schlug Klaus-Dieter Gröh-

ler, CDU-Stadtrat für Bauwesen, den Preußenpark vor.

Jetzt gibt es hier den ersten deutschen Outdoor-Spielplatz für Erwachsene. Es geht um das Herz-Kreislauf-System und eine Antwort auf den demografischen Wandel.

Alle sagen, dass Deutschland alt wird. Es gibt darüber wissenschaftliche Studien. Früher, zu anderen Zeiten, starben die Dinosaurier aus, später der Säbelzahntiger. In der Zukunft sterben in Deutschland die Kinder aus. Nicht ganz. Aber man könnte sagen, der Standort Deutschland schwächelt bei der Kinderproduktion. Die Konjunktur springt nicht an. Das führt zu Verschiebungen in der Gesellschaft. Die

Senioren übernehmen die Macht, überall, auch auf den Spielplätzen.
Zur Eröffnung des Outdoor-Fitness-

spielplatzes im Preußenpark sind Bezirkspolitiker gekommen, die Spielplatzerfinder, der Vertreter einer Firma zur Pflege von Edelstahl, Anwohner und Karsten Heine, der Trainer von Hertha BSC.

Klaus-Dieter Gröhler, der Baustadtrat, steht mit schwarzen Schuhen im tiefen, braunen Boden aus gehäckselter Baumrinde, im Rindenmulch. Auf Rindenmulch läuft es sich weich und angenehm. Rindenmulch ist Wellnessboden. Gröhler hält eine kurze Rede, in der auch eine Seniorengruppe aus Überlingen vorkommt. "Die haben mich gefragt, ob man sie nicht mal über den neuen Seniorenspielplatz führen kann, wenn sie in Berlin sind. Sie

sehen, die Sache spricht sich rum bis in die allerhintersten Ecken des Landes."

Rauchen ist auf dem Spielplatz verboten. Die Spielgeräte sind für eine Körpergröße ab 1,50 Meter vorgesehen. Benutzung durch Kinder nur unter Erwachsenenaufsicht. Acht Geräte aus robustem Edelstahl und mit Graffiti-Schutz stehen jetzt unter Bäumen im Rindenmulch. Es wirkt, als hätte jemand ein Fitness-Studio ausgeräumt und die Sachen im Wald versteckt.

"So", sagt Gröhler. "Vielleicht kann die Frau Zeumer mal was zeigen."

Renate Zeumer ist Geschäftsführerin der Firma Playfit. Eine große Frau mit gesunder Gesichtsfarbe. Vor fünf Jahren war sie in Peking und sah, wie sich die Menschen

FOLOS: SABINE SABLE SABLE POR SPICEL

Spielgerätenutzer in Berlin: Nicht wie Peking – oder doch?

dort in Parks und Fußgängerzonen an einfachen Geräten bewegten. China, so schien es, war mal wieder weit vorn. Renate Zeumer baute die Geräte nach, ein bisschen um, sie passte sie an auf europäische Größenverhältnisse. Der Erwachsenenspielplatz kostete nur rund 20000 Euro. Er ist vier- bis fünfmal billiger als ein Kinderspielplatz. Es scheint ein Zukunftsmodell zu sein. In jeder Hinsicht.

Die Frage ist jetzt, ob Deutschland, seine Erwachsenen und Senioren, schon so weit sind. Spielplatzreif, sozusagen. Berlin ist nicht Peking. Oder doch?

ist nicht Peking. Oder doch?

Zeumer stellt sich an den Beweglichkeitstrainer. Der Beweglichkeitstrainer besteht aus einem im Boden eingelassenen Edelstahlstab, an den zwei große rote Scheiben mit Haltegriffen angebracht sind.

Die Scheiben lassen sich drehen. "Drehung, Streckung, Arme, Oberkörper, tut total gut. Probieren sie mal."

Eine Frau kommt, 85 Jahre alt, T-Shirt, und probiert. Drehung, Streckung, Arme, Oberkörper. "Nee, hab ick zu kurze Arme für."

Zeumer geht rüber zum Beintrainer. Der Beintrainer funktioniert wie eine Schaukel für die Beine. "Pendelbewegungen, Schwingen", ruft Zeumer. Sie pendelt und schwingt.

"Ja, aber wozu is ditt jut?", fragt ein Mann, 71 Jahre alt, Trainingshosen.

"Streckung, vorne, hinten", sagt Renate Zeumer.

Karsten Heine, der Trainer von Hertha BSC, hockt am Rückenmassagegerät und

macht Reibebewegungen. Beim Rückenmassagegerät geht man leicht in die Knie und reibt sich dabei mit dem Rücken an einer Noppenrolle. Es erinnert an einen Katzenkratzbaum. Nur für Menschen.

"Und?", fragt Zeumer. "Sehr angenehm", sagt Heine. "Ist auch kommunikativ", sagt Zeumer. "Ist auch gut zu zweit", sagt Heine.

Zur Eröffnung sind keine Jugendlichen gekommen, nur die Älteren, Rentner. Früher sind die auf Kreuzfahrtschiffe gegangen. Sie wollten die Welt sehen, einmal noch. Eine letzte Reise. Kreuzfahrtschiffe sehen nach Abschied aus. Spielplätze sehen nach Anfang aus.

Auf Spielplätzen saßen abends gern die Jungs und die Mädchen. Das war eine hübsche Tradition. Seit Jahrzehnten. Man rauchte, hörte Musik, fummelte ein bisschen.

Jetzt sind plötzlich die Alten da und sitzen an Geräten aus Edelstahl.

Und Rauchen ist verboten.

Als alle weg sind – Renate Zeumer, Heine, Stadtrat Gröhler –, als der Sprungkrafttrainer in der Sonne blitzt wie ein stählernes Denkmal, beginnt der Kampf.

Zwei Jugendliche schaukeln wild am Beintrainer, als wollten sie ihn auseinanderreißen. Hinten reibt sich ein alter Herr schüchtern am Rückentrainer. Zwei alte Frauen bleiben mit den Rädern ihrer Gehhilfe im Rindenmulch stecken. Ein Mann mit Kampfhund steht am Rand und zieht die Leine straff.

Wirtschaft

Trends





Fehrenbach Reitzle Kindle

SIEMENS

Cromme stellt Kandidatenliste auf

Die Suche nach einem Nachfolger für Siemens-Chef Klaus Kleinfeld geht in die entscheidende Phase. Schon in wenigen Wochen will Aufsichtsratschef Gerhard Cromme dem Kontrollgremium eine Liste mit mindestens drei Kandidaten präsentieren. Neben zwei externen Top-Leuten soll möglichst auch ein Siemens-Manager in die engere Auswahl gelangen. In Frage käme eine im Ausland tätige Führungskraft, die in die aktuelle Bestechungs- und Schmiergeldaffäre nicht verstrickt ist. Mit dem aufwendigen Auswahlverfahren will sich Cromme auch gegen mögliche Vorwürfe wappnen, der Aufsichtsrat habe

bei der Besetzung des Postens nicht alle Möglichkeiten ausgelotet. Als Top-Favorit gilt bei Cromme nach wie vor Linde-Chef Wolfgang Reitzle. Der hatte auf eine erste Anfrage vor zwei Wochen zwar abgelehnt. Doch damals hatte Kleinfeld noch nicht seinen Verzicht erklärt. Zudem müssten die Großaktionäre von Linde, die Allianz, die Commerzbank und die Deutsche Bank, zuerst einen Nachfolger für Reitzle finden, bevor er zu Siemens wechseln könnte. Im Gespräch für den Siemens-Job sollen außerdem ABB-Chef Fred Kindle und Bosch-Chef Franz Fehrenbach sein.



Zentrale der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg

BUNDESAGENTUR FÜR ARBEIT

Verwaltungsrat contra Müntefering

Im Streit zwischen Sozialminister Franz Müntefering und dem Verwaltungsrat der Bundesagentur für Arbeit verschärft sich der Ton. Der Vorsitzende Peter Clever wirft dem Minister vor, der "gemeinsamen Selbstverwaltung von Arbeitgebern und Gewerkschaften zu wenig Respekt entgegenzubringen und die Arbeitsagentur wie ein Anhängsel seines Ministeriums zu behandeln". So habe Müntefering seine "Kompetenzen klar überschritten", als er vorige Woche vor Agenturchef Frank-Jürgen Weise die Arbeitslosenzahlen bekanntgegeben habe. Dies sei eine "Missachtung der Bundesagentur". Zudem wehrt sich Clever gegen Münteferings Vorgehen im Streit um die Aussteuerungsbeträge: Strafzahlungen der Agentur an den Bund, die fällig werden, wenn ein Arbeitsloser zum Hartz-IV-Empfänger wird. Der Verwaltungsrat hatte ein Gutachten in Auftrag gegeben, ob die Regelung verfassungsgemäß sei. Müntefering untersagte daraufhin, dieses aus Agenturmitteln zu zahlen, wogegen der Verwaltungsrat klagte. Nun stellten Münteferings Anwälte fest, dass der Verwaltungsrat dazu nicht befugt sei. Dagegen Clever: "Es ist ein einmaliger Vorgang, dass der Minister der Selbstverwaltung den Rechtsweg beschneiden will." Dies werde sie nicht hinnehmen.

UNTERHALTUNGSELEKTRONIK

Kampf der Systeme

Während in Deutschland die Nachfolger der DVD-Spieler gerade erst auf den Markt gekommen sind, ist in Amerika der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Zukunftsmarkt voll entbrannt. Wie einst bei den Videorecordern stehen sich auch bei der Technik für das superscharfe Heimkino zwei Systeme gegenüber: Blu-ray-Disc und HD-DVD. Nachdem zunächst die unter anderem von Toshiba, Microsoft und Intel gebildete HD-DVD-Gruppe durch einen frühen Start und relativ preiswerte Geräte in Führung ging, sehen US-Marktforscher nun erstmals die Blu-ray-Phalanx um Sony und Matsushita an der Spitze. Seit dem Start vor einem Jahr in den USA wurden 2,1 Millionen Silberscheiben in hochauflösender Bildqualität verkauft – davon 1,2 Millionen im Blu-ray-Format. Wie stark die Gruppe um Sony geworden ist, zeigen die Verkaufszahlen des Mafia-Thrillers "The Departed", der seit Mitte Februar in beiden Formaten erhältlich ist: Von den 85 000 verkauften Filmen entfielen 63 Prozent auf die blaue Fraktion.



Szene aus "The Departed"

KONZERNE

Gutachter streiten um RAG

In der Auseinandersetzung zwischen RAG-Chef Werner Müller und Großaktionären des Essener Mischkonzerns wird es zu einem Gutachterstreit kommen. RWE und andere RAG-Eigentümer wie ThyssenKrupp hatten Müller vorgeworfen, mit dem ebenfalls an der RAG beteiligten Stahlunternehmen Areclor eine Sondervereinbarung getroffen zu haben, die vom Aufsichtsrat vorab hätte genehmigt werden müssen.

Dabei handelt es sich um eine notarielle Vereinbarung, in der Arcelor weitreichende Optionen wie eine Kaufoption an der RAG-Kokerei Prosper, dem RAG-Versorgungsunternehmen Saar Ferngas sowie Stromlieferoptionen und Preisnachlässe bei Kokslieferungen in Aussicht gestellt werden. Darin hatte nicht nur RWE ein unzulässiges Koppelgeschäft gesehen und Konsequenzen gefordert. RAG-Aufsichtsratschef Wulf

Bernotat beauftragte umgehend die Anwaltskanzlei Freshfields Brockhaus Deringer, ein Gutachten zu erstellen, das auf der inzwischen auf den 15. Mai terminierten Aufsichtsratsitzung präsentiert werden soll. Parallel dazu haben nun auch Müller, die Arbeitnehmervertreter und Arcelor entsprechende Rechtsgutachten in Auftrag gegeben. Auch sie sollen auf der Sondersitzung präsentiert werden. Beobachter gehen davon aus, dass Freshfields die Rechtsauffassung von Müllers Kritikern teilen wird, während die anderen Gutachter sein Handeln rechtfertigen dürften. Ob es vor diesem Hintergrund eine Mehrheit für die Ablösung des RAG-Chefs geben wird, ist offen.

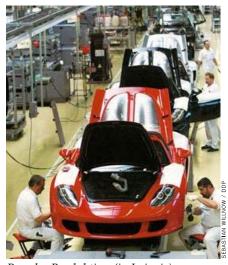
Müller



ÜBERNAHMEN

Karstadt verkauft IT-Tochter

RarstadtQuelle-Chef Thomas Middelhoff speckt die Randbereiche des Handelskonzerns weiter ab. So soll der zum Konzern gehörende IT-Dienstleister Itellium Systems & Services mit rund 700 Mitarbeitern an den US-Konzern Electronic Data Systems (EDS) verkauft werden. Schon in den nächsten Tagen könnte der Kaufvertrag über einen Mehrheitsanteil an der Karstadt-Tochter, die rund 140 Millionen Euro umsetzt, unterzeichnet werden. KarstadtQuelle wolle nur noch einen Anteil von 25 Prozent an Itellium behalten, sagen Insider. Nachdem Karstadt bereits vor knapp drei Jahren die damals zu Itellium gehörenden Rechenzentren an die französischen Atos Origin abgegeben hatte, wird mit dem EDS-Deal die Ausgliederung der IT-Sparte abgeschlossen. Der Handelsriese will dadurch Kosten von rund 75 Millionen Euro pro Jahr sparen. Gleichzeitig kommt Middelhoff auch mit dem Umbau des Konzerns voran: Vergangenen Freitag genehmigte die EU-Kommission die im Februar verabredete Übernahme des britischen Reiseveranstalters MyTravel. Mit dem Zukauf wird die Touristiksparte künftig zur wichtigsten Säule des Essener Traditionskonzerns.



Porsche-Produktion (in Leipzig)

IG METALL

Abschluss stärkt Reformer

ie Tariferhöhung in der Metall- und Elektroindustrie könnte auch Auswirkungen auf die im November anstehende Neuwahl des Bundesvorstands der IG Metall haben. Bei der Entscheidung spielen hohe Tarifabschlüsse traditionell eine große Rolle. Am vergangenen Freitag einigten sich die Tarifparteien in Baden-Württemberg auf eine Entgelterhöhung ab Juni um 4,1 Prozent. In einer zweiten Stufe werden ab 1. Juni 2008 die Tabellenentgelte um weitere 1,7 Prozent erhöht. Dazu zahlen die Unternehmen in der zweiten Stufe einen Konjunkturbonus in Höhe von 0.7 Prozent als flexiblen Einmalbetrag bis zum 31. Oktober 2008. Sollte er gezahlt werden, wäre die Forderung der IG Metall nach 6,5 Prozent mehr Lohn zumindest für diese Monate erfüllt. Der vergleichsweise hohe Abschluss gilt als Verdienst des baden-württembergischen IG-Metall-Verhandlungsführers Jörg Hofmann, der dem eher reformfreudigen Flügel der IG Metall zugerechnet wird. Der letzte Tarifabschluss wurde in Nordrhein-Westfalen erzielt, dessen Bezirksleiter Detlef Wetzel ebenfalls den Reformern zugerechnet wird. Nun gilt es als wahrscheinlich, dass neben dem künftigen Vorsitzenden Berthold Huber auch der neue zweite Vorsitzende aus dem jetzt gestärkten Reformerlager kommt. Da Hofmann selbst nicht antreten will, werden Wetzel intern daher die größten Chancen eingeräumt. Neben Wetzel spekulieren auch die Bezirksleiter von Niedersachsen und Sachsen-Anhalt sowie Frankfurt, Hartmut Meine und Armin Schild, auf den Posten.

STEUERFLUCHT

Jagd auf Schwarzgeld

Das Anzapfen schwarzer Kassen im Ausland wird ab Mitte Juni deutlich schwieriger. Eine neue Verordnung sieht vor, dass an den EU-Außengrenzen mitgeführte Geldbeträge von über 10 000 Euro beim Zoll angemeldet werden müssen. Bislang hatten Reisende



Paradeplatz in Zürich

Bargeldsummen von bis zu 15 000 Euro nur bei Kontrollen zu deklarieren. Die Maßnahme zielt in erster Linie auf Steuersünder, die ihr Schwarzgeld bei Banken in Liechtenstein oder der Schweiz horten. Aber selbst die hiesigen Zöllner rätseln darüber, wie die neue Meldepflicht im Detail funktionieren soll. "Die Durchführungsbestimmungen sind noch nicht raus", sagt ein Sprecher des Hauptzollamtes Singen.

Eine schriftliche Anmeldung sei beabsichtigt, aber noch nicht beschlossen. Insider befürchten deshalb bereits die Entstehung eines bürokratischen Monsters. In Finanzkreisen kursieren derweil die ersten Tipps, wie sich die Regelung umgehen lässt. Die einen empfehlen Ein- und Auszahlungen von Bargeld bei österreichischen Banken mit Schweizer Töchtern. Andere setzen auf Edelmetalle und Edelsteine, weil sie nicht unter den Begriff "Barmittel" fallen.

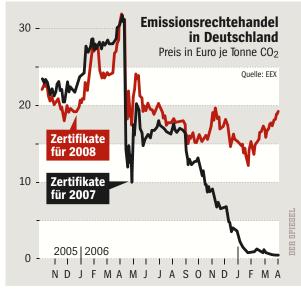
SPEKULATION

Schmutziges Roulette

Hohe Renditen verspricht das Geschäft mit dem Klimawandel. Großanleger setzen vermehrt auf den Handel mit Kohlendioxid-Verschmutzungsrechten. Die Papiere erlauben in den 27 EU-Staaten rund 12 000 Fabriken den Ausstoß des schädlichen Treibhausgases. Wer in die Erneuerung seiner Anlagen investiert und die CO₂-Produktion

reduziert, kann die überschüssigen Verschmutzungsrechte gewinnbringend verkaufen - so die Theorie. Weil in einer ersten Phase auf Druck der Industrielobbyisten viel mehr Verschmutzungsrechte ausgegeben wurden, als die Wirtschaft CO₂ produziert, fiel der Preis der Zertifikate jedoch von einst über 30 Euro ins Bodenlose. Derzeit kostet das Recht, eine Tonne CO2 in die Luft zu blasen, nur 50 Cent. Doch Ende des Jahres verfallen diese Papiere, und das Spiel beginnt von Neuem. "Die meisten Experten erwarten, dass in der Phase II das Regime deutlich strenger

wird", schreiben die Analysten des britischen Hedgefonds-Giganten Man Investments. Die Anzahl der neu ausgegebenen Papiere sinkt im Vergleich zu heute deutlich, was die Preise nach oben treiben wird, hoffen die Spekulanten. Die Terminmärkte zeigen bereits steigende Kurse für die neuen Zertifikate, die von 2008 bis 2012 gültig sein werden. Und einige Banken verkaufen inzwischen auch Kleinanlegern Produkte, mit denen sie ins schmutzige Roulette einsteigen können.



WISSEN, WOHER DER WIND WEHT



Keine Strecke im Kalender nehmen die Formel-1™ Piloten so häufig unter die Reifen wie den Circuit de Catalunya bei Barcelona. Das milde Klima im Norden Spaniens und der

großzügige Auslauf in den heiklen Passagen prädestinieren ihn zum Trainingsplatz der Rennsportelite.

Viele Fahrer kennen den Kurs so gut wie ihr eigenes Cockpit – und finden sich entsprechend gut darauf zurecht. Überholen wird schwer. Im Qualifying vorne zu liegen, bedeutet oft den Sieg. Fernando Alonso genießt Heimvorteil und liegt in der Fahrerwertung vorne, doch Nick Heidfeld hat auch schon gezeigt, was er dieses Jahr drauf hat.

Wichtig hier ist zu wissen, woher der Wind weht. Wind ist an der Mittelmeerküste ein schwer zu berechnender Faktor – die richtige Aerodynamik am Wagen kann in den schnellen, lang gezogenen Kurven den entscheidenden Vorteil bieten. Planen und sich darauf vorbereiten, heißt die Devise!

Das gilt auch für den größten Logistiker des Landes, Spaniens DHL. Auf der iberischen Halbinsel kümmern sich 7.000 Mitarbeiter um über 115.000 Kunden. 5.000 Fahrzeuge sind im Einsatz, dazu 25 Flugzeuge. Allein in Barcelonas dichtem Verkehr bewegt DHL jährlich weit über vier Millionen Sendungen. Früher brauste hier auch noch die Formel 1™ mitten durch die Stadt – das ist zum Glück vorbei.

Formel-1"-Experte Christian Danner (49) ist Motorsportrepräsentant für DHL. Er gibt an dieser Stelle einen Ausblick auf das nächste Rennen. DHL ist Offizieller Logistikpartner der Formel 1". Neu in dieser Saison: die DHL Fastest Lap.

www.dhl-fastest-lap.com







Bankier Krockow: Umzug der Konzernleitung

ERBSCHAFTSTEUER

Auf dem Sprung

Während die Große Koalition über die Erbschaftsteuer streitet, schaffen andere Länder Fakten: Sie verzichten ganz auf diese Abgabe – und locken so mittelständische Unternehmer aus Deutschland an, die vor einem Generationswechsel stehen.

enn der Unternehmer Edwin Kohl, 57, von seinem Haus im Grenzstädtchen Perl über die Mosel hinüber nach Luxemburg schaut, gerät er ins Grübeln. "Ich würde bei der Einkommensteuer sparen, und die Erbschaftsteuer liegt im Großherzogtum bei null", weiß der Besitzer von Kohlpharma, dem größten Arzneimittelimporteur Deutschlands.

"Bei einem Umzug sind es drei Minuten länger mit dem Auto zur Firma", sagt der Unternehmer, der im strukturschwachen Saarland über tausend Leute beschäftigt und überdies zu den größten Mäzenen der lokalen Kunstszene gehört. Noch hofft er, dass das Polit-Drama namens "Erbschaftsteuer", das zurzeit in Berlin aufgeführt wird, einfach nur Theaterdonner ist.

Sollten sich die Politiker nicht auf eine unternehmerfreundliche Reform der Erbschaftsteuer einigen, droht Kohl mit Wegzug aus Deutschland. Er will im Ausland expandieren und nimmt es wörtlich mit der Niederlassungsfreiheit, die Europas Politiker ihren Bürgern versprochen haben.

Direkt gegenüber seinem Wohnort Perl, auf der anderen Seite der Moselbrücke, liegt das berühmte Luxemburger Dorf Schengen. Dort verabredeten einst europäische Regierungschefs in einem Abkommen das Reisen ohne Pass über EU-Grenzen hinweg.

Wie Kohl denken zurzeit wieder viele Unternehmer ans Auswandern. 70 000 Unternehmen mit mehreren Hunderttausend Arbeitsplätzen müssen jährlich auf die nächste Generation übertragen werden. Dass die Erbschaftsteuer die Substanz ihrer Firmen gefährden könne, ist eine der Urängste der Unternehmer.

"Viele haben Holding-Gesellschaften im Ausland gegründet und sind auf dem Sprung", sagt der Stuttgarter Rechtsanwalt Rainer Kirchdörfer, dessen Kanzlei eine Reihe von vermögenden Familiengesellschaften betreut. Diese Holdings dienen als Plattformen, auf die in einem ersten Schritt die ausländischen Tochtergesellschaften dem deutschen Fiskus entkommen wollen. Christian Rödl, der geschäftsführende Partner der Wirtschaftskanzlei Rödl & Partner, spricht "von einer Reihe von Übertragungsmodellen, die für unsere Mandanten unterschriftsreif in der Schublade liegen".

Als Alternativen zum Standort Deutschland stehen nicht nur exotische Steueroasen bereit. Die europäischen Nachbarländer Luxemburg, Italien, Schweden, Tschechien, die Schweiz und demnächst wohl auch Österreich haben den steuerpolitischen Standortwettbewerb verschärft und werben reiche Deutsche mit Erbschaftsteuersätzen von null.

Offiziell reden die EU-Finanzminister zwar viel von einer europäischen Steuerharmonisierung. Doch in der Praxis herrscht ein beinharter Wettbewerb.

Schraubenkönig Reinhold Würth, einer der Vorzeigeunternehmer der Bundesrepublik, ist den Verlockungen der Alpenrepublik Österreich erlegen. Er hat dort eine Stiftung gegründet, die einen Teil seines Vermögens verwaltet. "Im Jahr 2017 wäre ein großer Batzen an Erbschaftsteuer fällig", verteidigte seine Nachfolgerin Bettina Würth den Schritt. Das könne





Konzernlenker Piëch: Privatstiftung in Salzburg

Pharmahändler Kohl: Begehrliche Blicke über die Brücke

"selbst für ein sehr gesundes Unternehmen gefährlich werden".

Kanzlerin Angela Merkel kennt das Problem, in ihren Reden vor mittelständischen Unternehmern verspricht sie deshalb eine Änderung des Erbschaftsteuerrechts "mit dem Ziel, dass Personengesellschaften keine Erbschaftsteuer mehr zahlen müssen, wenn das Vermögen für mindestens zehn Jahre im Betrieb bleibt".

Doch dieses sogenannte Abschmelzungsmodell, das dauerhaftes unternehmerisches Tun begünstigt, droht im Profilierungsstreit der Großen Koalition zerrieben zu werden. Nachdem der Unions-Fraktionsvize Michael Meister eine Erbschaftsteuer Null propagiert hatte, erklärte der SPD-Vorsitzende Kurt Beck die Abschaffung der Steuer zum "Casus Belli", zum Kriegsgrund. Die Sozialdemokraten sehen angesichts tiefer Einschnitte in das soziale Netz die soziale Symmetrie der Reformen in Gefahr.

CDU-Erbschaftsteuerspezialist Christian Freiherr von Stetten reist nun durch die Lande, um statt eines aktuellen Steuersatzes von bis zu 30 Prozent Ministeuern von zwei bis drei Prozent für Ehegatten, Kinder und Enkel (andere Erben: höhere Prozentsätze) durchzusetzen. Da alle Vermögen nach Abzug eines Freibetrags gleich behandelt werden sollen, macht das steuersystematisch durchaus Sinn.

Doch viele Unternehmer glauben nicht so recht daran, dass die SPD niedrigen einstelligen Steuersätzen zustimmen wird. SPD-Fraktionsvorsitzende Peter Struck hat schon eine stärkere Heranziehung sehr hoher Erbschaften angemahnt.

Was im Sinne der Chancengleichheit richtig sein mag, kann in einem Europa der offenen Grenzen zum Verhängnis werden. Symbolträchtig gab gerade Sal. Oppenheim, die größte Privatbank Deutschlands, den Umzug der Konzernleitung nach Luxemburg bekannt. Von dort will die von Matthias Graf von Krockow geführte Bank ihre internationale Expansion vorantreiben.

"Das machen wir nicht, um die Ertragoder Erbschaftsteuer zu minimieren", betont Friedrich Carl Janssen, einer der persönlich haftenden Gesellschafter von Sal. Oppenheim. Die meisten der knapp 40 Gesellschafter wohnten in Deutschland und

Schlupflöcher

Steuerlast bei Vererbung von Anteilen an einer Kapitalgesellschaft an ein Kind: Wert: 70 Millionen Euro

in Prozent des Marktwertes

Luxemburg	steuerfrei
Schweden	steuerfrei
Schweiz	steuerfrei
Tschechien	steuerfrei
Polen	1,1
I IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII	8,9
Spanien	11,1
Großbritannien	11,3
Österreich	15,9*
Deutschland	25,0
Frankreich	25,1
Tänemark Dänemark	27,1
I Belgien	47,6
* geplante Abschaffung der	Qualle: 7FW

hätten keine Umzugspläne. Aber natürlich wird es in Zukunft leichter für sie, mit ihrem Privatvermögen ins Ausland zu wechseln.

"Insbesondere global denkende und agierende Privatinvestoren haben am Finanzplatz Luxemburg die Möglichkeit, ihr Vermögen optimal zu strukturieren", wirbt der örtliche Statthalter von Oppenheim um Kunden. Die Bank hat vor 18 Monaten eine internationale Spezialorganisation zur Betreuung großer Vermögen erworben, die für ihre Kunden beispielsweise Beteiligungsstrukturen optimiert.

Als Steuerparadies sorgt zurzeit auch Österreich für Furore. Schon immer zog das Alpenland Reiche wie Friedrich Karl Flick, Franz Beckenbauer oder Haribo-Chef Hans Riegel mit vorteilhaften Kapitalertragsteuern und einer flexiblen Finanzverwaltung an.

Doch nun droht ein Exodus ganz anderen Ausmaßes. In Wien konnte sich die Große Koalition aus sozialdemokratischer SPÖ und konservativer ÖVP nicht auf eine Reform der Erbschaftsteuer einigen. Bundeskanzler Alfred Gusenbauer beschloss deshalb, Mitte kommenden Jahres die Steuer einfach auslaufen zu lassen.

"Eine Erbschaftsteuer Null in Österreich werden wir zu spüren bekommen", sagt der Stuttgarter Rechtsanwalt Kirchdörfer. Mehrere seiner Mandanten aus dem vermögenden Mittelstand haben bereits angefragt, wie das denn funktioniere mit einem Umzug.

Bis vor kurzem mussten bei einem Wegzug ins Ausland die stillen Reserven im Unternehmen aufgedeckt und versteuert werden. Dieser Zugriff des Fiskus ist nach einem entsprechenden Urteil des Europäischen Gerichtshofs innerhalb der EU nicht mehr zulässig.

Dank eines Doppelbesteuerungsabkommens zur Erbschaftsteuer aus dem Jahr 1954 ist es vergleichsweise einfach, Steuerbürger in Österreich zu werden. Zwar muss der Mittelpunkt der Lebensinteressen dorthin verlagert werden. Aber der Fiskus toleriert, dass die Deutschen weiterhin ihre Villa in Deutschland behalten, und auch die Erben müssen nicht umziehen.

Bei der Schweiz, der Nummer eins bei vermögenden Steuerflüchtlingen, geht das Finanzamt deutlich rabiater vor. Der Bremer Kaffeeröster Klaus Jacobs, die Metro-Eigner Otto Beisheim und die früheren Spar-Großhändler Schmidt-Ruthenbeck oder die schwäbische Krandynastie Liebherr mussten neben ihrem Konzernsitz auch ihren Wohnsitz in die Eidgenossenschaft verlegen.

"Ich werde enteignet, beraubt, nennen Sie es, wie Sie wollen", grollte Theo Müller ("Müller-Milch") 2003 im SPIEGEL-Gespräch über die Erbschaftsteuer. Er zog mit seiner Lebenspartnerin und zwei Kindern in eine Villa am Zürichsee. Doch der autokratische Molkereibesitzer, der eine Führungskraft nach der anderen verschleißt, hat keine rechte Freude im Exil. "Wenn ich in Deutschland nach dem Rechten sehe, muss ich wie ein Schwerverbrecher ständig die Hotels wechseln", klagt er gegenüber Freunden. Wenn die Steuerfahnder Müller nachweisen können, dass er mehr als 182 Tage in Deutschland ist, muss der Unternehmer sein Einkommen und sein Erbe doch noch hier versteuern.

Ferdinand Piëch, der Denker und Lenker bei den deutschen Großkonzernen VW, MAN und Porsche, kennt als Österreicher die Vorzüge seines Landes. Er wohnt nach seiner Zeit als VW-Vorstandschef in Wolfsburg wieder im Salzkammergut. Im vergangenen Jahr haben die Familie Piëch und die Familie Porsche ihren Aktienbesitz im Wert von weit über zehn Milliarden Euro in eine österreichische Privatstiftung mit Sitz in Salzburg eingebracht. Da fällt keine Erbschaftsteuer an, und auch die gemeinnützigen Pflichten halten sich in engen Grenzen.

In Zeiten der Globalisierung ist nicht nur das Kapital, sondern auch der Unternehmer flexibel geworden.

"Ich würde auswandern, wenn das Abschmelzungsmodell in Berlin wieder einkassiert wird", sagt Pharmahändler Kohl aus Perl. Doch noch setzt er auf die Vernunft der Politiker im allerdings deutlich grenzferneren Berlin. Er habe die Unterstützung des saarländischen CDU-Ministerpräsidenten Peter Müller. Auch die SPD-Gesundheitsministerin Ulla Schmidt und die SPD-Linke Andrea Nahles seien im persönlichen Gespräch "sehr vernünftige Leute".

ARBEITSKAMPF

Gestörte Leitung

Die Gewerkschaft Ver.di plant den größten Streik seit der Privatisierung der Telekom. Sie will deren Geschäftskunden treffen, um den Konzern zum Einlenken zu zwingen.

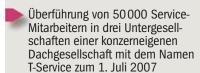
s sollte eine Demonstration der Stärke sein, doch es bewirkte das genaue Gegenteil. Als Konzernchef René Obermann vergangenen Donnerstag bei der Hauptversammlung der Deutschen Telekom AG die Bühne der Kölnarena betrat, wollte er die Aktionäre in seinem mehr als einstündigen Vortrag davon überzeugen, dass dem Kommunikationsriesen eine glänzende Zukunft bevorstehe – vorausgesetzt, alle ziehen mit.

Sein Appell galt den Aktionären, dem Management, vor allem aber den aufmüpfigen Mitarbeitern. Als Zeichen des guten Willens, so Obermann, wolle er selbst den ersten Schritt machen und "als Vorstandsvorsitzender meiner besonderen Verantwortung gerecht werden und auf zwei Monatsgrundgehälter verzichten". Etwa 200 000 Euro trägt der Spitzenmanager damit zu den geplanten Einsparungen von jährlich bis zu 4,7 Milliarden Euro bei.

Doch statt Beifallsstürmen erntete Obermann Pfiffe, Gelächter und Buhrufe. Hans-Richard Schmitz von der Deutschen Schutzgemeinschaft für Wertpapierbesitz spottete, der Vorstand betreibe angesichts des aktuellen Konzernumbaus nichts weiter als "panisches Basteln", Obermann selbst produziere nur "Worthülsen aus dem BWL-Studium".

Und zu alledem fiel während des Aktionärstreffens auch noch die DSL-Verbindung aus, über die die Versammlung welt-

Die Umbaupläne der Deutschen Telekom



- Verlängerung der Wochenarbeitszeit um 4 auf 38 Stunden
- Kürzung des Gehalts um insgesamt neun Prozent in drei Schritten bis 2010
- Kündigungsverzicht bis 31. Dezember 2011
- Ausgründungsverzicht aus dem Konzern bis 31. Dezember 2010
- Kürzung des Einstiegsgehalts für neue Mitarbeiter auf 20000 €. Bisher werden bis zu 34000 € bezahlt.



Protestdemonstration von Telekom-Mitarbeitern (in

weit online übertragen werden sollte. Viele der zahlreich angereisten Journalisten saßen zeitweise vor einem funktionsuntüchtigen Arbeitsgerät. Für einen Konzern, der sein Geld mit IT-Lösungen verdient, ist das der Super-GAU.

Die verkorkste Hauptversammlung dürfte jedoch harmlos sein im Vergleich zu dem, was Obermann in den kommenden Wochen bevorsteht. Der Konzern will ab Juli fast ein Drittel der insgesamt annähernd 160 000 inländischen Mitarbeiter in eine neue Gesellschaft mit dem Namen T-Service ausgliedern und sie dort vier Stunden länger pro Woche für neun Prozent weniger Lohn arbeiten lassen.

Die Pläne stoßen auf den erbitterten Widerstand der Dienstleistungsgewerkschaft Ver.di. "Organisatorisches Durcheinander bei der Telekom lässt sich nicht über Dumpinglöhne und schlechtere Arbeitsbedingungen beheben", wettert Ver.di-Chef Frank Bsirske. Nach wochenlangen erfolglosen Verhandlungen will die Gewerkschaft den Konzern in einem breitangelegten Arbeitskampf zum Einlenken zwingen. Sie fürchtet einen Dammbruch: "Wenn die Dumpinglöhne in einer neuen Gesellschaft erst mal Realität sind, wird garantiert versucht, sie auch in den restlichen Konzern zu tragen", sagt Frank Sauerland, im Ver.di-Bundesvorstand zuständiger Fachgruppenleiter für Tarifpolitik in der Telekommunikationsbranche.

Sauerland hat noch die Tarifverhandlungen für den Kundenservice der Telekom-Tochter T-Mobile aus dem vergangenen Jahr in Erinnerung, als die Telekom die Einführung einer zweiten Lohnebene für Neueinsteiger forderte sowie weitreichende Verschlechterungen bei Arbeitszeit und Bezahlung für die rund 2700 Beschäf-





Hamburg), Vorstandschef Obermann (bei der Hauptversammlung am vergangenen Donnerstag in Köln): Nachhaltiger Vertrauensverlust

tigten durchsetzte. "Damals unterschrieb die Telekom, dass der Abschluss keine präjudizierende Wirkung auf andere Bereiche des Konzerns hätte", so Sauerland. "Die Zusage hat keine sieben Monate gehalten."

Ver.di spricht von einem nachhaltigen Vertrauensverlust der Belegschaft gegenüber dem Management – zumal die Gewerkschaft den massiven Kundenaderlass vor allem dem Management zuschreibt. Innerhalb der vergangenen elf Jahre wurde die Telekom 18-mal umstrukturiert.

"Die Mitarbeiter haben keine Chance, das Serviceversprechen einzuhalten", sagt Betriebsrätin Kornelia Dubbel, die auch in der T-Service-Verhandlungskommission saß. Die tägliche Arbeit sei mit dem "maroden IT-System" überhaupt nicht zu bewältigen. Bis zu 16 verschiedene Programme müssten hochgefahren werden, um einzelne Kundendaten einzutragen. In dieser Zeit sei man "minutenlang zum Nichtstun verdammt", so Dubbel. An dieser Tatsache würde sich auch nichts ändern, wenn man die Mitarbeiter in eine neue Gesellschaft ausgliedere – außer "dass die Motivation noch weiter in den Keller geht", so Dubbel.

Den Verweis Obermanns, die Belegschaft sei um bis zu 30 Prozent teurer als die der Konkurrenz, will Ver.di nicht gelten lassen. So rechne die Telekom ganz bewusst sämtliche übertariflichen Vergütungen in ihre Kalkulation mit ein. Bei Wettbewerbern hingegen unterschlage sie alle Extraleistungen.

In den bisher fünf Verhandlungen ging es noch nicht einmal um die Bedingungen, unter denen die betroffenen Beschäftigten künftig bei T-Service arbeiten sollen. Mit der Neugründung hat sich die Gewerkschaft – wenn auch widerwillig – längst abgefunden. Vielmehr wollte sie um einen sogenannten Auslagerungsschutz-Tarifvertrag kämpfen – eine Art Bestandsschutz, der die Mitarbeiter vor den schlimmsten finanziellen Einbußen bewahren soll. Ein Kompromiss konnte nicht erzielt werden. Für Bsirske ist daher ein "Streik unausweichlich".

Am vergangenen Freitag beschloss die große Tarifkommission der Dienstleistungsgewerkschaft die Einleitung einer Urabstimmung. Bis Mittwoch dieser Woche soll das Ergebnis vorliegen. Insgesamt 30 000 Beschäftigte sollen die drei Tage des Votums mit temporären Arbeitsniederlegungen flankieren. Niemand rechnet ernsthaft damit, dass die Urabstimmung scheitert, immerhin sind mehr als 70 Prozent der Telekom-Mitarbeiter gewerkschaftlich organisiert. Ver.di will das Ergebnis am Donnerstag dieser Woche, unmittelbar nach der Bekanntgabe der Telekom-Quartalszahlen, verkünden – und den Streik ausrufen.

Die Gewerkschaft plant "keinen wilden Rundumschlag", sie will vor allem "empfindliche Prestigeprojekte" der ohnehin schwächelnden Konzerntochter T-Systems "zeitweise lahmlegen", sagt Ado Wilhelm, der Leiter der Abteilung Arbeitskampf. Große Versicherungen, Banken oder Industriebetriebe müssen ab kommender Woche mit eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten rechnen. "Privatkunden klammern wir bewusst aus, um die Solidarität der Bevölkerung mit uns nicht aufs Spiel zu setzen", so Wilhelm.

Die Gewerkschaftsfunktionäre wollen nicht einmal ausschließen, dass die Kommunikationsinfrastruktur des G-8-Gipfels Anfang Juni in Heiligendamm bestreikt wird, obwohl die Telekom offenbar im Vorfeld darum gebeten hat, dies zu unterlassen. "Der Konzern fürchtet natürlich um sein internationales Ansehen", sagt Wilhelm. "Doch das ist nicht unser Problem."

Rechtlich sieht sich die Gewerkschaft auf der sicheren Seite. So muss ein Anbieter von Telekommunikationsdienstleistungen zwar den laufenden Betrieb garantieren können, doch wie er das macht, ist Sache des Anbieters. Lediglich sicherheitsrelevante Leitungen wie die der Feuerwehr, Polizei oder Krankenhäuser dürfen nicht bestreikt werden.

Bis in die letzte Schaltstelle auf dem Lande haben sich die Streikplaner einen Überblick verschafft, wer wann und wo von seinem Arbeitsplatz abgezogen werden kann. Möglicherweise sollen sogar die rund 40 Prozent Beamte unter den Konzernmitarbeitern mitmachen, obwohl die gar nicht streiken dürfen. "Wir haben das bislang noch nicht ausgetestet", sagt Wilhelm. "Aber wenn es Spitze auf Knopf steht, werden wir auch diesen Konflikt nicht scheuen." Ver.di steht auf dem Standpunkt, dass Beamte nur dann nicht streiken dürfen, wenn sie im Dienste des Staates stehen. Sobald sie allerdings in einem privatrechtlichen Unternehmen beschäftigt sind, sei die Rechtslage anders.

Die Telekom gibt sich unterdessen demonstrativ gelassen. Wenn sich Ver.di weiterhin so bockig zeige und auf "Besitzstandswahrung" beharre, so Obermann, "werden wir uns jetzt mit einem möglichen Verkauf an Drittanbieter auseinandersetzen müssen".

Ob sich tatsächlich ein Interessent findet, scheint fraglich. Ver.di-Verhandlungsführer Lothar Schröder hat für diesen Fall die Marschrichtung bereits vorgegeben: "Dann machen wir eben dort Ärger."

Janko Tietz

HAUSHALT

Verwalter des Überflusses

Die rot-schwarzen Koalitionäre stehen vor einem neuen Problem: Was soll bloß mit den unverhofften Steuerund Beitragsmilliarden geschehen?

ür Peer Steinbrück ist nicht jede gute Nachricht Grund zur Freude. Im April erst mussten die öffentlichen Kassen schon wieder mit einer regelrechten Geldschwemme fertig werden. Seit Monaten legen die Steuereinnahmen mit zweistelliger Rate zu. Da fällt es dem Finanzminister zunehmend schwer, sich weiterhin in Pessimismus zu üben.

Zu viel Geld weckt Wünsche, fürchtet Steinbrück, in der Bevölkerung, vor allem aber bei seinen Ministerkollegen. Seinen Beamten verordnete er deshalb Vorsicht. Er interveniert sogar bei unabhängigen Instituten, wenn deren Forscher für seinen Geschmack zu positive Prognosen verkünden. "Glauben Sie nicht irgendwelchen Experten, glauben Sie mir", sagt er.

In dieser Woche wird die düstere Weltsicht des Finanzministers auf eine harte Probe gestellt. Dann wird der Arbeitskreis Steuerschätzungen den größten Geldsegen für die öffentlichen Kassen in der Geschichte der Republik voraussagen.

Steinbrücks Fachleute, auch ohne Ermahnungen ihres Ministers stets zurückhaltend, rechnen in ihrem Prognosevorschlag mit zusätzlichen Einnahmen allein für den Bund von rund 11 Milliarden Euro in diesem und noch einmal über 20 Milliarden Euro im nächsten Jahr. Bis 2010 werde der Bund 90 Milliarden Euro an zusätzlichen Steuereinnahmen verbuchen.

Die in vielen Fragen heillos zerstrittene Große Koalition steht somit vor einem neuen Problem. Sie muss den unverhofften Überfluss verwalten. In allen Ressorts werden fieberhaft neue Ausgabeposten ersonnen und zusätzliche Reserven angelegt. Verteilung will organisiert sein. Am vorvergangenen Freitag lud Kanzlerin Angela Merkel Vizekanzler Franz Müntefering, Steinbrück und ihren Kanzleramtsminister Thomas de Maizière zum vertraulichen Gespräch. Ihr Thema: Was tun mit dem vielen Geld?

Den Koalitionären ist klar, dass die zusätzlichen Steuermilliarden ihre bisherigen Planungen über den Haufen werfen, auch wenn den 90 Milliarden Mehreinnahmen noch nicht gedeckte Finanzierungszusagen

in Höhe von rund 50 Milliarden Euro bis 2011 gegenüberstehen, etwa für den Zuschuss zur gesetzlichen Krankenkasse.

Die prächtige Lage zwingt Steinbrück zum ehrgeizigeren Abbau der Neuverschuldung. So fasst der Finanzminister für das nächste Jahr eine Nettokreditaufnahme von nur noch rund 15 Milliarden Euro ins Auge. In der mittelfristigen Finanzplanung waren noch über 21 Milliarden Euro vorgesehen. 2011 soll der Bundeshaushalt ganz ohne neue Schulden auskommen. Das gab es zuletzt 1969.

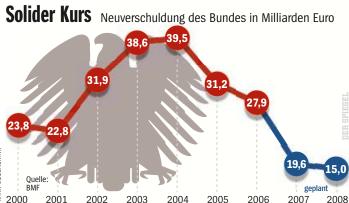
Doch nicht alle zusätzlichen Mittel fließen in die Etatkonsolidierung. Mit etlichen Milliarden sollen 2008, zum ersten Mal seit Jahren, auch wieder Ausgabenwünsche der Ressorts erfüllt werden. Schwierigkeiten bereitet den Koalitionären noch, die Mehreinnahmen für dieses Jahr sinnvoll unterzubringen. Alle Ausgabenposten sind festgezurrt, sie lassen sich nicht beliebig steigern. Die Neuverschuldung von jetzt 19,6 Milliarden Richtung 10 Milliarden Euro zu drücken verbietet sich. Dann würde die Nettokreditaufnahme im nächsten Jahr zwangsläufig steigen, was Steinbrück vermeiden will. So bleibt ihm nur, die eingeplanten Privatisierungserlöse in die Zukunft zu verschieben. Sollte dann noch etwas übrig bleiben, ist Kreativität gefragt.

Ein besonders trickreicher Verwalter des Überflusses ist Arbeitsminister Franz



TD4-Diesel bis zum 3,2-Liter-V6-Benziner sorgen für den gewünschten Vortrieb. Exzellentes Handling sowie das Terrain Response™-System geben die passende Antwort auf jedes Gelände. Der einzige Kompakt-SUV mit 5 Sternen in der Kategorie Insassenschutz beim Euro NCAP





Finanzminister Steinbrück, Kanzlerin Merkel: "Glauben Sie nicht irgendwelchen Experten, glauben Sie mir"

Müntefering. Die ihm unterstehende Nürnberger Bundesagentur für Arbeit (BA) schwimmt im Geld. Die gute Konjunktur bringt ihr zweifachen Gewinn: Weil mehr Menschen beschäftigt sind, steigen die Beitragseinnahmen. Zugleich müssen die Agenturen weniger Geld an Arbeitslose überweisen.

Noch vom letzten Jahr haben die Job-Verwalter gut elf Milliarden Euro auf der hohen Kante, angelegt bei privaten Banken. Nach neuen Prognosen steigt das Guthaben dieses Jahr weiter. Statt des bislang erwarteten Defizits von 1,2 Milliarden Euro kalkulieren Finanzexperten nun mit einem Plus von knapp einer Milliarde Euro. Doch statt das Geld möglichst rasch an die Beitragszahler zurückzugeben, wollen Arbeitsminister Müntefering und Agenturchef Frank-Jürgen Weise die Mittel bunkern. Klammheimlich baut sich die Behörde derzeit allerlei Rücklage- und Reservepositionen auf.

So sollen allein 2,5 Milliarden Euro in einen Vorsorgefonds fließen, aus dem die BA später Pensionen ihrer Beamten bezahlen will. Mit rund drei Milliarden Euro will Weise eine "Liquiditätsvorsorge" bestücken, die für die "unterjährige Liquiditätssicherung" sowie "kurzfristige konjunkturelle Schwankungen" eingesetzt werden soll, so ein internes Papier des Ver-

waltungsrats. Weitere Mittel sollen in eine "Investitionsrücklage für Beschaffungen" fließen, die vorsichtshalber noch nicht beziffert wurde. Es könnten schließlich noch höhere Überschüsse drohen.

Um den überraschenden Geldsegen abzubauen, gibt die Behörde zudem so viel Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen in Auftrag wie seit Jahren nicht mehr. Das Problem ist nur: Die Vermittler finden wegen der guten Beschäftigungslage kaum noch geeignete Arbeitslose. "Wir haben manche Programme um 100 Prozent aufgestockt" stöhnt ein Agentursprecher, "aber es fehlen die Kunden."

CHRISTIAN REIERMANN, MICHAEL SAUGA





Suppenküche (in Berlin-Pankow): "Wahnsinnig wohlhabendes Land, dennoch werden Millionen vom Reichtum ausgeschlossen"

SPIEGEL-GESPRÄCH

"Ich bin kein Guru"

Der Unternehmer Götz Werner über die erstaunliche Karriere seiner Idee vom Grundeinkommen für alle, seinen Ärger über die deutsche Oberschicht und die Frage, wie gut der Mensch ist

SPIEGEL: Herr Werner, 30 Jahre lang haben Sie ein Milliardenimperium von dm-Drogeriemärkten aufgebaut. Aber berühmt wurden Sie innerhalb weniger Monate durch Ihre Forderung eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle. Was halten Sie selbst von Ihrer plötzlichen Prominenz? Werner: Sie überrascht mich zumindest noch immer, weil ich schon seit Mitte der achtziger Jahre an dem Thema Grundeinkommen arbeite. Viele, viele Jahre lang hat das nur niemanden interessiert.

SPIEGEL: Warum jetzt? Hat sich das gesellschaftliche Klima um Sie herum verändert? Werner: Die Menschen spüren die Überkapazitäten, die wir überall schaffen. Sie erleben die Automatisierung und sehen, dass klassische Erwerbsarbeit immer lauter in Frage gestellt wird. Wir sind ein wahnsinnig wohlhabendes Land. Dennoch werden Millionen vom Reichtum ausgeschlossen. SPIEGEL: Prompt wallfahren zu Ihren Vorträgen mitunter mehrere tausend Neugierige. Ist Ihnen die geradezu gläubige Be-

geisterung, die Ihnen neuerdings entgegenschlägt, nicht selbst suspekt?

Werner: Die Menschen sind durchaus kritisch und kommen mit einer "Ja, aber"-Haltung. Das finde ich auch gut so. Ich bin ja kein Guru. Ich verstehe mich weder als Wanderprediger noch als Heilslehrer. Ich will den Menschen keine Antworten liefern, sondern möglichst viele neue Fragen. SPIEGEL: Ist Ihr mittlerweile als Buch erschienenes Manifest schon eine politische Bewegung*?

Bewegung*?
Werner: Ja, kann man sagen. Auch wenn ich es eher als Kulturimpuls sehen möchte. Die Idee des Grundeinkommens geht inzwischen durch alle Lager, breitet sich aber von der jeweiligen Basis aus. Je weiter man hochkommt ...

SPIEGEL: ... desto reservierter die Reaktion. **Werner:** Wofür ich Verständnis habe, denn oben sitzt in Firmen wie in der Politik das Management. Das ist dafür verantwortlich, dass alles reibungslos funktioniert.

SPIEGEL: Man kann auch sagen: Oben sitzen die Realisten, die wissen, was machbar ist. Ihre Idee des Grundeinkommens mag zunächst toll klingen, wird aber immer an der Wirklichkeit scheitern.

Werner: Das behaupten Sie. Es ist ein Impuls. Erst wenn darüber ein breiter Dis-



Götz Werner

eröffnete 1973 in Karlsruhe seine erste Drogerie und baute in den folgenden Jahrzehnten ein Milliardenunternehmen auf. Mit rund 1700 Filialen in ganz Europa zählt die Drogeriekette dm zu den größten Handelskonzernen des Landes. Der 63-Jährige führt die rund 24 000 Angestellten des Unternehmens nach anthroposophischen Grundsätzen, die Eigenverantwortung und Vertrauen in den Mittelpunkt des Personalmanagements stellen. Für die "Lernlinge", so heißen die Auszubildenden im Unternehmen, werden regelmäßig Theater-Workshops ausgerichtet. Werners Konzept eines Grundeinkommens für alle gewinnt an politischer Bedeutung, seit CDU-Chefin Angela Merkel eine Kommission zu dem Thema eingesetzt hat.

80

^{*} Götz Werner: "Einkommen für alle". Kiepenheuer & Witsch, Köln; 224 Seiten; 16,90 Euro.



Luxus-Shopperin (in München) "Grassierender Egoismus"

kurs entsteht, wird sich zeigen, ob die Idee stark genug ist, irgendwann verwirklicht zu werden. Sie muss epidemisch werden. SPIEGEL: Ihr Theorie-Virus ist so schlicht wie undurchdacht: Jeder Bürger soll ein Grundeinkommen erhalten, das mal bei 800, mal bei 1500 Euro liegt. So genau nehmen Sie's offenbar selbst nicht.

Werner: Ich will dem Bürger das geben, was er für ein bescheidenes, aber menschenwürdiges Leben braucht – ein Kultur-, kein Existenzminimum. Man könnte bei 800 Euro anfangen und irgendwann bei 1500 landen.

SPIEGEL: Schon 800 Euro sind doch eine Mogelpackung, denn im Gegenzug würden Sie alle Hilfen und Subventionen streichen. Und außerdem: Warum sollen das auch Reiche wie Sie bekommen?

Werner: Solche Ungleichgewichte gibt es doch längst. Ich habe sieben Kinder, für fünf bekomme ich noch Kindergeld, auch wenn ich darauf nicht angewiesen bin. Und jeder Erwerbstätige hat einen Steuerfreibetrag, vom Mini-Jobber bis zum Topmanager.

SPIEGEL: Mit Verlaub, Sie sind ein Bauernfänger!

Werner: Wieso?

SPIEGEL: In Ihrem Modell erhalten alle Menschen ein Grundeinkommen, und sämtliche heutigen Sozialansprüche bleiben erhalten. Wer soll das bezahlen?

Werner: Die volkswirtschaftlichen Mehrkosten, die entstehen, sind die Grundeinkommensbeträge für jene Menschen, die heute über ein geringeres Einkommen verfügen. Das ist eine überschaubare Zahl von Personen. Entsprechend überschaubar ist auch das finanzielle Delta.

SPIEGEL: Es erreicht nach einer Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung die Summe von fast 190 Milliarden Euro. Das wäre gleichbedeutend mit einer Verdopplung der Mehrwertsteuer. Das ist doch völlig utopisch.

Geld für alle

Die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens

Jeder Bürger erhält eine steuerfreie Grundversorgung von anfänglich 800 Euro im Monat aus der Staatskasse.

Im Gegenzug erfolgt die Abschaffung aller bisherigen steuer- und abgabenfinanzierten Transferleistungen (z.B. Arbeitslosengeld).

Der Mehrwertsteuersatz von derzeit 19 % wird fast verdoppelt. Die staatliche Leistung soll aus der Konsumbesteuerung (Mehrwertsteuer) finanziert werden.

Alle Regulierungen auf dem Arbeitsmarkt entfallen.
 Löhne werden von Betrieb zu Betrieb ausgehandelt.
 Die Arbeitskosten können sinken.

Werner: Die Mehrkosten wären deutlich geringer. Wenn Sie zudem bedenken, was der Abbau all unserer Sozial- und Verteilungsbürokratie brächte, hätten wir zusätzliche Kosten von allenfalls 60 oder 70 Milliarden Euro. Das könnte sich ein reiches Land wie unseres ohne Probleme leisten ... SPIEGEL: ... wenn es dann noch reich bleibt. Es gliche einem Himmelfahrtskommando, eine Volkswirtschaft von über 80 Millionen Menschen auf den Kopf zu stellen aufgrund einer nie irgendwo auf der Welt unter realen Bedingungen geprüften Idee.

Werner: Haben nicht alle Ideen dieses Problem – dass am Anfang nichts als Faszination steht?

SPIEGEL: Eine gewisse Umsetzungschance sollte schon gegeben sein.

Werner: Man muss das Neue revolutionär denken, aber evolutionär umsetzen. Das gilt für mein Unternehmen wie für die Gesellschaft. Einen neuen Weg kann man doch erst beschreiten, wenn man die große Richtung kennt, in die man dann vielleicht in kleinen Schritten losläuft.

SPIEGEL: Sie machen es sich zu einfach. **Werner:** Aber genau so entsteht Neues – indem Sie einen Stein ins Wasser werfen

und die Wellen beobachten. Der erste Schritt könnte zum Beispiel sein, das Grundeinkommen für Menschen zwischen ein und sechs Jahren einzuführen.

SPIEGEL: Das wäre dann nur ein deftig erhöhtes Kindergeld ...

Werner: ... und zugleich der erste Schritt. Elterngeld, Kinderkrippen – all das würde sich von selbst lösen, denn Kinder und ihre Eltern würden auf einmal selbst entscheiden können, wie sie das Geld einsetzen.

SPIEGEL: Manche Eltern fahren dann eben öfter pro Jahr nach Mallorca – ohne Kinder. **Werner:** Ich gebe zu: Das wäre eine Möglichkeit, aber eben nur eine.

SPIEGEL: Familienpolitik wie die von Ursula von der Leyen halten Sie also für den falschen Weg?

Werner: Zumindest funktioniert ihre Förderung weiter etatistisch, während ich an Selbstgestaltungskraft und Eigenverantwortung der Bürger appelliere.

SPIEGEL: Na, viel Spaß! Wir befürchten eher das Gegenteil: Sie lähmen die Bürger mit Ihrem Versprechen vom Grundeinkommensparadies. Unsere Prognose: Viele würden sich erst recht aus dem Erwerbsleben verabschieden, wenn der Staat ihnen ohne Konditionen einfach Geld überwiese.

Werner: Das ist einfach nicht richtig.

SPIEGEL: Behaupten Sie. Es gibt aber hierzulande bereits eine zweite Generation von Arbeitslosen, die nur noch eine Hartz-IV-Karriere anstrebt.

Werner: Das ist der beste Beweis dafür, dass Hartz IV eine kurzfristige Lösung ist, die langfristig versagt. Diese Kinder wären doch ganz anders aufgewachsen, wenn die Eltern nicht schon aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden wären. Wenn so vielen – wie Sie behaupten – 1000 Euro Grundeinkommen reichen würde: Warum lassen die dann nicht schon jetzt den Löffel jeden Monat fallen, sobald sie dieses Geld beisammen haben?

SPIEGEL: Weil viele Menschen nach mehr streben – aber eben nicht alle. Etlichen reicht schon heute das, was sie von Arbeitsagentur oder Sozialamt bekommen.

Werner: Die weitergehende Frage ist: Macht jeder von uns die Arbeit, die er als sinnstiftend empfindet?

SPIEGEL: Sie sind auch noch ein Sozialromantiker, denn es wird immer Jobs geben, die nur wenige machen wollen – vom Müllmann bis zur Toilettenreinigungskraft.

Werner: Manche Jobs müssten wir dann eben anders, besser bezahlen. Dank Grundeinkommen müssten die Menschen ja nicht mehr jeden Job annehmen.

SPIEGEL: Da lachen die Arbeitgeber und sagen: Okay, dann zahlen wir einfach nur



Vortragsstar Werner (in Bochum): "Man muss Veränderung auch wollen"

noch den bisherigen Lohn minus Grundeinkommen.

Werner: Das Grundeinkommen subventioniert die Löhne, ja ...

SPIEGEL: ... ist also arbeitgeberfreundlich. **Werner:** Nein, gesellschaftsfreundlich! Denn dadurch würde ja Arbeit geschaffen. Bisher wird Arbeit in unserer Gesellschaft doch nur immer weiter verteuert.

SPIEGEL: Es bleibt eine Glaubensfrage: Sie vertrauen der Aktivität der Bürger. Wir behaupten, dass sich ein wachsender Teil aus dem Erwerbsleben verabschieden würde und Ihr schönes Paradies dann irgendwann kollabieren würde, denn es muss auch Leute geben, die es bezahlen.

Werner: Die Menschen möchten arbeiten. Aber wir müssen Verhältnisse schaffen, dass sie Arbeit wieder als Wollen, nicht als Sollen begreifen.

SPIEGEL: Wenn wir Ihnen nicht folgen – so orakeln Sie –, wird das Land in sozialen Unruhen untergehen, wie sie die Pariser Vorstädte schon erlebt haben. Nur: Hierzulande geht bislang niemand auf die Straße. Vielleicht, weil's uns doch besser geht, als Sie behaupten.

Werner: Uns geht es gut, ja. Aber Sie haben was gegen Neuerungen. Innovationen sind viel kraftvoller, wenn sie aus Einsicht geboren werden statt aus einer Katastrophe. SPIEGEL: Man könnte auch sagen: Sie wollen die Leute mit Geld ruhigstellen.

Werner: Das ist nicht mein Ansatz. Ich will ihre Kreativität wecken, indem ich sie von manchen Fesseln befreie.

SPIEGEL: Was denn nun: reine Freiheit der Bürger oder totaler Fürsorgestaat?

Werner: Letzteres auf keinen Fall. Der Staat gewährt dem Einzelnen nur die Möglichkeit, an der Gemeinschaft teilzuhaben.

SPIEGEL: Der Bürger hat doch auch die Freiheit zu scheitern, nicht mitzuspielen, den Staat auszuguetschen, oder?

Werner: Richtig. Ich kann niemanden zur Arbeit zwingen. Aber auch diese Menschen gibt es ja heute schon. Es ändert

sich also auch da nichts – allenfalls zum Guten.

SPIEGEL: Die Botschaft hör'n wir wohl, allein ... Wer schon heute Erwerbsarbeit ablehnt, wird mit Ihrem Grundeinkommen auch nicht zum Künstler, Vereinshelfer oder ehrenamtlichen Altenpfleger.

Werner: Phlegma ist das Ergebnis der Verhältnisse, die wir heute schon haben. Gerade im Kulturbereich wird überall gespart. Das ist eine Folge unserer Fokussierung auf den veralteten Begriff der Erwerbsarbeit. SPIEGEL: Einspruch! Nur dieser Arbeitsbegriff macht überhaupt Sinn. Ohne ihn könnten wir uns am Ende des Tags die schönen Dinge des Lebens gar nicht leisten.

Werner: Ich sehe es andersrum. Fachwissen, Fertigungsmethoden, Patente, Bildung – unser wirtschaftlicher Erfolg ist überhaupt erst das Resultat unserer Kultur.

SPIEGEL: Hat Deutschland dabei eher ein Ober- oder Unterschichtenproblem?

Werner: Ein Problem jener Öberschicht, die ihre intellektuellen und materiellen Potentiale viel zu wenig in den Dienst der Gemeinschaft stellt. Mit Oberschicht meine ich aber nicht den hart arbeitenden Topmanager, sondern jenen Jet-Set, der vor allem konsumiert und sich für Gesellschaft oder Politik nur dann interessiert, wenn es um Steuersparmöglichkeiten geht. Ich mag die Debatte um Managergehälter nicht. Ich frage nicht: Was bekommt einer? Sondern:

SOURCE SCHOOL OF THE SCHOOL OF

Werner, SPIEGEL-Redakteure* "In kleinen Schritten loslaufen"

Was macht er damit? Generell läuft in unserer Gesellschaft falsch, dass jeder ausschließlich nur den eigenen Zielen folgt.

SPIEGEL: Ihre ganze Theorie basiert letztlich auf einem arg positiven Menschenbild. Für Sie ist der Mensch a priori gut.

Werner: Ja. Viele tragen meist zwei Menschenbilder in sich: ein gutes von sich selbst und ein schlechtes über die anderen. Ich glaube daran, dass man Menschen auch Vertrauen entgegenbringen, dass man ihnen etwas zutrauen muss.

SPIEGEL: Wann wurden Sie das letzte Mal von einem Menschen enttäuscht?

Werner: Ich werde permanent enttäuscht. Aber darum geht es doch gar nicht.

SPIEGEL: Eben doch, wenn daraus eine komplette Gesellschaftstheorie abgeleitet werden soll. Seit dem Staatsphilosophen Thomas Hobbes ist "der Mensch des Menschen Wolf". Auf dieser Theorie fußen die meisten modernen Staaten. Dagegen beruft sich kein Land auf die Anthroposophie eines Rudolf Steiner. Sie lassen sich von Idealen leiten.

Werner: Uns geht es nicht *wegen* des grassierenden Egoismus gut, sondern *dennoch*. Und wo kämen wir denn hin, wenn wir keine Ideale mehr hätten! Man muss Veränderung auch wollen.

SPIEGEL: Der Sozialismus war auch eine nette Idee.

Werner: Moment, das war eine Ideologie. SPIEGEL: Sie sind nicht nur Unternehmer, sondern auch Professor am Interfakultativen Institut für Entrepreneurship der Universität Karlsruhe. Dort wird Ihr Ansatz derart hymnisch gefeiert, dass wir uns schon fragen, ob dort Wissenschaft oder PR gelehrt wird.

Werner: Für die Unterstützung kann ich nichts. SAP hat den Lehrstuhl einst gestiftet. Vor mir lehrte dort der Unternehmer Reinhold Würth, der wie ich von der Universität berufen wurde. Ich zahle nichts für dieses Institut und nehme keine "Gage" für meine allwöchentliche Lehrtätigkeit in Anspruch. SPIEGEL: Streichelt der Professorentitel eigene Eitelkeit, wenn man wie Sie einst mit mittlerer Reife die Schule verlassen hat?

Werner: Der Titel scheint zumindest auf andere Eindruck zu machen *(lacht)*. Kleider scheinen doch Leute zu machen.

SPIEGEL: Was ist anstrengender – kritiklose Fans oder chronische Nörgler wie wir?

Werner: Anstrengend sind die, die nicht bereit sind, ihre festgefügten Urteile zu verändern. Die sich nicht auf Neues einlassen wollen. Davon gibt es in unserer Gesellschaft leider sehr viele. Wenn etwas nervig ist, dann das.

SPIEGEL: Sie selbst verändert die Kritik an Ihrer Position aber nicht, oder?

Werner: Doch. Das ist ja auch spannend festzustellen, worüber man noch nicht nachgedacht hat. Ich lerne wirklich täglich dazu.

SPIEGEL: Herr Werner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

^{*} Thomas Tuma und Michael Sauga in Berlin.

Spricht für außen.



Von außen nach innen. Von innen nach außen. Siedle-Steel zeigt, wie sich Kommunikation maßgeschneidert inszenieren lässt. Einmalig ist die Vielfalt an Materialien, Farben und Oberflächen der neuen Haus- und Freisprechtelefone, die in zwölf serienmäßigen Ausführungen perfekt mit Ihrem Einrichtungsstil harmonieren. Beide Telefone sind innerhalb einer Anlage frei kombinierbar, auch vorhandene Klingelanlagen sind einfach nachzurüsten. Die hervorragende Sprachverständlichkeit überzeugt ebenso wie das Siedle-Farbvideosystem, das für vorbildliche Sicherheit sorgt. So sind Siedle-Kommunikationssysteme die Summe aus meisterhafter Technik, Funktion und Qualität.

Sie haben den Anspruch. Wir das passende System. MARKETING

Weibliche Bedürfnisse

Banken, Baumärkte und Autohersteller werben zunehmend um Kundinnen – und wollen deshalb wissen, was Frauen wirklich wollen.

Von Männern, die ihnen die Welt zu Füßen legen, träumen Frauen bekanntermaßen. Für Kevin Devine und seinen "Women's World"-Fonds hätten die Chancen also eigentlich günstig stehen müssen. Mit einem Aktienfonds speziell für Frauen wollte der Manager der Vermögensverwaltung VMR Anlegerinnen locken und gab sich bei der Auswahl der Aktien-Ingredienzen einige Mühe: In Devines weiblicher Portfolio-Welt landeten Papiere der Modefirmen Escada und Dior, Aktien vom Pampers-Hersteller Procter & Gamble, sogar an Papiere vom Kosmetikhersteller L'Oréal hatte der Anlage-Charmeur gedacht.

Die Frauen aber ließen den cleveren Finanzmanager abblitzen. Mangels Nachfrage musste Devine seinen "Women's World"-Fonds bald wieder einstellen.

"Frauen lassen sich nicht in eine Ecke stellen", sagt Kathrin Lumma von der Beratungsgesellschaft ZEB. Spezielle Bedürfnisse von Anlegerinnen ergeben sich nach Meinung der Expertin nicht aus einer weiblichen Vorliebe für rosarote Prospekte und Parfum-Papiere, sondern etwa aus Unterbrechungen in der Erwerbsbiografie,

die eine höhere Flexibilität in der Vorsorge und Geldanlage sowie individuelle Beratung nötig machen.

Dass Frauen Geld verdienen und dieses nicht nur in Schuhe, sondern auch in Aktienpakete, Autos oder Bohrmaschinen investieren – diese Weisheit spricht sich derzeit offenbar bei Banken und Finanzdienstleistern, bei Baumarktketten und Autoherstellern herum.

Mit der "Frauen.invest"-Lebensversicherung umwirbt die Aspecta die weibliche Zielgruppe, die Citibank bietet "Kleine Kredite für große Mädchen", und die Commerzbank lockt mit dem Beratungsangebot "Money – made by women", seit sie in einer Studie herausgefunden hat: Für 94 Prozent der Frauen ist finanzielle Unabhängigkeit das wichtigste Ziel in der Lebensplanung – vor dem Wunsch nach Kindern und dem Mann fürs Leben.

Hornbach-Baumärkte locken derweil Frauen mit "Women at Work"- Kursen im Fliesenlegen, Konkurrent Toom setzt bei der Neuausrichtung seiner Märkte ebenfalls auf Frauen-Flirt und "Lebenswelten" im Laura-Ashley-Look, und DaimlerChrysler macht sich neuerdings Gedanken um Handtaschenhaken im Mercedes-Cockpit.

"Frauen sind eine zunehmende Marktmacht, auf die wir eingehen müssen", sagt DaimlerChrysler-Vorstand Thomas Weber, "diese Entwicklung ist für uns überlebensnotwendig." Die Branche geht davon aus, dass in den kommenden 20 Jahren der Anteil weiblicher Autohalter von heute 30 auf 50 Prozent anwachsen wird.

Und so sorgen sich Marketingexperten und Produktverantwortliche neuerdings um weibliche Wünsche und Bedürfnisse. Mit Parfum, Pampers und Pralinen allein, das haben sie inzwischen erkannt, ist die weibliche Zielgruppe nicht zu erobern. Dass Frauen keine knuffig-kugeligen Sondermodelle, sondern ebenso schnittige und schnelle Wagen wünschen wie Männer, hat die Auto-Branche bereits festgestellt. Das Konzeptauto YCC, das Volvo von einem reinen Frauenteam entwickeln ließ, entpuppte sich als sportliches, 215 PS starkes Športcoupé – trotzdem landete es im Museum in Göteborg, statt in Serie zu gehen.

"Ein spezielles 'Frauenauto' wollen weder Frauen noch Männer fahren", vermutet DaimlerChrysler-Vorstand Weber, "stattdessen müssen wir im normalen Entwicklungsprozess stärker auf die Bedürfnisse von Fahrerinnen eingehen." Und so tüfteln die Stuttgarter nun an Lösungen zur Handtaschenaufbewahrung und an Gurten, die das Dekolleté schonen. Und auch der Airscarf, eine Gebläseheizung,



Autokäuferin, Hornbach-Werbung: Autohersteller tüfteln

die Cabrio-Fahrern Hals und Nacken wärmt, soll mit sensiblem Gespür für die Damenwelt entwickelt worden sein.

Dass Frauen beim Autokauf nicht nur bei der Farbwahl mitentscheiden, ist seit langem bekannt. Die Unternehmensberatung A.T. Kearney geht davon aus, dass Frauen über 80 Prozent des Konsums entscheiden, 60 Prozent aller Pkw kaufen und 40 Prozent aller Aktien besitzen.

"Trotzdem spielten Bedürfnisse von Frauen für Händler und Hersteller bislang kaum eine Rolle", kritisiert die Berliner Mathematikerin und Beraterin Eva Kreienkamp: "Produkte werden vermeintlich geschlechtsneutral entwickelt und vermarktet – deshalb aber automatisch auf männliche Bedürfnisse ausgerichtet."

So entstanden etwa die ersten Spracherkennungssysteme ohne weibliches Testpersonal. "Sie erkannten keine Frauenstimmen, da die Entwickler deren Stimmlage nicht berücksichtigt hatten", sagt Martina Schraudner von der Fraunhofer-Gesellschaft in München.

Auch bei Airbags gingen die männlichen Entwickler offenbar von sich selbst aus. "Da der ergonomische Faktor Größe zunächst vernachlässigt wurde, waren die ersten Airbags für Frauen und Kinder ein lebensbedrohliches Sicherheitsrisiko", sagt Schraudner.

Dass der Gedanke an die weibliche Zielgruppe bei der Produktentwicklung zu Markterfolgen führen kann, zeigt das Beispiel General Motors: Nachdem der amerikanische Hersteller beim Cadillac-Modell SRX frauenfreundliche Details wie eine elektrische Heckklappe eingeführt hatte, konnte er den Anteil der Käuferinnen von 40 auf 54 Prozent steigern.

Mit Produktentwicklungen für Frauen, die über rosa Schleifchen in Design und Verpackung hinausgehen und Funktionalität liefern, feiern neuerdings auch Sportartikel- und Werkzeughersteller Erfolge. Der US-Skihersteller K2 konnte den Absatz von Frauen-Skiern innerhalb eines Jahres um 25 Prozent steigern, nachdem er ein neues Modell entwickelt hatte, das den tiefen Körperschwerpunkt von Frauen berücksichtigt. Und der 300 Gramm leichte Ixo-Akkuschrauber, den Bosch 2003 auf den Markt brachte, avancierte nicht nur zum "perfekten Muttertagsgeschenk" (Eigenwerbung), sondern wurde zum meistverkauften Elektrogerät: Während der Hersteller einen normalen Akkuschrauber pro Jahr etwa 300000-mal verkauft, wurden vom Ixo im gleichen Zeitraum 1,5 Millionen Stück umgesetzt.

Es geht im Zeichen der Gleichberechtigung allerdings auch andersherum: Vormals reine Frauenprodukte lassen sich inzwischen auch erfolgreich an den Mann bringen. Das Segment der Männerpflegeprodukte entwickelt sich prächtig. Der Unternehmensberatung AC Nielsen zufolge wuchs der Markt zwischen 2000 und 2005 um 15 Prozent. Davon profitiert unter anderem Beiersdorf, deren Marke Nivea for Men mittlerweile mehr als 20 Pflegeprodukte für den Herrn bereithält – darunter die revitalisierende Augencreme Q10 ebenso wie die selbstbräunende Feuchtigkeitscreme Summer Look.

Für echte Emanzipation im Haushaltsgerätebereich sorgt derweil Bauknecht: Zur Markteinführung des Waschmaschinenmodells Big mit besonders großem Fassungsvermögen gab es kostenlose Waschkurse – nur für Männer.

Julia Bonstein



an Handtaschenhaken, Baumärkte locken Frauen mit Kursen im Fliesenlegen

Spricht für innen.







iF product design award 2007

Red dot award: product design 2007 »best of the best« für höchste Designqualität

Innovation und Design Award Livinluce Enermotive 2007 Top Selection 2007

S. Siedle & Söhne Postfach 1155 78113 Furtwangen Telefon 07723 63-0 Telefax 07723 63-300 www.siedle.de

SSS SIEDLE
System mit Sinn.

Trends Medien

GEBÜHRENSTREIT

Brüssel stützt ARD und ZDF

Im Rechtsstreit um den Einfluss der Länder bei der Bestimmung der Rundfunkgebühr erhalten ARD und ZDF nun ausgerechnet aus Brüssel Rückenwind.

Bei der Verhandlung in Karlsruhe hatte sich der Prozessbevollmächtigte der Länder, der Münchner Staatsrechtslehrer Peter M. Huber, mehrfach auf die "Vorgaben



der EU-Kommission" berufen, um den Abschlag zu rechtfertigen, den die Ministerpräsidenten der Länder bei der letzten Festsetzung der Rundfunkgebühr gegenüber dem von der Rundfunkgebührenkommission (KEF) ermittelten Finanzbedarf vorgenommen hatten. In einem bislang nicht veröffentlichten Schreiben, das die EU-Kommission nur wenige Tage vor der Karlsruher Anhörung an die Ständige Vertretung Deutschlands in Brüssel schickte, wird allerdings "bezweifelt", dass sich die deutsche Rundfunkgebühr an europarechtliche Vorgaben halte, und zwar gerade deswegen, "da die Höhe der Rundfunkgebühr nicht von der KEF, sondern von den Ländern festgesetzt wird". Verfassungsrichter Wolfgang Hoffmann-Riem wies in der Verhandlung ausdrücklich auf diese Passage hin. Nach dem Europarecht sollen die Gebühren anhand von objektiven "Parametern" bestimmt werden – die Kommission befürchtet, dass die Politik Gebühren als Subventionen missbraucht, etwa zur Standortpolitik.

Sitzung des Bundesverfassungsgerichts

TV-QUOTEN

"Allein unter Bauern" floppt bei Sat.1

Mit großen Erwartungen hatte Sat.1 im Februar eine neue Serie mit Christoph M. Orth gestartet. "Allein unter Bauern" sollte an die Erfolge der Anwaltsserie "Edel & Starck" an-



knüpfen. Doch auch diese deutsche Serie floppte beim Publikum. Der Marktanteil bei der werberelevanten Zielgruppe der 14- bis 49-Jährigen lag in der ersten Folge noch bei 14,1 Prozent. Doch schon in der dritten Folge rutschte die Serie unter 8 Prozent ab. Vergangene Woche lief die letzte Folge mit 7,8 Prozent Marktanteil. Eine zweite Staffel wird es nicht geben. REALITY-SHOWS

Chor statt Container

Obdachlose in Deutschland dürfen auf ein neues Fernsehformat hoffen: Der internationale TV-Produzent FremantleMedia will seine australische Reality-Doku "Choir of Hard Knocks" auch an einen deutschen Sender verkaufen. Darin werden 50 Obdachlose begleitet, die binnen sechs Monaten gemeinsam einen Chor auf die Beine stel-

len sollen. Um die Sangeskunst der Betroffenen geht es der TV-Firma dabei weniger. Vielmehr dürfen die Zuschauer fünf Folgen lang den Alltagsproblemen der Obdachlosen und ihren Resozialisierungsfortschritten beiwohnen. Jede Folge sei "voller Drama und Konflikt", verspricht Fremantle. Ab 15. Mai wird die Serie auf dem australischen Kanal ABC ausgestrahlt. In Deutschland sucht die Fremantle-Tochter Ufa Entertainment noch einen deutschen Sender, der eine deutsche Version abnimmt.

ARD

"Jahresvorschau" mit Christiansen

Die Zukunftspläne der ARD mit Sabine Christiansen nehmen Form an. Im Januar soll die Moderatorin, deren sonntäglicher Polit-Talk am 24. Juni zum letzten Mal gesendet wird, im Ersten eine "Jahresvorschau" moderieren. Darin sind sich die ARD und die Moderatorin weitgehend einig. Statt wie in den mittlerweile in vielen Sendern etablierten Rückschauen soll die Christiansen-Sendung Gipfeltreffen, Wahlen,

Jubiläen in den Blick nehmen, die im Jahr 2008 anstehen. Geplant sind Talk-Gäste und Einspielfilme. Ob die Sendung unter dem Label "Sabine Christiansen" läuft, ist noch nicht geklärt.



Medien Fernsehen

TV-Vorschau

Alma ermittelt — Tango und Tod

Montag, 20.15 Uhr, ZDF

Die österreichische Schauspielerin Christiane Hörbiger überzeugte als vornehme Richterin ("Julia – eine ungewöhnliche Frau"), sittenstrenge Almbäuerin und zu späten Orgasmusfreuden gelangende Witwe. In dieser Komödie (Regie: René Heisig) versucht sie sich im Krimi-Fach. Als Rentnerin gibt sie die Amateurdetektivin, die der Profikollegin (Katharina Böhm) das Leben zunächst nicht leichter macht. Das Konzept funktioniert aber nicht. Die Geschichte plätschert ohne zündende Einfälle vor sich hin. Und Hörbiger ist eine viel zu brave und offenherzige Schauspielerin, um List und einen Hauch Verschlagenheit glaubhaft darzustellen, die es für die Rolle bräuchte.

Agnes und seine Brüder

Dienstag, 22.40 Uhr, Arte

Zum ersten Mal im Fernsehen: Oskar Roehlers Kinofilm (2004) über drei ungleiche Brüder. Werner (Herbert Knaup) wirkt wie ein Manager, ist aber Politiker bei den Grünen. Er kämpft für das Dosenpfand, trennt freilich selbst nicht den Hausmüll, was ihm seine Frau (Katja Riemann) vorwirft. Hans-Jörg (Moritz Bleibtreu) ist ein verklemmter Bibliothekar, der Frauen auf dem Damenklo



Bleibtreu, Weiß, Knaup in "Agnes ..."

beobachtet. Der jüngste Bruder ist Agnes (Martin Weiß), eine transsexuelle Tänzerin. Dazu gibt es den Vater (Vadim Glowna), der auf seine alten Tage homosexuell geworden ist. Sie alle suchen nach dem kleinen Glück in Beziehung und Familie, was ernst, komisch und zugleich traurig ist.



Friedrich, Schüttauf in "Nichts ist ..."

Nichts ist vergessen

Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD

Welch ein Alptraum. Die kleine Tochter der Familie Wagner ist vor zehn Jahren ermordet worden. Nun kehrt der Mörder (Volker Bruch) in das Dorf zurück, wo die Wagners wohnen. Den Vater (Jörg Schüttauf) und die Mutter (Inka Friedrich) treibt das fast in den Wahnsinn. Die alten Wunden brechen auf, zumal der Täter von einst die Eltern um Verzeihung bitten will. Rechtlich ist gegen den Eindringling kaum etwas zu machen, ein pensionsreifer Polizeikommissar (Peter Franke) kann wenig ausrichten. Nils Willbrandt (Buch und Regie) inszeniert die Heimsuchung der Eltern mit kalkulierter Langsamkeit und macht so spürbar, zu welcher Qual der Wunsch nach Vergebung wird, wenn das Trauma noch nicht verheilt ist. Schüttauf spielt glänzend. Man spürt, dass seine Kunst bis an die Grenze des psychisch Aushaltbaren geht.

Polizeiruf 110: Tod in der Bank

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Wer da wie genau Gelder aus der Bank in dunkle Kanäle geleitet hat, haben am Ende hoffentlich die Kommissare Schmücke (Jaecki Schwarz) und Schneider (Wolfgang Winkler) begriffen. Jedenfalls sind sie im Schlussbild aufgeräumt wie zu Anfang. Der Zuschauer, der alles nicht bis ins Letzte durchschaut, darf beruhigt sein. Ansonsten werden in diesem MDR-Krimi (Buch: Hans-Werner Honert, Regie: Dirk Regel) reichlich Schlüssel zu Bankfächern gedreht und wird über Sicherheitstechniken philosophiert. Eine weitere Lehre aus diesem gemächlichen "Polizeiruf": Dübeln will gekonnt sein, sonst leiden die Tassen im fallenden Schrank.

TV-Rückblick

Joachim Bublath: Das fremde Ich

2. Mai, ZDF

Wissenschaftsreihen wie diese von Joachim Bublath haben die tiefen Teller nicht erfunden. Und es ist ihnen deswegen kein Vorwurf zu machen. Die Sendezeit ist beschränkt. Vergangenen Mittwoch übersetzten Moderator Bublath und sein Team ein paar Grundweisheiten des Lebens in das Vokabular der Hirnphysiologie. Dazu glitt die Kamera unentwegt durch ein spinnenwebartiges Geflecht, Hirnzentren leuchteten auf, Körnchen flossen von einem Nerv in den nächsten, Symbol für Denken und Fühlen. Einmal torkelte ein skelettartiges Menschenmodell über den Schirm. Alkohol beeinträchtigt das Gleichgewichtsorgan, sollte das demonstrieren. Der ganze optische Zauber, dazu noch die Rede von "Spiegelneuronen" und die Beschreibung des Ich als Hirnkonstruktion, förderten Erkenntnisse zutage, die dem gemeinen Verstand auch ohne neuronales Vokabular

bekannt sind: Wenn wir zufrieden sind, stimmen Selbstbild und Fremdbild überein. Der Mensch ist kein Autist, sondern sucht stets die Brücke zu anderen. Die Pubertät und die mit ihr verbundenen Krisen gehen einher mit neuronalen Veränderungen im Kopf, das Vorderhirn ist dann eine einzige Baustelle, normalisiert sich aber später wieder. Depression hat mit Hirnstoffwechsel zu tun. Alle neuronalen Prozesse lassen sich durch Umwelt und Erziehung beeinflussen. Jetzt hätte es spannend werden können: Gibt es innere Freiheit, oder ist alles letztendlich von der Natur programmiert? Da aber war die Sendezeit schon vorbei.



Hirndarstellung



Karpatenhund-Mitglieder Jansen, Oelkers, Sonnenberg bei Videoproduktion: Ganz vorn mitreiten auf der neuen Neuen Deutschen Welle

MUSIKINDUSTRIE

Gegen den Rest

Seit dem Erfolg deutscher Bands wie Silbermond und Wir sind Helden hoffen junge Musiker und Plattenfirmen, mit deutschem Pop die Charts zu stürmen. Doch der Weg dorthin wird im kriselnden Musikgeschäft immer beschwerlicher, wie die Geschichte der Nachwuchsband Karpatenhund zeigt.

igentlich war sich Björn Sonnenberg sicher, dass es längst zu spät für ihn sei. Dass er seine Chance nicht mehr bekommen würde, "das nächste große Ding zu werden". Er dachte: Dafür bist du schon zu alt und zu lange dabei im Musikgeschäft.

Elf Jahre hatte Sonnenberg, 26, schon Musik gemacht, als Sänger, Gitarrist, Songwriter. Zwei Alben hatte er herausgebracht mit seiner Band, anspruchsvollen deutschen Pop-Rock, hochgelobt von der Fachpresse als "die beste neue hiesige Popband dieses Jahrtausends". Nur kaufen wollte das kaum jemand. Es ist das typische Dilemma vieler Musiker: von Kritikern geliebt, kommerziell ein Flop. Die meisten

stellen dann irgendwann die Gitarre in die Ecke und suchen sich einen Job.

Sonnenberg aber wollte wenigstens einmal Musik für die Massen statt für die Nischen machen. Die Band holte sich eine junge Sängerin dazu, schrieb fröhliche deutsche Popsongs, spielte fast jede Woche auf einer anderen Dorfbühne quer durchs Land und benannte sich nach einem Buchtitel der Jugendkultserie "Die drei Fragezeichen": Karpatenhund. "Wir wollten es innerhalb eines Jahres schaffen, einen Plattenvertrag mit einem großen Label zu bekommen", sagt Sonnenberg.

Es dauerte elf Monate, dann standen alle vier großen Musikkonzerne an, um über einen Plattenvertrag zu verhandeln. Karpatenhund galt plötzlich als Band der Stunde, als Pophoffnung, die ganz vorn mitreiten könnte auf der neuen Neuen Deutschen Welle.

Tatsächlich kann die Musikindustrie jede Hoffnung auf Erfolg gebrauchen. In den vergangenen sechs Jahren stürzte der Umsatz der Musikindustrie in Deutschland um ein Drittel ab. Ein Ende der Abwärtsspirale ist nicht abzusehen. Im ersten Quartal brachen die CD-Umsätze im wichtigsten Musikmarkt der Welt, den USA, erneut gleich um 20 Prozent ein. Aus schwächelnden Umsätzen ist inzwischen eine Existenzkrise geworden.

Am größten ist die Gefahr für die lokalen Niederlassungen der internationalen Musikkonzerne. Denn das Geschäft wird vor allem mit den globalen Stars gemacht, mit Justin Timberlake und Shakira, mit den Red Hot Chili Peppers und Nelly Furtado. Wozu, hieß es in den Konzernzentralen in Übersee, noch das so knapp gewordene Geld in meist nur mäßig erfolgreiche lokale Bands stecken, wenn man ein internationales Popprodukt überall verkaufen kann? Heute arbeiten ein Drittel weniger Menschen in der deutschen Musikbranche als noch Ende der neunziger Jahre.

Doch dann kam vor zwei, drei Jahren fast wie aus dem Nichts ein Revival der deutschen Popmusik. Lange Zeit war da immer nur die gleiche Handvoll Namen gewesen, die mit jeder Platte für einen sicheren Verkaufserfolg standen: Grönemeyer, Die Ärzte, Die Fantastischen Vier, Westernhagen. Namen, die fast alle noch aus den Achtzigern stammen.

Aber auf einmal tauchten Bands wie Silbermond, Juli und Wir sind Helden auf. Plötzlich sammelten auch deutsche Dancehall-Bands wie Seeed und Soulsängerinnen wie Joy Denalane Gold- und Platin-Auszeichnungen ein. Der Anteil deutscher Musik in den Albumcharts verdoppelte sich von knapp 20 Prozent im Jahr 2000 auf rund 40 Prozent im vergangenen Jahr.

Doch der Druck, diesen Trend am Leben zu halten, ist groß: Er ist die beste Existenzgarantie für die deutschen Plattenfirmen. "Wir wollen Karpatenhund als beste und erfolgreichste neue junge deutsche Popband des Jahres etablieren", heißt es beim EMI-Label Virgin, der Plattenfirma, die Karpatenhund schließlich unter Vertrag nahm. Mittelmäßigkeit zählt nicht mehr viel in diesen Krisenzeiten.

Das Ziel für Karpatenhund sind die Top 20 und eine Gold-Auszeichnung für das Album. Doch der Weg dorthin ist beschwerlich und teuer, der Ausgang offen. Er begann im vergangenen Herbst in einem Ton-

studio in Köln, fünf Monate vor der geplanten Veröffentlichung der ersten Single.

November 2006, Köln

Das Tonstudio von Wolfgang Stach ist eines der größten im Land. An den Wänden hängen Boxen so groß wie Kühlschränke, der Boden ist mit abgetretenen Orientteppichen ausgelegt. Neben dem Mischpult stapeln sich leere Pilsdosen und abgegriffene "Penthouse"-Heftchen.

Vor einigen Jahren war Stach eine große Nummer als Produzent, er hat etwa die Guano Apes groß herausgebracht. Er war es auch, der die Karpatenhund-Sängerin Claire Oelkers den anderen Bandmitgliedern vorstellte, zu denen neben Sonnenberg auch Stefanie Schrank, Jan Niklas Jansen und Mauri Arca gehören.

Oelkers, die Jüngste der Band, ist 21, hübsch und hat eine nette Stimme. So jemand bleibt meist nicht lange unentdeckt. Vor ein paar Jahren schon tauchte der erste Manager auf, der Oelkers groß rausbringen wollte. Sie sollte die deutsche Avril Lavigne werden. Sie bekam einen Knebelvertrag, aber keine Platte.

Karpatenhund will das genaue Gegenteil sein, "glaubwürdig" und "selbstbestimmt". "Natürlich sind auch wir gewissermaßen eine kalkulierte Band, die auf kommerziellen Erfolg zielt", sagt Sonnenberg. "Aber dahinter stecken nicht irgendwelche Plattenfirmen oder Produzenten, sondern nur wir selbst." Die Band schreibt alle Songs und Texte, produziert das Album, entwirft auch die CD-Cover selbst. "Das ist allein unser Ding, und da geben wir alles rein, was wir haben."

Die Aufnahmen für das Album gehen schnell voran, nach zwei Wochen in Stachs Studio stehen mehr als ein Dutzend Songs, die meisten schon in den Monaten vorher live erprobt während all der Konzerte in schummrigen kleinen Clubs und auf abgelegenen Provinzbühnen.

Es sind gitarrenlastige, schnelle Popsongs, schrammelig und smart genug, um besonders zu klingen, aber auch eingängig genug, um genau die breite Masse anzusprechen, ohne die es für die vorderen Chartplätze nicht reicht. Es ist ein feiner Grat, den Plattenfirma und Band zu gehen versuchen: Irgendwie muss ihre Musik nach dem Erfolg der letzten Jahre klingen, nach Wir sind Helden, nach Juli, nach 2raumwohnung. Irgendwie aber auch gerade nicht.

"Nur eine Kopie von Silbermond braucht wirklich keiner", sagt Svana von Treyer. Treyer ist schon seit 14 Jahren im Musikgeschäft, die meiste Zeit davon als "Artist&Repertoire"-Manager: Sie soll neue Bands entdecken und anschließend aufbauen. Vor ein paar Jahren etwa stieß sie auf fünf Berliner Jungs, die ungewöhnlich laute, aber eingängige Gitarrensongs spielten, und nahm sie unter Vertrag. Die Beatsteaks sind heute eine der erfolgreichsten deutschen Rockbands mit einer halben Million verkaufter Platten. Spätestens seit diesem Treffer hat sie in der Branche einen Ruf als Spürnase.

Auch bei Karpatenhund war Treyer die Erste, die bei einem der kleinen Clubkonzerte auftauchte und ihre Visitenkarte hinterließ. Allerdings blieb sie nicht die Einzige.

Etliche schlaflose Nächte habe er über die Frage gehabt, welche Plattenfirma sie denn nun nehmen sollten, sagt Sonnenberg. Die mächtigste mit der größten Marketingpower? Die kleinste, die am dringendsten noch eine deutsche Popband im Repertoire braucht? Die größte?

Am Ende hat sich die Band nicht für eine Plattenfirma, sondern für Treyer entschieden. "Weil sie so glaubwürdig ist."

Dezember, Connecticut (USA), Tonstudio

Die Band ist zum Mischen des Albums in die USA geflogen. Für zwei Wochen hat sich Karpatenhund im Studio von Peter Katis einquartiert, einem der renommiertesten amerikanischen Rockproduzenten. Vor ein paar Wochen erst hat Katis sich mit Sting getroffen, um über die Produktion von dessen neuester Platte zu reden.

"Es gefällt uns natürlich, als kleine Kölner Band die Illusion zu haben, unsere Platte auf internationalem Niveau zu produzieren", sagt Sonnenberg. "Sonst hätten wir uns ja einfach mehr Geld vom Vorschuss der Plattenfirma auszahlen können."

Rund 100 000 Euro hat Karpatenhund von der Plattenfirma vorab bekommen. Davon muss die Band allerdings die Produktionskosten von 60 000 Euro bezahlen,





denen neben Sonnenberg auch Musikmanager Leesker, Treyer, Label-Chef Dirk Baur: Der Kracher des Sommers?

das ist bei einem sogenannten Bandübernahmevertrag üblich. Dafür bekommt die Band einen höheren Anteil an den Plattenverkäufen – rund ein Fünftel der Einnahmen. Die paar tausend Euro, die jedes Bandmitglied aus dem Vorschuss erhalten hat, reichen gerade zum Schulden- oder Mietebezahlen: Alle fünf bewegen sich nahe des Existenzminimums.

"Wir haben uns zwei Jahre Zeit erkauft, um Musik wirklich zum Beruf zu machen", sagt Sonnenberg. Das Fachblatt "Rolling Stone" hat ihn einmal als "unentdecktes Premium-Talent" bezeichnet. Er zupft gedankenverloren einen Johnny-Cash-Song, während Peter Katis einen Karpatenhund-Titel nach dem anderen für einen besseren Sound durch endlose Reihen von analogen Verstärkern jagt. "Wenn das jetzt nicht klappt, dann ist unser großer

Traum, vom Musikmachen zu leben, wohl vorbei", sagt Sonnenberg.

Anfang Januar 2007, Berlin, Virgin-Büros

Ein Dutzend Marketing- und Promotionmanager drängen sich im verglasten Konferenzraum der Virgin-Zentrale in Berlin-Kreuzberg. Es sind noch zwei Monate bis zur geplanten Veröffentlichung der Single, die "Gegen den Rest" heißen wird. Zeit, Gas zu geben, sagt Treyer. Noch im Laufe der Woche soll die Single an die Radiostationen verteilt werden. Alle hoffen, dass die Radiomacher ähnlich angetan sind wie die Konzertveranstalter: Karpatenhund ist bereits für viele große Sommerfestivals gebucht.

Treyer sagt, Karpatenhund sei eine der seltenen Bands, die gleich mit dem ersten Album funktionieren können. Über ihr hängt ein Plakat der Kölner Band Fotos. Sie war im letzten Jahr eine der großen Hoffnungen, die Kritiker waren begeistert, es sah gut aus. Doch dann reichte es nicht mal für die Top 100.

Karpatenhund soll es auf jeden Fall bis in die Charts schaffen. Die marktüblichen Marketingkosten betragen rund 100000 Euro. Das ist genug, um den Erfolg einer bislang unbekannten Band wahrscheinlicher zu machen, aber nicht genug, um ihn zu erzwingen.

10. Januar, Berlin-Kreuzberg, Video-Set

Schon seit sechs Uhr morgens hetzt die Band von einer Kameraeinstellung zur nächsten, wechselt Kostüme noch öfter als die Instrumente. Der Zeitdruck ist groß, Dutzende Beleuchter, Kameraleute und Komparsen huschen unablässig am Set umher, das eigentlich eine Tanzschule in ei-



kern jagt. "Wenn das jetzt nicht Karpatenhund-Konzert (in Berlin): "Da biste erst mal baff, wenn du raus auf die Bühne kommst"

nem Kreuzberger Hinterhof ist. Das Video zu "Gegen den Rest" muss in einem Tag abgedreht sein, alles andere wird zu teuer.

Mit 25 000 Euro bewegen sich die Produktionskosten ohnehin schon am oberen Ende für heutige Verhältnisse. Die Zeiten sind vorbei, als ein Song noch ein Hit werden konnte, nur weil er lange genug auf MTV oder Viva lief. Stattdessen lassen sich Musikvideos gut im Internet anschauen, bei YouTube oder MySpace, aber dafür tut es auch ein Filmchen für 5000 Euro.

Viel eher lohnt es sich für eine unbekannte Band, möglichst noch vor der ersten Plattenveröffentlichung mit einem etablierten Star auf Tour zu gehen. Schon seit Wochen müht sich die Plattenfirma, auch Karpatenhund als Vorgruppe unterzubringen – bislang ergebnislos. Grönemeyer und 2raumwohnung haben bereits abgesagt. "Da muss jetzt unbedingt was passieren", sagt Sonnenberg. "Wird es schon", sagt Treyer.

17. Januar, Berlin, Virgin-Büros

Als es dann passiert, geht alles schneller als erwünscht. Am Nachmittag kommt eine E-Mail des Konzertveranstalters Marek Lieberberg. Razorlight sei ja jetzt auf Deutschland-Tour. Die britischen Stars haben sich in den letzten Jahren zu einer der erfolgreichsten europäischen Rockbands entwickelt mit zwei Nummer-eins-Alben in England. Ob Karpatenhund nicht als Vorgruppe dabei sein könne? Der erste Auftritt: morgen! "Typisch", sagt Treyer. "Da ist noch nicht mal jemand ausgefallen. Die haben sich das einfach mal eben in letzter Minute überlegt."

24 Stunden später steht Karpatenhund das erste Mal als Vorgruppe von Razorlight in Köln auf der Bühne. Nicht wie sonst vor 200 Zuschauern. Sondern vor 2000. "Da biste erst mal baff, wenn du raus auf die Bühne kommst", sagt Claire Oelkers.

26. Januar, Hamburg, Große Freiheit

Fünf Stunden vor Konzertbeginn ist Karpatenhund mit dem Soundcheck schon fast durch. Draußen fährt zur gleichen Zeit Razorlight mit zwei Doppeldecker-Tourbussen und einer eigenen Crew von zehn Mann vor. Karpatenhund ist mit einem wackeligen gelben Kleinbus angereist, den die Band selbst finanziert.

Zumindest muss Karpatenhund nichts dafür bezahlen, vor einer weitaus bekannteren Band wie Razorlight auftreten zu können: Sogenannte Buy-Ons, wenn sich Nachwuchsmusiker als Vorgruppe für die Tour eines Stars teuer einkaufen müssen, sind in der Branche an der Tagesordnung.

Auch Backstage ist die Hackordnung klar. Der Aufenthaltsraum für die Vorgruppe besteht aus einem alten Stuhl und einer zerfledderten Zweisitzer-Couch. "Hauptsache, es gibt genug Bier", sagt Sonnenberg.

Die Große Freiheit ist bereits voll, als Karpatenhund um Punkt 19.30 Uhr auf die Bühne geht. Es dauert bis zum dritten Song, bis das Publikum mit den ersten Anzeichen der Zustimmung reagiert: Vereinzeltes Mitwippen, Kopfnicken, Applaus. Die befürchteten "Aufhören"-Rufe bleiben aus. Nach 35 Minuten ist Schluss. Jemand ruft Zugabe. Niemand buht. Die Band ist sehr zufrieden.

Mitte Februar, Halle (Saale), MDR-Radio

MDR Jump ist für Popbands der wichtigste Radiosender in Ostdeutschland. Wer hier



Popgruppe Karpatenhund im Aufnahmestudio*: Der große Traum, vom Musikmachen zu leben

gespielt wird, ist in allen neuen Bundesländern zu hören. Im Sommer organisiert der Sender eine Konzerttour durch rund ein Dutzend Städte und hat so in den vergangenen Jahren regelmäßig einer Band mit zum Durchbruch verholfen: Christina Stürmer, Silbermond, Revolverheld.

In diesem Jahr soll Karpatenhund dabei sein, deswegen sind Treyer und die Band nach Halle gefahren, um sich dem Sender persönlich vorzustellen. "Wir wollen euch wirklich puschen", sagt Jump-Programmchef Michael Schiewack.

Die MDR-Unterstützung ist auch extrem wichtig für die Radiopromoter von Virgin, die seit Wochen die Sender abklappern. Bislang gibt es keine Zusagen, dass Karpatenhund gespielt wird. Radio ist nicht nachwuchsfreundlich. Viele Stationen spielen nur eine Liste von wenigen hundert Titeln, die von Marktforschern durch Hörtests abgesichert sind. Neue Titel fallen bei den Hörtests fast immer durch.

Aber auch viele Radioeinsätze garantieren keine guten Verkäufe: Immer wieder liegen die Platten zu Radiohits wie Blei in den Läden. Alanis Morissette etwa sei im Radio rauf und runter gelaufen, sagt Treyer. Die Single wollte kaum einer kaufen. Umgekehrt sind immer öfter Bands auch fast ganz ohne Radio erfolgreich: Tokio Hotel wird fast nie gespielt, die meisten Rockbands sowieso nicht.

MDR-Programmchef Schiewack aber will Karpatenhund auch ohne gute Hörtests spielen: "Ich glaube, dass ihr der große Kracher des Sommers sein werdet."

1. März, Berlin

Virgin entscheidet sich im letzten Moment, die Veröffentlichung der Single zu verschieben. "Wir brauchen mehr Zeit", sagt Treyer. Die Radios wollen Karpatenhund bislang nicht spielen, geplante MTV-Auftritte finden nicht statt. Die Single soll jetzt erst am 20. April erscheinen, nur drei Wochen vor dem für den 11. Mai geplanten Album.

Die Band ist geschockt, die Stimmung fällt in den Keller: "Da ist plötzlich das Gefühl: Was soll's? Der Zug ist abgefahren. Gehen wir lieber fertigstudieren", sagt Sonnenberg. "Wir haben zittrige Knie und fühlen uns schrecklich."

Mitte März bis Mitte April

Fast auf einen Schlag beginnen doch noch alle Marketingaktionen Wirkung zu zeigen. "Gegen den Rest" ist Titelsong der ARD-Vorabendserie "Türkisch für Anfänger". Seitdem die Serie läuft, gehen die Zugriffszahlen auf der Karpatenhund-Website dramatisch nach oben, bis zur Veröffentlichung wird das Video 25 000-mal auf YouTube abgerufen. Würde jeder kaufen, wäre "Gegen den Rest" damit auf Platz eins.

Auch im Radio taucht Karpatenhund jetzt auf: Nur auf Platz 112 in den normalen Airplay Charts, in den Campus-Charts der Uni-Radios aber auf Platz eins. "Am Ende greift doch immer alles ineinander", sagt Marketingchef Roland Leesker. Wo es nicht von selbst greift, wird nachgeholfen. Für über 30 000 Euro wird Karpatenhund Präsenz auf MTV gesichert, dazu zählt, dass "Gegen den Rest" im April 16-mal die Woche gespielt wird.

20. bis 27. April, erste Verkaufswoche

Weniger als 10000 Platten hat Virgin zunächst in die Läden gestellt. Das klingt wenig, ist aber genug, um das ganze Land abzudecken, wenn nicht gleich ein Top-Ten-Einstieg erwartet wird. "Die Verkaufsfläche für Singles verringert sich permanent", sagt Leesker. Die Single-Verkäufe sind in den vergangenen Jahren am heftigsten eingebrochen, vergangenes Jahr wurden gerade mal noch 16 Millionen verkauft, vor zehn Jahren waren es noch 55 Millionen.

Die Single ist deswegen fast immer nur noch ein Marketinginstrument, um das Album bekanntzumachen. Auch bei Karpatenhund gilt: "Singlehit macht Album fit", sagt Leesker.

In den meisten CD-Läden werden nur noch die Top-Ten-Singles garantiert angeboten.

Wer dagegen seine Neueinsteiger-Single im Laden sichtbar zum Verkauf angeboten haben will, muss zahlen: Bericht im "WOM-Magazin" und Sonderplazierung bei WOM und Karstadt? Rund 15 000 Euro. Bei der süddeutschen Ladenkette Müller prominent auftauchen? 3000 Euro. Plazierung bei Amazon als Neuheit? 2500 Euro.

Keines der neuen deutschen Popwunder hat einen Schnellstart hingelegt: Die erste Silbermond-Single startete mit Platz 56 – ein Jahr später hatte sich das Album mehr als 600000-mal verkauft. Wir sind Helden kamen mit der ersten Single nicht über Platz 53 hinaus. Das Ziel für Karpatenhund sind die Top 50 für die erste Woche. "Und dann langsam nach oben arbeiten", sagt Treyer.

"Wir haben Angst, dass es nicht mal für die Top 100 reicht," sagt Sonnenberg.

30. April, Chart-Veröffentlichung

Um 17.14 endlich erscheinen die Top 100 für die 17. Kalenderwoche auf dem Bildschirm von Roland Leesker. Beyoncé und Shakira sind mit einem Duett neu auf der eins. Die erste deutsche Band taucht auf Platz 15 auf, Tokio Hotel, die Single erschien schon vor zwei Wochen. Die Chart-Positionen wandern über den Bildschirm nach unten, dann, endlich, Karpatenhund: Platz 43.

Für einen Augenblick flackert Enttäuschung über Leeskers Gesicht. Ist das zum Start genug, um die erfolgreichste neue deutsche Popband des Jahres zu werden? Es sind noch elf Tage bis zur Albumveröffentlichung. Dann sagt er: "Wir schaffen das schon." Es ist Zeit, die Band anzurufen.

^{*} Jan Niklas Jansen (Gitarre), Stefanie Schrank (Bass), Björn Sonnenberg (Gitarre), Mauri Arca (Schlagzeug). Es fehlt im Bild Claire Oelkers (Sängerin).

Panorama Ausland





Polizeieinsatz gegen russische Demonstranten in Tallinn, Sowjet-Denkmal

ESTLAND

Frustrierte Großmacht

Mart Laar, 47, Ex-Premier und Parlamentsabgeordneter in Tallinn, über den Konflikt seines Landes mit Russland

SPIEGEL: Die Versetzung des sowjetischen Soldatendenkmals in Tallinn hat das Verhältnis zwischen Esten und Russen dramatisch verschlechtert. Ist es wirklich die in Ihrem Land

lebende russische Minderheit, die hinter den wütenden Protesten in der estnischen Hauptstadt und in Moskau steckt?

Laar: Es ist nur eine Minderheit jener Minderheit. Rund ein Drittel der 1,4 Millionen Einwohner ist russischer Herkunft – randaliert haben aber nur knapp 2000 junge Leute. Trotzdem haben viele Russen Angst, dass die Esten sie nach den



Straßenschlachten jetzt alle für Marodeure halten.

SPIEGEL: Hat Moskau die Proteste angestiftet?

Laar: Wir haben ganz klare Hinweise darauf, dass es Kontakte der russischen Botschaft mit den radikalen jungen Russen gab. Die Ausschreitungen sind eindeutig von der Putin-Regierung gewollt.

spiegel: Welchen Sinn macht es für Moskau, in Ihrem Land Unruhe zu stiften?
Laar: Dahinter steckt frustriertes, altes Großmacht-Denken. Viele in Russland können kaum aushalten, dass Länder, über die Moskau früher herrschte, jetzt selbständig sind und eine eigenständige Politik betreiben. Das russische Nationalbewusstsein ist dafür zu schwach aus-

geprägt, es braucht dringend einen äußeren Feind. Den gibt Putin seinen Landsleuten. Mal sind es die Ukrainer, mal die Polen, mal die Georgier. Im Moment sind wir dran.

SPIEGEL: Ihr Land ist in der EU und in der Nato. Muss Estland den großen Nachbarn ernsthaft fürchten?

Laar: Was Moskau bleibt, sind Wirtschaftsblockaden und Schikanen an der Grenze. Der georgische Wein zum Beispiel gewinnt auf internationalen Messen Goldmedaillen - aber die Russen behaupten, er entspräche nicht ihren Hygienevorschriften, deshalb lassen sie ihn nicht ins Land. Solche Art von Boykotts kann es auch gegenüber Estland geben. SPIEGEL: Nimmt die EU die Probleme ihrer östlichen Mitglieder ernst genug? Laar: Sie hat viel dazugelernt, aber das hat eine Weile gedauert, wir sind zufrieden mit Brüssel. Russland versucht, einen Keil in die Europäische Union zu treiben. Der Konflikt zeigt: Wir brauchen dringend eine gemeinsame EU-Außenpolitik.

PHILIPPINEN

Bedenkliches Finale

Wenige Tage vor den Wahlen zum Zweikammerparlament und den Regionalvertretungen am 14. Mai hat Präsidentin Gloria Macapagal Arroyo die Streitkräfte mobilisiert – angeblich um die ausufernde Gewalt während des Wahlkampffinales zu begrenzen. Ihre Gegner werten die Aktion indes als Einschüchterungsversuch: Gerade die Militärs drehten zuletzt kräftig an der Gewaltspirale mit. Eine Untersuchungskommission der Uno stellte fest, dass die Armee seit Arroyos Amtsantritt 2001 die Ermordung von Regimegegnern toleriert, wenn nicht gar gefördert

habe; die Menschenrechtsgruppe Karapatan spricht von mehr als 800 getöteten Gewerkschaftern, linken Oppositionellen und Journalisten. Der Uno-Sonderberichterstatter ermahnte die promovierte Ökonomin Arroyo eindringlich, die Streitkräfte zur Aufklärung der



Morde zu bewegen. Die Präsidentin rechtfertigt den Einsatz von Soldaten mit Auseinandersetzungen zwischen Privatarmeen verfeindeter Politiker seit Wahlkampfbeginn im Februar seien dabei über 30 Menschen ums Leben gekommen. Solche Gewalt ist nicht ungewöhnlich auf dem Archipel. Nach der Präsidentschaftswahl 2004 wurde die Zahl der Wahlkampftoten mit 148 beziffert. Der jetzige Einsatz des Militärs dürfte denn auch eher dazu dienen, Arroyos Partei Kampi die Macht in Parlament und Senat zu sichern. Sollte die umstrittene Staatschefin dieses Ziel nicht erreichen, drohen ihre Gegner mit einem Amtsenthebungsverfahren.

Arroyo-Gegner in Manila

BALKAN

Brüderliche Hilfe

Perngesteuerte Bewegungen nationaler Minderheiten in Griechenland und Albanien stören die Gespräche über die Zukunft des Kosovo und befeuern die Serben in ihrem Widerstand gegen dessen Unabhängigkeit. Der Bürgermeister der südalbanischen Stadt Himarë, Vasil Bollano, forderte jetzt demonstrativ die Eigenständigkeit der überwiegend von der griechischen Minderheit bewohnten Region: Er verlange "dasselbe Recht wie die Albaner des Kosovo". Zwölf Prozent der etwa 3,1 Millionen Albaner sollen nach Berechnungen aus Athen griechischer Herkunft sein, Tira-



na beziffert den Anteil dagegen lediglich auf etwa zwei Prozent. Experten in Tirana sehen in der Aktion eher eine Form brüderlicher Unterstützung der Griechen für die ihnen eng verbundenen Serben. Kurz vor der Entscheidung über den endgültigen Status des Kosovo wolle Athen offenbar die These des Westens widerlegen, eine Unabhängigkeit des Kosovo stelle keinen Präzedenzfall für andere Sezessionsforderungen dar. Die Antwort kam prompt. Eine paramilitärische "Befreiungsarmee Chameria-OVC" drohte auf der Web-Seite Dervina.com, die mehrheitlich von Albanern besiedelte nordgriechische Region Epirus mit Gewalt zu "befreien". In griechischen Medien wurde eine scharfe Reaktion Athens gefordert. Die Propaganda wird in Griechenland nicht auf die leichte Schulter genommen. Schon während des Konflikts in Mazedonien hatte sich eine andere aus Albanien agierende Befreiungsarmee zu Wort gemeldet. Erst nach massiven Drohungen aus den USA stellte sie ihre Unterstützung für die dortigen Albaner ein.



Japanische Marine, Premier Abe

JAPAN

"Mutige Prüfung"

Sechzig Jahre alt ist Japans Verfassung vorige Woche geworden. Sie gilt als ein Musterbeispiel für pazifistische Prinzipien – und ist genau deshalb nach Ansicht von Premierminister Shinzo Abe, 52, nicht mehr zeitgemäß. Am Donnerstag, anlässlich der

Jubiläumsfeiern, plädierte der konservative Regierungschef offiziell für eine Revision: Es genüge nicht mehr, den vorhandenen Spielraum zu nutzen, der zum Beispiel den Aufbau von 240000 Mann starken Streitkräften erlaubte. Vielmehr sei eine "neue

MOLDAU

Rotes Doping

it "revolutionären Umgestaltun-**IVI**gen" ist Europas letzter kommunistischer Staatschef, Präsident Wladimir Woronin, 65, der Wirtschaftselite seines Landes zu Diensten. Der KP-Chef und frühere Innenminister der Sowjetrepublik Moldau ließ das Parlament eine radikale "Kapital- und Steueramnestie" sowie die vollständige Streichung der Gewinnsteuern für Unternehmen beschließen. Nach einer "Welle der Korruption" seien die "Marktmechanismen paralysiert", begründete Woronin den überraschenden Schritt. Moldaus Wirtschaft brauche "Doping", um Mittel aus "schwarzen Kassen" endlich wieder in den legalen Geldumlauf zu bringen. Im Programm seiner Partei hatte der Präsident bislang eher die "Wiedergeburt der sozialistischen Gesellschaft" versprochen und die "Rückkehr auf den sozialistischen Entwicklungsweg" propagiert. Dazu zeigte sich Woronin gern unter roten Fahnen oder beim Niederlegen von Blumen an diversen Lenin-Denkmälern. Geblieben ist bei dem Altkader auch



Woronin

der Sowjet-Jargon: Das Land brauche eine "Beschleunigung der ökonomischen Entwicklung". Die ist bitter nötig. Die zwischen Rumänien und Ukraine eingeklemmte Republik mit etwa vier Millionen Einwohnern ist das ärmste Land Europas und von Massenarbeitslosigkeit sowie der Herrschaft mafioser Gruppen geprägt. Ein Großteil der noch funktionierenden Industrie liegt zudem in der abtrünnigen Rebellenrepublik Transnistrien, die sich dem Zugriff der moldauischen Staatsmacht entzieht.



Ära" gekommen; als Wirtschaftsmacht müsse das Land auch militärisch konkurrenzfähig werden, kurzum: Eine "mutige Prüfung" des Paragrafenwerks sei

aus Protest gegen die Militarisierungspläne. Sympathisanten Abes, des ersten nach eine Gegen-Demo und prophezeiten pathetisch, eine Verfassungsänderung würde den "Traditionen" des Landes neuen "Stolz einimpfen".

Schon Abes Vorgänger Junichiro Koizumi hatte das Grundgesetz durch die Entsendung von 600 Soldaten zur Unterstützung der US-Intervention im Irak weit ausgereizt. Zu Jahresbeginn wurde dann das Verteidigungsamt in der Hauptstadt Tokio zu einem regulären Ministerium aufgewertet. Seither sind auch humanitäre Auslands-

einsätze als "Hauptaufgaben" der Armee definiert. Weitere Zeichen für Abes Reformeifer sind die mit Australien verabredete Militärkooperation sowie seine erklärte Bereitschaft, den Aufbau des US-Raketenabwehrsystems in Ostasien zu beschleunigen.

Im Einklang mit der Bürgermehrheit ist Abe bei seinen militärischen Anstrengungen keineswegs. Umfragen kamen vergangene Woche zu sehr unterschiedlichen

Ergebnissen - eine Mehrheit favorisierte zwar die Revision der Verfassung; den Artikel 9, die "Friedensklausel", wollten jedoch nur 33 Prozent ändern.

KROATIEN

"Ohne uns geht's nicht"

Staatspräsident Stipe Mesić, 72, über die EU-Ambitionen seines Landes und die Probleme mit der Korruption

SPIEGEL: Der EU-Beitritt 2009 ist das wichtigste außenpolitische Ziel Ihrer Regierung. Demgegenüber steht eine ausgeprägte Erweiterungsmüdigkeit innerhalb der Union. Wie realistisch sind Ihre Bestrebungen?

Mesić: Das Projekt der europäischen Einigung kann ohne den Südosten des alten Kontinents nicht vollendet werden. Da mangelt es manchen in der EU an Realismus. Die alten Länder müssen begreifen, dass es ohne uns nicht geht. SPIEGEL: Zum Südosten zählen auch andere Staaten und Gebiete des Balkans, die politisch sehr instabil sind. Einige EU-Mitglieder fürchten, der Beitritt Kroatiens würde etwa in Bosnien-Herzegowina oder Kosovo falsche Erwartungen wecken.

Mesić: Das beste Mittel, um Instabilität zu vermeiden, ist es, solchen Ländern eine Perspektive zu geben, also die Möglichkeit, europäische Werte übernehmen zu können. Die Lösung besteht nicht darin, die Tore zur EU zu schließen, sondern sie zu

SPIEGEL: EU-Mitglieder müssen die Kopenhagener Kriterien etwa nach Rechtsstaatlichkeit und Demokratie erfüllen. Brüssel aber rügt regelmäßig die ausufernde Korruption in Ihrem Land. Mesić: Wir haben damit begonnen, Korruption ernsthaft zu bekämpfen. Dazu ist politischer Wille erforderlich, und der ist nun vorhanden.

öffnen.

Mesić

SPIEGEL: Die kroatische Justiz gilt international als nicht unabhängig.

Mesić: Wir stecken mittendrin in der Justizreform. Immerhin haben wir bewiesen, dass wir imstande sind, komplizierte Kriegsverbrecherprozesse zu führen, auch solche, bei denen es um Straftaten an Minderheiten geht. SPIEGEL: Geben Sie zu, dass Angehörige der serbischen Bevölkerungsgruppe

weiterhin gewalttätigen Angriffen ausgesetzt sind?

Mesić: Es sieht nicht so schwarz aus, wie Sie meinen. Seit dem Krieg hat sich eine Menge getan. Zugegeben: Es gibt noch vereinzelte Übergriffe, aber ich lehne die kategorisch ab. Es bedarf großer Anstrengungen, indoktrinierten Menschen den richtigen Weg zu zeigen.

unumgänglich. 10000 Men-

schen marschierten daraufhin durch Tokio, dem Krieg geborenen Premiers, formierten

MOSAMBIK

Tödlicher Goldrausch

Fin grausiger Fund von 16 Leichen in den bis zu 2440 Meter hohen Chimanimani-Bergen an der Grenze zu Simbabwe lenkt die Aufmerksamkeit der Behörden auf ein Gewerbe, das neuerdings Hochkonjunktur hat. Die Polizei identifizierte die erfrorenen Männer als illegale Goldsucher. Mosambik wird derzeit überschwemmt von solchen "Garimpeiros". Bis zu 20 000

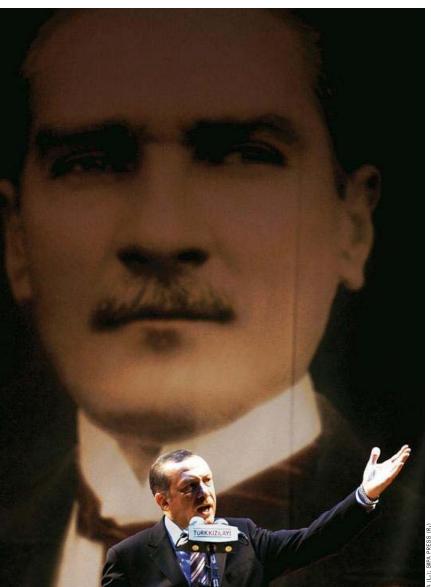
Glücksritter sollen es bereits sein, die in den Bergen auf das große Glück hoffen - und dort in primitiven Hütten, Höhlen oder sogar ungeschützt vor der Kälte hausen.

Die meisten Goldsucher haben nichts zu verlieren. Sie sind bitterarm, viele kommen aus Simbabwe. In ihrer Heimat wütet ein Diktator, der sich gern mit Hitler vergleicht: Robert

Goldsucher (aus Simbabwe)

Mugabe. Die Inflation in seinem Land hat atemberaubende 2200 Prozent erreicht, die Arbeitslosenquote liegt bei 80 Prozent. Zwar ist die Goldsuche illegal, aber die mosambikanischen Behörden haben vor dem Ansturm kapituliert und stehen nun vor neuen Problemen. Während sich das Land vom über 17 Jahre währenden Bürgerkrieg erholt, werden große Gebiete wieder nachhaltig zerstört. Wo der Goldrausch wütet, wächst kein Korn mehr bis zu 20 Meter tiefe Krater übersäen die Landschaft, die Flüsse sind vergiftet.







Premier Erdogan (vor einem Bild von Staatsgründer Kemal Atatürk), Anti-Erdogan-Demonstranten in Ankara: "Die Türkei ist säkular und

TÜRKEI

Drama mit vertauschten Rollen

Die Intervention des Militärs bei der Präsidentenwahl hat den Westen aufgeschreckt. Nun sollen landesweite Neuwahlen aus der Staatskrise führen. Doch ein Ende des erbitterten Kulturkampfs ist nicht absehbar.

as Krisengespräch, das Javier Solana mit dem iranischen Atom-Unterhändler Ali Laridschani bevorstand, war heikel genug. Doch dem EU-Außenbeauftragten schien an jenem Morgen vorvergangener Woche in Ankara eines mindestens ebenso wichtig: die Kandidatur seines türkischen Kollegen Abdullah Gül für den Posten des Staatschefs. "Wir sind schon lange Freunde", pries Solana den islamisch-konservativen Politiker von der Gerechtigkeits- und Entwicklungspartei (AKP), "die Türkei wird glücklich sein, ihn als Präsidenten zu haben." Der Aufruhr, der seitdem das Land am Bosporus erschüttert, wirkt wie Hohn auf das Lob des europäischen Chefdiplomaten. Allein in Istanbul gingen über eine Million Türken auf die Straße, um gegen Güls drohenden Einzug in den Präsidentenpalast zu protestieren. Auf Antrag der Opposition annullierte vergangene Woche das Verfassungsgericht den ersten Wahlgang. Zuvor hatte die Armee interveniert, die sich als Gralshüter einer laizistischen Türkei sieht: In einem scharfen Memorandum, das viele als Putsch-Drohung verstanden, warnte der Generalstab unter Yasar

Büyükanit davor, "die Republik, und vor allem den Laizismus, zu untergraben".

Das Drama, das derzeit die Türkei erfasst, wirkt wie ein Stück mit vertauschten Rollen: Der Westen, seit den Attentaten vom 11. September 2001 in tiefem Misstrauen gegenüber allem, dem auch nur der Hauch von Islamismus anhaftet, lobt Gül als "großen Reformer" und "verlässlichen Partner". Die streng säkulare Elite in der Türkei dagegen bekämpft ihn erbittert. Sie wirft dem gläubigen Muslim vor, er wolle ihr Land in düstere Zeiten zurückführen. "Die Türkei wird kein zweiter Iran, wir



wird es bleiben"

wollen keine Scharia", riefen Demonstranten landesweit: "Die Türkei ist säkular und wird es bleiben."

Kann sich Europa so irren? Haben sich türkeifreundliche EU-Politiker derart blenden lassen vom Charme des Dauerlächlers Gül? Sicher ist nur, dass der EU-Beitrittskandidat Türkei – wieder einmal – in einer tiefen Krise steckt, die Politiker in Brüssel, Paris, London und Berlin besorgt verfolgen. "Das ist ein Test für die demokratische Reife der Türkei", sagt Graham Watson, Chef der Europäischen Liberalen.



Mindestens ebenso wie vor der islamischen Agenda der AKP scheinen sich die Europäer nun vor der Armee zu fürchten, die sich einfach nicht aus der Politik heraushalten will. Ist die Vergangenheit mit ihren rollenden Panzern, welche die türkische Geschichte so geprägt hat, doch noch nicht überwunden? "An der Rolle des Militärs entscheidet sich die Frage, ob die Türkei eine wirkliche Demokratie wird oder nicht", prophezeit Hasan Cemal in der liberalen "Milliyet".

Ein offener Konflikt zwischen AKP-Anhängern und dem Militär wäre fatal für das Land, das bisher als "strahlendes Beispiel für die Aussöhnung einer mehrheitlich muslimischen Bevölkerung mit einem säkularen, demokratischen Staat" galt. So sagt es der Soziologe Dogu Ergil.

Dabei wurden Laizismus und demokratische Reformen dem Land von Staatsgründer Mustafa Kemal, später Atatürk, in den zwanziger Jahren regelrecht aufgezwungen. Der General war damit selbst manchen westlichen Staaten voraus; das

Generalstabschef Büyükanit

Test für die demokratische Reife

Frauenwahlrecht etwa galt in der Türkei (1934), noch bevor es in Frankreich (1944) oder Italien (1946) eingeführt wurde.

Atatürks Verhältnis zum Islam war von persönlicher Abneigung geprägt, bei Bedarf aber auch höchst pragmatisch. Solange ihm das grüne Banner des Propheten half, die Moral der frommen Anatolier im Befreiungskrieg etwa gegen die Griechen und Italiener zu heben, nutzte er es weidlich. Kaum aber hatte er seine Macht etabliert, räumte er mit den Symbolen der alten Ordnung auf. Er schaffte das Kalifat ab, machte den Sonntag statt des muslimischen Freitags zum freien Ruhetag, führte an Stelle der arabischen die lateinische Schrift und an Stelle der Scharia das Schweizer Zivil- und das italienische Strafrecht ein.

"Fortschritt bedeutet, an dieser Zivilisation teilzuhaben", dozierte der Volkserzieher, "die Türken haben sich ständig in eine Richtung bewegt – wir sind immer von Osten nach Westen gegangen."

Während sich der politische Islam in den Jahrzehnten der Auseinandersetzung mit dem säkularen Staat immer weiter von den radikalen Positionen seiner Gründer entfernt hat, stehen die Kemalisten noch heute wie versteinert nahezu an derselben Stelle, wo der 1938 verstorbene Atatürk sie verlassen hat. "Die einst Rückständigen sind heute die Fortschrittlichen, und die Progressiven von früher sind heute die Rückschrittlichen", sagt der Istanbuler Schriftsteller und Liedermacher Zülfü Livaneli. Das kemalistische Laizismusverständnis, kritisiert der Politologe Cemal Karakaş, sei "autoritär und undemokratisch; es sollte reformiert werden".

Nur einer der vier Staatsstreiche der türkischen Armee wandte sich direkt gegen die Islamisten – der "kalte Putsch" gegen Premier Necmettin Erbakan 1997. Wie sein Mentor ist der heutige Regierungschef Erdogan eine im Offizierskorps tief verhasste Figur; die Armee fand sich nur widerwillig damit ab, dass er die Regierung übernahm.

Erbakan freilich stand einem wackligen, von Korruptionsaffären belasteten Koalitionskabinett vor, das sich zudem in außenpolitische Abenteuer verstrickt hatte – Energieabsprachen mit der Mullah-Regierung in Teheran, Avancen an den damals noch verfemten Revolutionsführer Muammar al-Gaddafi. Es war dem Militär ein Leichtes, den Fundamentalisten aus dem Amt zu drängen. Der Putsch war populär, allen demokratischen Alarmrufen zum Trotz.

Heute, da sind sich viele Türken einig, gäbe es keine Unterstützung im Volk für einen ähnlichen Schlag. Zeitungen und zivile Organisationen geißelten die jüngste Intervention gegen Gül.

Neuwahlen, die das Parlament vergangenen Donnerstag für den 22. Juli festsetzte, sollen zwar aus der Krise führen. Doch die Zeit der Turbulenzen ist noch lange nicht vorbei. Zumal sich Gül bis



Kandidat Gül, Ehefrau Hayrünnisa Großes Lob aus Brüssel

Ende voriger Woche sogar offenhielt, am Sonntag einen neuen Wahlgang zu wagen.

In den kommenden Monaten steht ein erbitterter Streit über die Frage bevor, wer eigentlich das Recht besitzt, das Gesicht der Türkei zu prägen. Er wird nicht nur ausgetragen zwischen Säkularen und Religiösen, es ist auch ein ideologisch aufgeheizter Machtkampf zwischen der neuen Elite der AKP und dem alten kemalistischen Establishment, das die Deutungshoheit über das Vermächtnis Atatürks für sich reklamiert.

Seit viereinhalb Jahren regiert die islamisch-konservative AKP von Premier Recep Tayyip Erdogan, durchaus mit Erfolg. Keiner spricht mehr vom "kranken Mann am Bosporus". Um ihre sechs Prozent Wirtschaftswachstum beneiden die meisten Europäer die Türkei. Die ausländischen Investitionen boomen, auch die Exportzahlen liegen auf Rekordniveau. Die AKP hat Hunderte Reformen durchgeboxt und die Türkei in Beitrittsverhandlungen mit der EU geführt.

Dennoch ist es der AKP nicht gelungen, den schwelenden Verdacht im säkularen Lager zu entkräften, dass die Partei eine verborgene islamistische Agenda habe. Mit der Auswahl des frommen Gül, dessen Gattin stets ein Kopftuch trägt, habe sie die Zweifel sofort wieder verstärkt, "wohin die AKP das Land eigentlich bringen will", sagt der Wirtschaftsberater Sinan Ülgen.

Doch ein Gutteil der Gegner wäre vermutlich ohnehin nicht von der Staatstreue der AKP zu überzeugen. Das sind die Ultra-Säkularen, die der Kolumnist Mustafa Akyol "antiliberal" nennt.

Das ist das türkische Paradox: Die Islamgegner sind nicht unbedingt Kräfte des Fortschritts, viele stehen dem Westen kritisch bis feindlich gegenüber. Auf der Demonstration in Istanbul riefen Marschierer nicht nur "Nieder mit der Regierung", sondern auch "Nein zu Amerika, Nein zur EU".

Die pensionierte Hautärztin Türkan Saylan gehört zu den Anführerinnen der Proteste gegen Gül. Sie ist Präsidentin der Stiftung für modernes Leben, einer von Dutzenden Vereinen, welche die Prinzipien des Staatsgründers Atatürk hochhalten. Die 71-Jährige mit dem feuerrot gefärbten Kurzhaarschnitt nennt sich selbst eine "kemalistische Feministin". "Wir sind die Soldaten Atatürks", sagt sie.

Für die Professorin ist die Vorstellung unerträglich, ein Paar wie die Güls ziehe in den Präsidentenpalast ein: "Dieses Amt ist so wichtig. Für uns ist es, als herrschte Atatürk selbst immer noch dort. Ein Präsidentenpaar muss absolut säkular und demokratisch sein sowie einen modernen Lebensstil verkörpern."

Saylan wendet sich gegen Putsch und Militärrecht, das jüngste Einschreiten der Armee verurteilt sie jedoch nicht. Wenn die Armee Gefahren für den Laizismus sehe, habe sie geradezu die Pflicht, die Öffentlichkeit darauf hinzuweisen.

Doch die Belege, welche die Gegner Erdogans und Güls für die vermeintliche "fundamentalistische Bedrohung" beibringen, sind eher dürftig. Die noch unter Atatürk begründete linksnationale Zeitung "Cumhuriyet" etwa bemühte ein Zitat aus einem zwölf Jahre alten Artikel des britischen "Guardian", in dem Gül gesagt haben soll: "Die Republik ist am Ende. Wir wollen das laizistische System ändern." Gül bestreitet diese Aussage vehement.

Er versucht, simple Logik dagegenzusetzen. "Wenn wir eine versteckte Agenda hätten, warum sollten wir uns dann mit einer EU-Mitgliedschaft binden?", pflegt er ausländische Journalisten zu fragen.

Zentrales Symbol des Missbehagens der Säkularen sind die Kopftücher der AKP-Frauen. "Die Kopftuch-Republik", titelte das liberale türkische Magazin "Tempo" kürzlich gar und bildete die Gattinnen der führenden AKP-Politiker mit ihren Schleiern ab: Emine Erdogan und Hayrünnisa Gül ebenso wie die Ehefrauen des Finanzministers, des Parlamentschefs, des Wirtschafts- und des Tourismusministers.

Güls Gattin Hayrünnisa klagte sogar vor dem Europäischen Menschenrechtsgerichtshof gegen die Türkei, weil sie wegen des Kopftuchverbots nicht studieren konnte – zog die Klage aber zurück, um ihren Mann nicht zu kompromittieren.

Tatsächlich stört viele Türken, dass mit Frau Gül eine Kopftuchträgerin in den Präsidentenpalast einzöge. Umfragen zeigen, dass eine knappe Mehrheit so nicht repräsentiert werden möchte. "Das ist nicht meine Kultur", schrieb der "Hürriyet"-Kolumnist Yalçin Dogan, nachdem er bei einem Regierungsempfang unter Kopftuchfrauen gesessen hatte.

In der AKP sehen viele weltliche Türken den Türöffner für eine schleichende Islamisierung – plötzlich kommt islamisch-korrekte Kleidung in Mode, auch der sittenstrenge Ganzkörperbadeanzug. In Schulbücher lassen islamische Verlage religiöse Absätze einfließen. Die Armee beruft sich auf Veranstaltungen, bei denen Schulmädchen mit Kopftuch aufgetreten seien und religiöse Lieder gesungen hätten, entgegen dem offiziellen Verbot.

Die politische Bilanz der AKP aber spricht für sich. "Diese Partei hat die Türkei näher an westliche Organisationen und Standards gebracht als jede säkulare Regierung in der jüngsten Vergangenheit", urteilt der Soziologe Ergil.

"Die AKP hat bisher nichts getan, was gegen die Verfassung verstößt", sagt auch die säkulare Politologin Binnaz Toprak. Mit einigen hochumstrittenen Gesetzes-



Militärputsch in Istanbul (1980): "Wir sind die Soldaten Atatürks"

vorhaben scheiterte sie, etwa jenem, das den Ehebruch strafbar machen sollte. "Der türkische Säkularismus ist nicht gefährdet", sagt Toprak, "er ist fest verankert."

Gül, der zuvor acht Jahre bei der Islamischen Entwicklungsbank im saudi-arabischen Dschidda gearbeitet hatte, wurde zwar mit Erdogan in der islamistischen Wohlfahrtspartei Necmettin Erbakans groß. Doch mit Erdogan führte Gül später auch den Aufstand der Reformer gegen Erbakan an. 2001 gründeten beide mit der AKP eine geläuterte, säkulare Alternative für fromme Muslime.

So ist auch im Parteiprogramm der AKP nichts vom politischen Islam zu finden. "Sie sagen, die Türkei ist säkular und wird auch säkular bleiben - wir sagen genau dasselbe", rief Erdogan vergangene Woche seinen Gegnern zu. Er definiert seine Politik als "demokratischen Konservativismus" – für eine Gesellschaftsgruppe, "die ein Konzept von Modernität wünscht, das Tradition nicht zurückweist und die spirituelle Bedeutung des Lebens nicht geringschätzt". Die AKP ist eine Pro-Wirtschafts-Partei, weshalb sie auch von eher liberalen Geschäftsleuten gewählt wird. Suat Kiniklioglu, Leiter des Marshall-Fonds in Ankara, sieht aus ihr eines Tages gar eine Art türkische CDU werden.

An der gegenwärtigen Krise ist die AKP allerdings nicht ganz unschuldig. Im Vollgefühl ihrer Mehrheit hat sie sich nicht um einen Kompromiss in der Präsidentenfrage bemüht, welche die Gesellschaft so polarisiert. Erdogan selbst sei bereit gewesen, so AKP-Kreise, den eher farblosen Verteidigungsminister Vecdi Gönül als Kandidaten aufzustellen – einen Mann, der immerhin über halbwegs passable Verbindungen zur Armee verfügt und dessen Frau kein Kopftuch trägt. Das soll der mächtige Parlamentspräsident Bülent Arinç, Wortführer des konservativen Flügels, verhindert haben – was er bestreitet.

Das Militär fühlt sich nun am stärksten bedroht. Denn der Präsident sitzt dem Nationalen Sicherheitsrat vor. Er kann die Truppen mobilisieren. Und er ernennt den Generalstabschef. Wie wohl keine Regierung vor ihr versucht die AKP, die Armee der politischen Kontrolle unterzuordnen – und bekam dafür von der EU großes Lob.

Die Neuwahlen, so glaubt die Erdogan-Partei, werden sie eher noch stärken – eine Einschätzung, die einige türkische Zeitungen teilen. "Was machen die Kemalisten und die Armee, wenn wir bei den Wahlen noch mal zehn Prozent drauflegen?", fragt ein Berater des Premiers: "Finden sie sich dann mit unserem Kandidaten ab?"

Auch bei der Präsidentenwahl will die Erdogan-Mannschaft nun das Volk befragen und setzt dabei auf dessen konservative Mehrheit. Im Parlament hat sie bereits einen Antrag auf Direktwahl eingereicht.

Annette Grossbongardt, Bernhard Zand

NATO

"Die Bösen rauswerfen"

General John Craddock, 57, höchster US-Befehlshaber in Europa, über Russlands Verhältnis zur westlichen Allianz, den Raketenabwehrschirm der Amerikaner und den Einsatz in Afghanistan



Kommandeur Craddock: "Erfolg ist der Schlüssel zur Lösung"

SPIEGEL: In dieser Woche will der russische Generalstabschef nach Brüssel kommen und Präsident Putins Drohung präzisieren, den Vertrag über konventionelle Abrüstung in Europa auf Eis zu legen. Erwarten Sie eine neue Aufrüstung?

Craddock: Einige russische Ankündigungen der letzten Zeit haben mich wirklich überrascht. Auch auf der Nato-Außenministertagung in Oslo war die Überraschung groß. Deshalb will ich gar nicht spekulieren. Es ist wahrscheinlich besser, ihn erst einmal sagen zu lassen, was er genau meint, und dann darüber zu reden.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor einer Rückkehr zum Kalten Krieg?

Craddock: Nein. Heute sind die Kräfteverhältnisse ganz anders. Große Allianzen, die einander an einer Grenze gegenüberstehen, gibt es nicht mehr. Die bipolare Aufteilung der Welt ist Geschichte, sie kehrt auch nicht zurück.

SPIEGEL: Haben Sie, zumindest als Soldat, nicht ein gewisses Verständnis für die Russen? Die Nato rückt bis an ihre Grenzen vor, westliche Streitkräfte nutzen sogar zentralasiatische Militärbasen. Die müssen sich doch umzingelt fühlen.

Craddock: Wenn ich schon umzingelt bin, dann lieber von Demokratien, und es gibt keinen Nato-Staat, der nicht demokratisch wäre. Die Furcht, solche Nationen an meiner Grenze zu haben, ist unverständlich.

SPIEGEL: Sie sehen in Putins Entscheidung eher einen politischen und keinen militärischen Schachzug?

Craddock: So ist es. Wir werden uns anhören müssen, warum es jetzt stärkere Irritationen gibt als noch vor sechs Monaten. Was hat diese Veränderung ausgelöst?

SPIEGEL: Die Russen sind über das amerikanische Raketenabwehrprojekt verärgert, und sie sind nicht die Einzigen, die sich an ihm stoßen. Sogar innerhalb der Nato gibt es Diskussionen. Warum haben die Amerikaner dieses Vorhaben nicht im Rahmen des Bündnisses konzipiert, sondern in Verträgen mit Einzelpartnern?

Craddock: Vermutlich sind die Amerikaner bilateral vorgegangen, weil es die ursprüngliche Absicht war, in erster Linie die Vereinigten Staaten gegen den Angriff eines Schurkenstaats zu schützen.

SPIEGEL: Sie sehen die Bedeutung also nicht etwa darin, dass die Amerikaner hier mit neuen Alliierten in Osteuropa verhandeln, wohingegen der Streit um dieses Projekt eher im alten Europa zu hören ist?

Craddock: Nein, bestimmt nicht. Sie müssen die physikalischen Gesetze und die Geometrie der Erde verstehen. Deshalb wurden Polen und Tschechien als Ver-

tragspartner ausgewählt, nicht aus politischen Überlegungen heraus.

SPIEGEL: Der Raketenabwehrschild ist also kein weiteres Indiz dafür, dass die Nato ihre Bedeutung verliert?

Craddock: Nein, das ist er nicht.

SPIEGEL: Sie haben eng mit dem früheren Verteidigungsminister Donald Rumsfeld zusammengearbeitet, der dafür berühmt war, lieber Ad-hoc-Koalitionen zu nutzen als sich mit der Nato auseinanderzusetzen. Rumsfeld ist inzwischen gegangen – und damit auch seine Politik?

Craddock: In Wahrheit wurden doch beide Vorgehensweisen angewandt. Auf beide Methoden zu setzen trägt der Tatsache Rechnung, dass sich die Welt verändert hat und dass es viele Mittel gibt, Nationen auf multilaterale Art zur Zusammenarbeit zu bringen. Ob sie nun die bewährte und zweifellos erfolgreichste Sicherheitsallianz der Welt, die Nato, nutzen oder eine sogenannte Koalition der Willigen, hängt ganz von der Situation und den Bedingungen ab. Vielleicht ist es ein Kriterium, wie schnell eine Sache umgesetzt werden muss. SPIEGEL: Die Nato kam als Friedenstruppe nach Afghanistan, nun führt sie dort einen blutigen Krieg. Was ist da geschehen?

Craddock: Ungefähr 60 Prozent des Landes sind inzwischen relativ sicher. Dagegen ist die Situation im Süden und im Osten völlig anders. Dort wollen Taliban-Truppen erneut ihr altes Unterdrückungsregime errichten, was die Friedenssicherung zu einer ambivalenten Angelegenheit macht. Zuerst kam die Nato in den Norden und breitete sich dann im ganzen Land aus. Damit zeigte sie Truppenpräsenz auch in Gegenden, wo es bisher keine gab. So ist sie auf Taliban gestoßen, die bis dahin recht unbehelligt agieren konnten. Die fühlen sich nun herausgefordert und versuchen, verlorene Positionen zurückzuerobern. Das ist keine Überraschung, das entsprach unserer Erwartung.

SPIEGEL: Die Amerikaner und ihre Verbündeten haben bisher 570 Soldaten verloren, wie viele weitere Opfer kann die Allianz noch hinnehmen?

Craddock: Das wird jede Nation für sich beantworten. Es gibt Zeiten, in denen Bündnispartner Opfer erleiden, die über ihren gerechten Anteil hinauszugehen scheinen – und wohl auch gehen. Aber es gibt auch andere Zeiten, in denen die Nationen an einem Strang ziehen, um weitere Opfer zu vermeiden. Erfolg ist der Schlüssel zur Lösung des Konflikts. Das Wichtigste ist, eine Vorstellung davon zu vermitteln, dass Erfolg möglich ist.

SPIEGEL: Voriges Jahr beim Nato-Gipfel in Riga haben die Staatschefs eine umfassende Strategie gefordert, eine enge Kooperation zwischen zivilen und militärischen Beiträgen. Wird das umgesetzt?

Craddock: Es gewinnt an Zugkraft. Zuerst müssen wir die Bösen rauswerfen, und unsere Truppen können das auch. Die nächste Phase ist dann, dort eine Präsenz aufrechtzuerhalten, entweder durch die Isaf-Truppen oder durch afghanische Sicherheitskräfte. Die Sicherheitslage muss nachhaltig verbessert werden, nur das erlaubt eine langfristige Entwicklung, was wiederum Investitionen bedeutet und die Schaffung von Arbeitsplätzen. Das ist es, worauf es auf lange Sicht ankommt.

SPIEGEL: Das klingt großartig, aber vor Ort ist nicht jeder so optimistisch.

Craddock: Ja, auch da. Die für die Ausbildung der Armee verantwortliche Nation waren die Vereinigten Staaten, die mehr als 2000 Ausbilder zur Verfügung gestellt haben. Für die Polizeiausbildung war Deutschland verantwortlich, und es hat 40 deutsche Ausbilder gegeben. Das war natürlich längst nicht genug, und nun sollen andere Nationen Deutschland helfen. SPIEGEL: Letztes Jahr forderte die Nato mehr Soldaten für den Einsatz in Afghanistan.



Russische Fallschirmjäger: "Die bipolare Aufteilung der Welt ist Geschichte"

Craddock: Das Wichtigste am Nato-Einsatz ist, der Sicherheit ein afghanisches Gesicht zu geben. Die afghanische Polizei muss ausgebildet werden, sie muss kompetent sein und angemessene Gehälter erhalten, um der Korruption vorzubeugen. Ebenso muss die afghanische Armee ausgebildet und so geführt werden, dass sie die nationale Sicherheit gewährleisten kann

SPIEGEL: Sind Sie enttäuscht darüber, dass dieses afghanische Gesicht nicht deutlicher zu erkennen ist?

Craddock: Ja, das bin ich. Bei der Armee machen wir endlich Fortschritte. Es sind fähige, gutausgebildete Kräfte. Aber der Schlüssel zu allem ist die Führungsfähigkeit. Die Afghanen müssen gutes Führungspersonal aufbauen. Manchmal gibt es geborene Führer, sehr viel häufiger werden sie dazu gemacht. Es geht um einen ganzheitlichen Ansatz und nicht einfach nur darum, Soldaten auszubilden und sie loszuschicken, ohne sich darum zu kümmern, was dann mit ihnen passiert. Solche Zeiten sind vorbei. Die Polizei hängt vermutlich zwischen zwei und vier Jahren zurück.

SPIEGEL: Die Polizeiausbildung war das Projekt der Deutschen. Sind Sie da auch enttäuscht?

Aus Deutschland erhielten Sie sechs "Tornado"-Flugzeuge. Wofür werden die eingesetzt, und wie erfüllen sie ihren Auftrag? **Craddock:** Sie gehören zu unserem System von Nachrichtensammlung, Überwachung und Aufklärung. Ich kann hier nicht ins Detail gehen, ohne die Sicherheit unserer Operationen zu gefährden. Es gibt verschiedene Arten von Aufklärungszielen für sie, von der Fahndung nach einzelnen Führern bis zur Terrain-Übersicht etwa in Bezug auf den Mohnanbau und die Bewegungen von Lastwagen-Konvois. Die "Tornados" liefern hervorragende Arbeit. SPIEGEL: Sollte die Nato in Afghanistan scheitern, wäre dies nicht das Ende für die mächtigste Sicherheitsallianz der Welt?

Craddock: Es würde zumindest das Bündnis in Gefahr bringen. Afghanistan ist die bedeutsamste Aufgabe der Nato, und ich bin eigentlich ganz zuversichtlich. Aber versprechen oder garantieren kann ich natürlich nichts. Wenn wir die Truppen bekommen, die wir brauchen, um diesen Einsatz durchzuführen, dann ist die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs ziemlich hoch. Uns fehlen aber ausreichende Kräfte, die uns nicht nur erlauben, im ganzen Land für Sicherheit zu sorgen, sondern uns auch Kapazitäten für den Wiederaufbau lassen.

INTERVIEW: HANS HOYNG, SUSANNE KOELBL



Angeklagter Ahmed, mutmaßliche Komplizen im Gerichtssaal der Casa de Campo, Zugattentat in Madrid vom 11. März 2004: "Wie der heilige

SPANIEN

"Tanz von Schlafwandlern"

Der Prozess gegen die mutmaßlichen Attentäter von Madrid wird live in Fernsehen und Internet übertragen. Die Spanier meinen, diese Art der Öffentlichkeit diene der Wahrheitsfindung.

enn Roberto Gallego zu arbeiten beginnt, schaut er zuerst nach dem "Käfig" – einem Kasten aus Panzerglas, in dem 18 Angeklagte während der Verhandlung sitzen. Wie haben sich die Männer auf den Bänken gruppiert? Was haben sie an? Wie sind Spaniens meistgefürchtete Häftlinge heute aufgelegt?

Gallego ist Techniker der Firma Fujitsu. Im Auftrag des spanischen Nationalen Gerichtshofs bedient er vier Kameras, mit denen der spektakulärste Terrorismusprozess Europas aufgezeichnet wird. Seit dem 15. Februar müssen sich in Madrid insgesamt 29 Angeklagte für jene Zugattentate verantworten, bei denen am 11. März 2004 191 Menschen getötet und 1824 verletzt wurden.

Der Prozess in einem umgerüsteten Klinkerbau auf dem ehemaligen Messegelände ist ein rund um den Globus beachtetes Justizexperiment. Per Internet können sich Zuschauer von jedem Ort der Erde aus in den Gerichtssaal klicken, um zu sehen, wie über ein besonders grausames Attentat des globalen Dschihad verhandelt wird. Unter www.datadiar.tv kann jeder miterleben, wie sich die Verdächtigen

THE REPORT OF THE PROPERTY OF

Prozessübertragung im Internet 20 Sekunden Verzögerung

rechtfertigen und wie die Anwälte sie verteidigen – ein Prozess für die Welt.

Das Bild, das Roberto Gallego an seinem Mischpult auswählt, geht zuerst an das staatliche spanische Fernsehen. TVE verteilt das Signal an alle, die Interesse an der Direktübertragung haben. Das sind in Spanien Millionen Neugierige – neben einigen regionalen und privaten Fernsehsendern bietet das spezielle Internet-Portal für Juristen der Firma Datadiar den vollständigen Terrorprozess an. Auch in den Vereinigten Staaten, in Peru, Deutschland und sogar in Pakistan rufen Internet-Nutzer die Direktübertragung auf – bis ver-

gangene Woche waren es sechs Millionen "page impressions".

Die virtuellen Besucher sind mit dabei, wenn Rabei Osman Ahmed, genannt "Mohammed der Ägypter", verdächtig als Ideologe der Attentäter, die Fernbedienung für die arabische Übersetzung in der Hand dreht und behauptet: "Ich bin völlig unschuldig." Sie lassen sich zu Tränen rühren von den Erinnerungen der Überlebenden des Anschlags: "Ich sah Leute herumlaufen, es war wie der Tanz von Schlafwandlern", hören sie die Stimme eines 21-jährigen Spaniers, der in der Folge drei Gehirnschläge erlitten und das Gehör verloren hat.

Der gelernte Fernsehjournalist Julio López arbeitet seit sieben Jahren für das juristische Portal Datadiar. Er sitzt, im Keller des Gerichtsgebäudes, im Presseraum an einer kleinen, mobilen Übertragungseinheit. López kodiert das empfangene offizielle Bild und stellt es mit 20 Sekunden Verzögerung ins Internet. Das reicht aus, um Namenszeilen und Zusatzinformationen in Schriftbändern einzublenden. Den Link zum Prozess über Datadiar haben inzwischen nicht nur juristische Websites, sondern zahlreiche Online-Medien im Inund Ausland übernommen.

So versuchen in aller Öffentlichkeit der Gerichtspräsident und zwei Kollegen in ihren mit breiten weißen Spitzen besetzten schwarzen Seidenroben Klarheit in die immer noch wirren Hintergründe der Tat zu bringen. Wie war das, als die zehn Bomben morgens im Abstand von Minuten in vier Pendlerzügen explodierten, kurz vor deren Einfahrt in den zentralen Bahnhof





Thomas mit eigenen Augen sehen, um zu glauben"

Atocha? Um die 10 000 Menschen sind als Angehörige direkt betroffen. Nicht alle finden im Gerichtssaal und in einem eigens für die Opfer mit fünf Plasmabildschirmen ausgerüsteten Raum im Keller Platz, wo Psychologen und Ärzte den Traumatisierten Hilfe leisten können. Es gilt 38 667 Jahre Haftstrafe über jeden der sieben Haupttäter zu verhängen, so viel hat die Staatsanwaltschaft gefordert.

Am meisten fasziniert die Öffentlichkeit das Gezerre um die Wahrheit vor Gericht. Die Attentate und die Suche nach den Schuldigen haben Spanien gespalten. Nur drei Tage nach dem blutigen 11. März wurde die konservative Regierung von José María Aznar abgewählt. Sie wollte glauben machen, die baskische Terrorbande Eta habe die Pendlerzüge gesprengt, während Polizei und Geheimdienst schon sichere Hinweise auf islamistische Täter hatten. Die Sozialisten um José Luis Rodrigúez Zapatero gewannen die Wahl am 14. März 2004.

Die Frage nach den Hintermännern ist in Spanien noch immer das entscheidende Politikum. Konservative Zeitungen und Fernsehsender werden nicht müde, die Ermittlungen des Nationalen Gerichtshofs ins Lächerliche zu ziehen. Die meistgelesene Tageszeitung "El País" wiederum, den Sozialisten nahestehend, spöttelt über konspirative Spinnereien. Das Publikum aber, des Gezänks überdrüssig, hält sich ans Internet als Mittel der Aufklärung. Die Spanier, sagt Richter Javier Gómez Bermúdez, wollten ähnlich dem heiligen Thomas "mit eigenen Augen sehen, um zu glauben", dass die Justiz nicht unter Partei-

lichkeit leidet oder im politischen Auftrag handelt.

Der Umgang mit den neuen Medien ist dem Vorsitzenden Richter nicht fremd. Mit seiner Frau, einer Journalistin, brachte er gerade ein Handbuch über Justiz und Öffentlichkeit heraus. Verbündete findet er im spanischen Verfassungsgericht, das vor drei Jahren zur Öffnung der Gerichtssäle ausdrücklich aufforderte. Gómez Bermúdez ließ deshalb 43 Mikrofone installieren. Sämtliche 93 226 Seiten Ermittlungsakten können mit einem elektronischen Suchprogramm gefunden werden. Wichtige Beweise lässt der Richter nicht nur im Saal zeigen, er spielt sie auch über seinen Laptop auf die 17 im Gericht verteilten Bildschirme und ins Fernsehen ein.

Manchmal wendet sich Gómez Bermúdez direkt an seinen Gehilfen: "Roberto, die Kamera", sagt dann der kleine Mann mit der rahmenlosen Brille und dem spiegelglatt geschorenen Denkerschädel. Wenn es der Wahrheitsfindung dient, bedient er sich zudem eines Laserstrahls. Den lässt er von der Decke schießen, um mit einer eigenen Kamera von Zeugen mitgebrachte Dokumente einzuscannen und sie in seine Akten aufzunehmen.

Live verbreitete Gerichtsverfahren sind für deutsche Verhältnisse ein Unding. Gerichtspräsidenten achten hierzulande darauf, dass alle Kameras aus dem Saal getragen werden, bevor die Sitzung beginnt. Am Tabu der Übertragung in Ton und Bild haben bislang die Fernsehanstalten in Deutschland vergebens gerüttelt. Die Gegner der Bilder aus dem Gerichtssaal befürchten, die Prozesse könnten zur

Volksbelustigung verkommen wie Talkshows oder den Voyeurismus bedienen wie "Big Brother".

Der Gefahr, dass es so weit kommt, haben die Spanier vorgebeugt. Eine Beamtin des Justizministeriums und die Pressesprecherin des Nationalen Gerichtshofs sitzen, versteckt hinter verspiegelten Scheiben, mit dem Techniker Gallego im Kabäuschen. Sie achten darauf, dass Zeugen nicht von vorn gezeigt werden. Einige besonders geschützte Vorgeladene dürfen ohnehin hinter einer Jalousie aussagen, so dass die Angeklagten ihr Gesicht nicht erkennen. Meist ist daher die Richterbank zu sehen. Staatsanwälte, Verteidiger oder Opferanwälte, die als Nebenkläger auftreten, werden frontal gezeigt, sobald sie Fragen stellen.

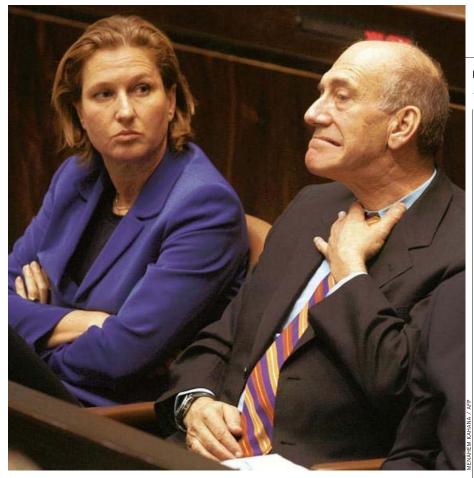
Wenn Prozessbeteiligte der Versuchung erliegen, die Anwesenheit der Weltöffentlichkeit zur eigenen Profilierung oder zur Verbreitung unbewiesener Anschuldigungen zu nutzen, weist Gómez Bermúdez sie schneidig zurecht: Fragen dürften nicht "impertinent" werden. Wenn das nicht hilft, bleiben ihm drei weiße Knöpfe. Wenn er sie drückt, verstummen die Mikrofone

Die Angeklagten haben sich offenbar mit der weltweiten Übertragung abgefunden, vielleicht genießen sie sogar den zweifelhaften Ruhm ihrer Taten. Einige reden miteinander, andere verfolgen tief versunken über Kopfhörer die arabische Übersetzung. Der mutmaßliche spanische Sprengstoffbeschaffer verbringt die Zeit mit Nägelkauen und Nasebohren.

In einem eleganten verglasten Neubau im Madrider Vorort Pozuelo de Alarcón sitzen mehr als hundert Rechtsexperten und Sozialwissenschaftler des Internet-Portals Datadiar an Computern, um die Prozessbilder zu verarbeiten. Unter ihren Füßen laufen dicke Kabelautobahnen zur Verteilerzentrale. Die meist jungen Juristen machen Überstunden, um Zusammenfassungen und Dokumentationen, auch auf Englisch, zu verfassen und die Befragung fast zeitgleich als elektronische Datei auf den Server zu stellen.

50 Millionen Euro haben Investoren in Datadiar gesteckt. Der Zugang zum Portal ist gratis, die Firma hofft aber, mehr Abo-Kunden für die kostenpflichtigen Angebote zu werben. Das Modell, Prozessübertragung mit ausdruckbaren Dokumenten und juristischer Ausbildung im Internet zu verbinden, will Datadiar ins Ausland verkaufen.

Auch dem spanischen Staat ist die Übertragung aus der Casa de Campo Millionen wert. Das Justizministerium bezahlt die Direktübertragung und deren Regisseur Roberto Gallego. Es bleibt noch viel zu tun, denn die Hauptverhandlung wird sich hinziehen, bis die Richter sich zur Urteilsfindung zurückziehen. Mindestens bis Mitte Juli.



ISRAEL

Rosenkrieg in Jerusalem

Der verheerende Bericht der Libanon-Kommission hat das Verhältnis zwischen Premier Olmert und Außenministerin Livni zerrüttet – die Tage des Regierungschefs sind gezählt.

as Abgeordnetenrestaurant im dritten Stock der Jerusalemer Knesset ist nicht gerade ein Hort der Gemütlichkeit. Eng gedrängt speisen hier Israels Volksvertreter, an blanken Resopaltischen. Kellner sucht man vergebens, am zentralen Buffet drängeln die Minister. Sie können wählen zwischen Hähnchenkeule und Schnitzel.

Es ist Donnerstag, gerade läuft im Plenum die Debatte über den fehlgeschlagenen Libanon-Krieg. Die meisten Parlamentarier finden das Mittagessen wichtiger. Da tritt eine schlanke Frau mit leuchtend blauem Sakko ein, bleibt kurz stehen, geht dann zum Salatbuffet. An den Tischen wird getuschelt, die Esser halten inne: Mit der Außenministerin hat hier niemand gerechnet. Zipi Livni, 48, schaut suchend in die Runde, aber keiner macht Anstalten, sie an seinen Tisch zu bitten.

Es ist nicht zu übersehen: Der Shootingstar der israelischen Politik ist über Nacht zur Persona non grata geworden. Erst schwieg die Ministerin zwei volle Tage zu dem verheerenden Bericht der Kommission, die den Libanon-Krieg untersucht.



Demonstration gegen Olmert*: Vernichtendes Urteil

Dann rief sie zu einer Pressekonferenz, um zu erklären, Premierminister Ehud Olmert hätte ausgedient. Der aber lehnte einen Rücktritt ab. Trotzdem blieb Livni Mitglied des Kabinetts und Stellvertreterin des Regierungschefs. Eines Mannes, dem sie nicht mehr vertraut.

Selbst in einem Land, das bekannt ist für waghalsige politische Akrobatik, ver-

Rivalen Livni. Olmert

"Das ist nichts Persönliches zwischen uns"

mochte niemand die Pirouette der Außenministerin zu verstehen. Ihr Auftritt hat all jene bestätigt, die behaupten, Livni fehle es im entscheidenden Moment an Mut. "Plapper-Zipi" titelte das Massenblatt "Jediot Acharonot": Sie sei wie "ein Hase" nachts über die Straße gelaufen und dann – geblendet vom Autoscheinwerferlicht – vor lauter Panik stehengeblieben.

Ido Aharoni hat am Tag danach einen schweren Stand. Aharoni ist Livnis Medienberater und muss erklären, warum seine Chefin auf halbem Weg haltgemacht hat. Er vergleicht das Verhältnis von Olmert zu Livni mit einem Ehekrach. "Wenn ein Mann seine Frau betrogen hat, läuft die Frau auch nicht gleich zum Scheidungsanwalt", sagt Aharoni.

Es gab tatsächlich so etwas wie einen politischen Ehevertrag zwischen Olmert und Livni. Als Ariel Scharon, der bullige Premier, im Januar 2006 ins Koma fiel und es zu Neuwahlen kam, stellte Livni eigene Ambitionen zurück. Sie ließ Olmert den Vortritt. Der versprach im Gegenzug, sie in alle Entscheidungen einzubinden.

Doch schon in den ersten Tagen des Libanon-Kriegs bremste er seine Chefdiplomatin aus. An den Besprechungen mit der Militärführung durfte sie nicht teilnehmen. Im Kabinett drängte sie auf eine politische Lösung, Olmert wollte davon nichts wissen. Sie äußerte Zweifel an den militärischen Plänen – vergebens. Sie stimmte gegen die Bombardierung von Südbeirut und erhob Einspruch gegen die Bodenoffensive zum Ende des Krieges – alles ohne Erfolg. Schließlich verbot Olmert

ihr sogar, zu den Beratungen des Uno-Sicherheitsrats nach New York zu fliegen.

Seit vergangener Woche ist das nicht mehr nur Livnis Interpretation der Ereignisse, sondern amtliche Regierungsversion. Livni wird in dem Kommissionsbericht von jeder Schuld freigesprochen. Verantwortlich für die Fehler des Krieges seien Generalstabschef Dan Haluz, Verteidigungsminister Amir Perez und Ehud Olmert, der Premierminister. Haluz ist bereits zurückgetreten, Perez stellt sich Ende Mai einer Vertrauensabstimmung in

seiner Arbeitspartei. Nur Olmert will keine Konsequenzen ziehen. Ein Mann, der als der unbeliebteste Regierungschef in der Geschichte Israels gilt.

Ihn sehen die Autoren des Berichts als Hauptschuldigen. Olmert sei "unbesonnen" und "überhastet" in den Krieg gezogen, er habe keinen detaillierten Plan von der Armee verlangt. Er habe unrealistische Kriegsziele wie die Rückführung der zwei von der Hisbollah entführten Soldaten ver-

^{*} Vergangenen Donnerstag in Tel Aviv.

Anders als

herkömmliche

Politiker schert

sich die Außen-

ministerin we-

nig um Political

Correctness.

folgt und das Drängen der Außenministerin auf eine politische Lösung ignoriert.

Noch nie hat eine Kommission derart vernichtend über die Arbeit eines israelischen Regierungschefs gerichtet. Selbst nach der Beinaheniederlage im Jom-Kippur-Krieg von 1973, als Israel von den ägyptisch-syrischen Angriffen überrascht worden war, hielten sich die Untersucher mit harschen Urteilen zurück und zogen die damalige Premierministerin Golda Meïr nicht zur Verantwortung.

Die israelische Rechte empfand das seinerzeit als Skandal, sie forderte Meïrs Rücktritt und organisierte Protestmärsche. Unter den Demonstranten war auch Ehud Olmert – ein 28-jähriger Likud-Abgeordneter, der die Kriegführung der Regierung kritisierte und einen Feldzug gegen Korruption und Vetternwirtschaft führte.

Von seinen damaligen Zielen hat sich Olmert, inzwischen 61, weit entfernt. Gegen ihn laufen mehrere Ermittlungsverfahren. Unter anderem steht er im Verdacht, bei der Privatisierung einer Bank einen alten Geschäftsfreund begünstigt zu haben.

Zipi Livni dagegen ist unbelastet von politischen Intrigen, auch weil sie spät in die Politik eingestiegen ist. Sie arbeitete erfolgreich

als Wirtschaftsanwältin, bevor sie 1999, mit 41 Jahren, Abgeordnete des rechten Likud-Blocks wurde. Doch in dem fühlte sie sich von Anfang an fremd. Vehement unterstützte sie den von Ariel Scharon initierten Abzug aus dem Gaza-Streifen und half ihm beim Aufbau der neuen Zentrumspartei Kadima.

Livni hat manche Ähnlichkeit mit einer anderen Politikerin – der Deutschen Angela Merkel. Anders als das Gros ihrer Kollegen beherrscht sie die Kunst zu schweigen. Anders als herkömmliche Politiker kann sie aber auch erfrischend ehrlich sein. Sie schert sich wenig um die Regeln israelischer Political Correctness.

Einmal, da war sie noch Justizministerin, besichtigte Livni die Sperrmauer zum Westjordanland und sagte, es bedürfe keiner Phantasie, sich angesichts dieses Bauwerks den künftigen Grenzverlauf eines palästinensischen Staates auszumalen. Damit brachte sie die offizielle Argumentation der Regierung vor dem Obersten Gerichtshof ins Wanken, der zufolge die Sperranlage lediglich eine Sicherheitsmaßnahme gegen Terroristen sei.

Ein anderes Mal, da war sie schon Außenministerin, erzählte sie in einem Interview von ihrem Vater. Der hatte als Operationschef der jüdischen Untergrundorganisation Irgun im Palästina der vierziger Jahre Anschläge gegen die britische Mandatsmacht organisiert. Er sei ein Freiheitskämpfer gewesen, kein Terrorist, beharrte Livni. Dann könne man palästinensische Anschläge gegen israelische Soldaten auch

nicht als Terror bezeichnen, entgegnete der Interviewer. "Wenn das Ziel ein Soldat ist, fällt das nicht unter die Definition Terrorismus", antwortete Livni – und löste damit eine Welle der Empörung aus.

Mit dieser Unbefangenheit konnte die Quereinsteigerin bislang durchaus punkten, doch vergangene Woche wurde sie ihr zum Verhängnis. Denn eigentlich war alles ganz anders gedacht: Die Außenministerin hatte über ihre Berater tagelang an die Zeitungen durchgestochen, sie halte Olmert als Ministerpräsident für nicht mehr tragbar. Der aber würde nicht zurücktreten, dessen war sie sich sicher.

Stattdessen, so ihre Hoffnung, würde Olmert sie entlassen, denn eine illoyale Außenministerin könne der Regierungschef nicht dulden. In der Öffentlichkeit stünde sie dann als Heldin da, als eine mutige Frau, die

dem Chef die Meinung sagt – und deswegen Opfer seiner Machtversessenheit wird. In der eigenen Partei hätte sie sich schließlich zur Nachfolgerin aufbauen können.

Doch diesen Gefallen tat ihr der ausgefuchste Stratege nicht. Als Livni vergangenen Mittwoch in den Amtssitz des Premierministers kam, war Olmert vorbereitet. Er empfing die Rivalin

nicht wie sonst in der Sitzecke seines Büros, sondern blieb demonstrativ hinter dem Schreibtisch sitzen. Er fragte sie nicht, ob sie einen Kaffee trinken wolle, sondern setzte ihr ein Glas Wasser vor. Er ging davon aus: Wenn er Livni nicht entlassen würde, würde auch sie nicht wagen, ihren Rücktritt einzureichen – die Meuterer in der Fraktion hätten ihre Anführerin verloren.

Am Abend sprachen sich 26 von 29 Kadima-Abgeordnete für Olmerts Verbleib aus. "Wer auch immer den Kommissionsbericht zu seinem Vorteil nutzen will, er muss sich gedulden", sagte Olmert nach der Abstimmung. Und lächelte.

Die erste Runde im politischen Scheidungskrieg mag Livni verloren haben. Aber die Zeit arbeitet für sie. Im August erscheint der Schlussbericht der Libanon-Kommission. Darin wird es auch um die verfehlte Bodenoffensive gegen Ende des Feldzugs gehen; ein Viertel der Soldaten ist in den letzten Kriegstagen gefallen. Spätestens wenn das Abschlussurteil gefallen ist, so glaubt die Rebellin wohl, seien die Tage des Premierministers gezählt.

Livni tritt aus dem Restaurant der Knesset, sie lässt sich ihre Niederlage nicht anmerken: "Das ist nichts Persönliches zwischen uns, dem Premierminister und mir." Für Montag dieser Woche hatte ihr deutscher Amtskollege Frank-Walter Steinmeier seinen Besuch angesagt. Ob das Treffen stattfinde? "Ja", antwortet Livni und strebt dem Ausgang zu. Plötzlich dreht sie sich noch einmal um und grinst: "Wenn Ehud Olmert mich bis dahin nicht entlassen hat."





BRASILIEN

Kugeln in der Kirchenbank

Ein österreichischer Bischof betreut die größte und gefährlichste Diözese Südamerikas: Er verteidigt die Habenichtse und Tagelöhner im Amazonasgebiet.

ls Erwin Kräutler in der Kathedrale die Messe liest, mischen sich zwei Männer unter die Gläubigen. Es sind dieselben, die kurz darauf im Nebenzimmer sitzen, während er vor Grundschullehrerinnen über das Thema Vergebung referiert. Und die neben ihm traben, wenn er morgens um fünf im Trainingsanzug durch Altamira läuft, den Bischofssitz im Amazonasgebiet.

Ihr Hemd tragen sie stets über der Hose, damit ihr Revolver am Hosenbund nicht so auffällt. Sie sind Polizisten, sie sollen den Bischof schützen.

Kräutler ist ein großer, sportlicher Mann. Wie jeden Morgen marschiert er auch heute die fünf Kilometer von seiner Wohnung neben der Kathedrale bis zur Polizeiwache am anderen Ende der Stadt. Es ist noch dunkel, aber die Hitze des kommenden Tages lässt sich bereits erahnen. Seine Leibwächter haben Mühe, mit ihm Schritt zu halten. "Am liebsten würde ich sie nach Hause schicken", sagt er: "Aber der Polizeichef besteht auf der Eskorte."

Die Behörden wollen sich nicht vorwerfen lassen, sie vernachlässigten den Schutz des Kirchenmanns – ein Unbekannter hatte jüngst im Internet Kräutlers Hinrichtung avisiert.

Selten sind die Morddrohungen so direkt. Meistens lassen seine Feinde ihm die Warnung über Dritte zukommen: Während der Prozession flüstert jemand einem Vertrauten des Bischofs zu, dass es besser sei, wenn Dom Erwin aus Altamira verschwände. Oder jemand ruft in dessen Büro an und sagt, dass "der Bischof eliminiert werden muss".

Einmal hinterließ ein Unbekannter nach der Messe Patronen vom Kaliber .38 in der Kirchenbank. Das war eine unmissverständliche Warnung: Dom Erwin Kräutler, 67, gebürtiger Österreicher aus Koblach in Vorarlberg, steht auf der Todesliste der Pistoleiros von Altamira ganz oben.

Insgesamt zehn Geistliche im Amazonasgebiet haben ähnliche Drohungen erhalten, weil sie gegen Korruption und Sklavenarbeit kämpfen. Dass die Warnungen ernst zu nehmen sind, bewies der Mord an der amerikanischen Nonne Dorothy Stang vor zwei Jahren: Auftragskiller brachten die 73 Jahre alte Dame um, weil sie Landlose in Anapu unterstützte, einer Nachbargemeinde von Altamira.

Die Pistoleiros lauerten ihr im Urwald auf. Sie las ihnen noch einige Verse aus der Bibel vor, bevor die Männer ihrem Opfer in den Hinterkopf schossen. Für das Verbrechen sollen Rinderfarmer verantwortlich sein. Einem von ihnen wird jetzt der Prozess gemacht. Kräutler predigte auf Stangs Beerdigung.

Jetzt will der Geistliche das Drama im Amazonasgebiet an höchster Stelle zu Gehör bringen. In ein paar Tagen wird Papst Benedikt XVI. während seiner ersten Lateinamerikareise ihn und weitere brasilianische Bischöfe in der Kathedrale von São Paulo empfangen. Amazonien ist das Thema, das die brasilianische Bischofskonferenz dieses Jahr für ihre "Kampagne der Brüderlichkeit" gewählt hat. Vor allem Kräutler hat das bewirkt.

Er kennt Benedikt XVI. alias Joseph Ratzinger noch aus seiner Studienzeit in Bayern. "Wir haben eine interessante und gute Beziehung", sagt er, als wolle er ihn etwas in Schutz nehmen. Denn der Papst aus Deutschland ist in Brasilien umstritten. Vielen gilt er als kalt, konservativ und unempfänglich für die Nöte der Dritten Welt.

Vor allem die Maßregelung des Befreiungstheologen Jon Sobrino aus El Salvador, den Kräutler verehrt, hat viele Geistliche empört. Kräutler: "Was Lateinamerika an geistlicher Betreuung braucht, können europäische Theologen wohl kaum verstehen."

Für Kräutler ist Glauben ein "Kampf fürs Leben". Die Liturgie hat er nicht auf-

^{*} In Altamira am Karfreitag.

gegeben, aber er streitet für einen Bewusstseinswandel: "Ihr müsst den Mund aufmachen", predigt er Gläubigen im Gemeindezentrum Bethânia, acht Kilometer vor Altamira. Rund 30 junge Frauen und Männer lauschen dem Bischof.

Kräutler trägt Sportschuhe und Polohemd, er federt beim Gehen, der österreichische Akzent verleiht seiner sonoren Stimme einen weichen Klang. "Ihr seid Söhne Gottes und niemandes Sklaven", schärft er seinen Zuhörern ein.

Nebenan reinigen die beiden Leibwächter ihre Revolver. Nach der Predigt klettern sie auf die Ladefläche von Kräutlers Mitsubishi-Geländewagen, der Bischof fährt selbst. Wie Niki Lauda rast er über die Urwaldpiste, Verfolger hätten es schwer.

Der Bischof aus Österreich betreut die größte und gefährlichste Diözese Brasiliens. Sein Bistum am Rio Xingu, einem Nebenfluss des Amazonas, hat nur 400000 Einwohner, aber es ist etwas größer als Deutschland. Zum Sprengel gehören Urwälder, Rinderfarmen, Indianerreservate sowie eine legendäre Straße: die Transamazônica, die einzige Ost-West-Verbindung durch das Amazonasgebiet. Wie eine klaffende rote Wunde zieht sich die Piste durch seine Diözese. Sie bildet die Frontlinie in jenem schmutzigen Krieg, der diesen abgelegenen Winkel in den Wilden Westen Brasiliens verwandelte.

Die Schneise ließen die damals regierenden Militärs Anfang der siebziger Jahre in den Dschungel schlagen. "Land ohne Leute für Leute ohne Land" hieß ihre Parole. Die Aussicht auf kostenlose Grundstücke lockte Zehntausende Siedler aus dem armen Nordosten an. Zu Beginn der Bauarbeiten fällte Präsident Emílio Garrastazu Médici einen 50 Meter hohen Paranussbaum, die Regierung errichtete ein pompöses Denkmal. Kräutler: "Das war Betrug von höchster Stelle."

Heute ist das Monument am Stadtrand von Altamira verfallen. Die Transamazônica wurde nie asphaltiert, in der Regenzeit versinken Autos und Lkw in riesigen Schlammlöchern. Oft ist die Piste gesperrt.



Papst Benedikt XVI.Das Paradies nicht untergehen lassen

Am Straßenrand hausen Habenichtse und Tagelöhner, ihre Verschläge sind aus Brettern und Plastikplanen gebaut. Skelette verkohlter Paranussbäume ragen in den Himmel, zwischen den Stümpfen der Urwaldriesen weiden klapprige Rinder. Für Ackerbau ist der Boden ungeeignet, Regen wäscht die dünne Humusschicht fort.

Vor allem Rinderzüchter und Holzhändler haben das Land an der Transamazönica unter sich aufgeteilt. Im Streit um die illegal markierten Grundstücke wurzeln die meisten Konflikte im Amazonasgebiet: Landlose Bauern besetzen Gelände, das Rinderfarmer für sich beanspruchen, auch die Landreformbehörde siedelt Bedürftige auf den Parzellen an. Die Farmer wiederum suchen sich Auftragskiller, um die Besetzer zu vertreiben.

Mindestens 772 Kleinbauern, Missionare und Menschenrechtler wurden seit 1971 in der Region ermordet, nur in 3 Fällen kam es zu Schuldsprüchen. Die Polizisten sind korrupt und schlecht ausgerüstet, viele stehen im Sold der Rinderfarmer. Wer bedroht wird, geht deswegen nicht zur Polizei. Er kommt zu Dom Erwin.

Der Bischof schlug Alarm, als Pistoleiros einen Landarbeiter in seiner Diözese mit drei Schüssen niederstreckten: Der Mann hatte gegen einen Farmer geklagt, von dem er monatelang keinen Lohn bekommen hatte. Als Dom Erwin von Sklavenarbeit in São Félix do Xingu erfuhr, einer Stadt 400 Kilometer südlich von Altamira, informierte er die Bundesregierung.

Besonders unbeliebt machte er sich, als er vergangenes Jahr eine Gruppe einflussreicher Bürger auffliegen ließ, die in Sexualdelikte verwickelt waren. Sie fingen 13- und 14-jährige Mädchen am Freitag nach Schulschluss ab und versprachen ihnen Handys und kleine Geschenke, wenn sie das Wochenende mit ihnen auf einer Farm verbrächten. Die Mütter der Minderjährigen wandten sich an den Bischof, der schrieb einen Brief an den Justizminister. Die Beschuldigten wurden festgenommen, kurz darauf erhielt Dom Erwin die erste Morddrohung via Internet.

Seit über 40 Jahren lebt Kräutler in Altamira. Schon sein Onkel kam, in den dreißiger Jahren, als Missionar ins brasilianische Amazonasgebiet. In Briefen schilderte er das Leben im Dschungel, der Neffe daheim in Österreich war fasziniert. Er trat dem Orden vom "Kostbaren Blut" bei, einer Bruderschaft von Missionaren.

Im Jahr 1965 traf der junge Priester in Altamira ein. Per Boot erkundete er seine riesige Diözese, meist übernachtete er in Hängematten. Die Leute in den Dörfern waren begeistert. Er war der erste Geistliche, der sie besuchte. "Früher blieben die Padres zu Hause", sagt Kräutler, "die Gläubigen mussten zum Gottesdienst anreisen." Auf diese Weise hat er bei seinen Fahrten durch den Urwald über 800 Basisgemeinden gegründet, 1980 wurde er zum Bischof ernannt.

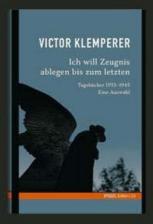
Auf einen Schlag bekannt wurde der streitbare Mann 1983, als er an einem Protestmarsch von Arbeitern einer Zuckerrohrfabrik teilnahm: Den Männern war monatelang der Lohn vorenthalten worden. Gemeinsam mit den Demonstranten blockierte er die Transamazônica. Die Polizei räumte die Straße und nahm den Geistlichen fest. "Das beeindruckte die Leute", erinnert er sich. "Einen Bischof in Polizeigewahrsam hatten sie noch nie gesehen."

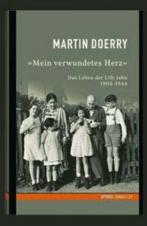
Von nun an war die Kirche voll, wenn Kräutler predigte. Er lehrte die Gläubigen,





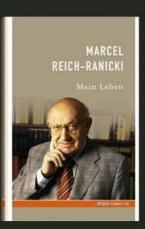
Militärlaster auf der Transamazônica: "Betrug von höchster Stelle"











Fünf Bücher, die auch morgen noch Standardwerke zum dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte sein werden. Fünf unterschiedliche Perspektiven. Auf die Opfer und auf die Täter. Erlebte, erlittene Geschichte und ihre wissenschaftliche Aufarbeitung.

Jeder Band für € 9,90. Jetzt in Ihrer Buchhandlung.

Oder Sie bestellen die ganze Edition im Paket zum Vorzugspreis: Per Telefon unter **018 01/899 899** (zum Ortstarif). Online unter **www.spiegel-edition.de**



SPIEGEL Edition

Die Bestseller.

"nicht immer ja und amen" zu sagen. Im Amazonasgebiet, wo Sklavenarbeit und Lehnsherrschaft weit verbreitet sind, grenzt das an einen Aufruf zur Revolution. Als Vorsitzender des indianischen Missionsrats Cimi setzte sich der Bischof zudem dafür ein, dass die Rechte der Ureinwohner in der Verfassung von 1988 festgeschrieben wurden.

Auch das blieb nicht folgenlos. Vor der Verabschiedung des umstrittenen Statuts rammte ein Lkw Kräutlers Volkswagen; sein Beifahrer, ein italienischer Priester, war sofort tot. Der Bischof prallte mit dem Kopf auf das Lenkrad, sein Kiefer wurde zertrümmert, fast verlor er ein Auge. Nach dem Unfall drang ein Unbekannter ins Krankenhaus ein. Er schlug die Decke zurück, die den Leichnam des Italieners bedeckte, und sagte kühl: "Es hat den Falschen erwischt."

Die heutigen Feinde des Bischofs sind leicht zu erkennen. Sie haben bunte Aufkleber mit der Aufschrift "Belo Monte gehört uns" auf ihre Geländewagen geklebt. Das ist der Name eines Staudamms, den die Regierung am Rio Xingu errichten möchte. Mehrere tausend Hektar Urwald sollen überflutet werden, der Stausee könnte bis an den Stadtrand von Altamira reichen. Umweltschützer, Indianer und Kleinbauern laufen Sturm gegen das Megaprojekt, Kräutler führt die Protestbewegung an. Seine Gegner werfen ihm vor, er wiegle die Bevölkerung auf. Sie scheuten jüngst nicht mal vor einem öffentlichen Mordaufruf zurück.

Einschüchtern lässt sich der Kirchenmann aber nicht. "Als ich nach Altamira kam, war das hier ein Paradies. Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie es unter Wasser versinkt."

Acht Jahre bleiben ihm bis zum Ruhestand. Er will sie nutzen, um Belo Monte zu verhindern. Und dann? "Aus Österreich kommen kaum noch Priester", sagt Kräutler. Der Kirche im Amazonasgebiet fehle Nachwuchs, die Einheimischen zögen bequemere Posten vor. 26 Padres hat Kräutler für seine 800 Gemeinden, es müssten zehnmal so viele sein.

"Heute achten die Ausbilder vor allem darauf, dass die Nachwuchspriester schön das Halleluja singen", klagt Padre Amaro de Souza, 40, ein Mitstreiter der ermordeten Dorothy Stang. Er führt die Arbeit der Nonne in Anapu weiter. Mit ihrem weißen VW-Käfer, der jetzt Doroteia heißt, besucht er die Weiler der Landlosen im Urwald

Zu seinem Schutz hat er zwei riesige Wachhunde angeschafft, auch Padre Amaro hat schon Todesdrohungen erhalten. Aber mehr Sorgen bereitet ihm der Kurswechsel in der Kirche. Ein konservativer Bischof könnte Kräutlers Nachfolge antreten, so fürchtet er: "Wer hält mir den Rücken frei, wenn Dom Erwin im Ruhestand ist?"

USA

Kandidat der Herzen

Ein schauspielernder Politiker will für die Bush-Partei ins Rennen gehen: Fred Thompson erinnert die Republikaner an einen ihrer Heroen – an Ronald Reagan.

Eigentlich kann das Leben einem Mann wie Fred Thompson, 64, nicht mehr viel Neues bieten. Er war schon alles, Admiral und CIA-Chef, Stabschef im Weißen Haus und sogar Präsident. Momentan ist der Schauspieler mit dem Charakterkopf als Staatsanwalt in New York, der für Recht und Ordnung sorgt, ziemlich glücklich.

Thompson ist ein amerikanischer Star. Er spielte in Thrillern wie "Kap der Angst" mit Robert De Niro, in "Jagd auf Roter Oktober" an der Seite Sean Connerys und kam "In the Line of Fire", in dem ein Psychopath ein Attentat auf den US-Präsidenten ausübt, neben Clint Eastwood zur Geltung. Seinen Auftritt als ebenso konservativer wie entschlossener Ordnungshüter Arthur Branch in "Law & Order", der erfolgreichen Serie auf NBC, verfolgen wöchentlich fast zehn Millionen Zuschauer.

Kein Zweifel, in der Welt der Fiktionen hat es Thompson weit gebracht. Jetzt aber will er auch in der Wirklichkeit werden, was er im Film schon war: Präsident.

Er überlege, ob er für die Republikaner in den Präsidentschaftswahlkampf ziehen solle, ließ Thompson vorsichtig wissen. Das Echo fiel günstig aus. Seine Freunde daheim in Tennessee sagen nun, er wolle natürlich ins Rennen gehen.

Auch in der Welt der Politik ist Thompson eine bekannte Größe. Einst verdiente er als Anwalt ordentlich Geld. Danach war er, von 1996 bis 2002, Senator des Staats Tennessee und damit eine Macht im Kon-



Serienstar Thompson, Kollegen*
Im Wahlkampf Sendepause

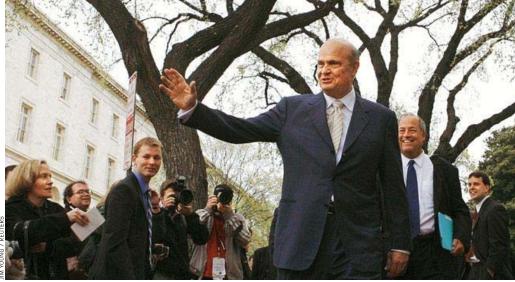
gress. Wäre seine 38-jährige Tochter nicht plötzlich gestorben, hätte er sich wiederwählen lassen, anstatt zu schauspielern. Allein seine Ankündigung, er "denke darüber nach", ob er ins Rennen eintreten solle, katapultierte ihn in Umfragen auf den dritten Platz unter den möglichen Kandidaten.

Das sagt viel aus – vor allem über die Misere der Präsidentenpartei. Zehn Herren wollen George W. Bush beerben, aber 60 Prozent der Republikaner sind mit ihnen kreuzunglücklich. Von einigen – wie den ehemaligen Gouverneuren Jim Gilmore und Mike Huckabee – wissen die Wähler

gewinnen – für jeden der zehn scheint es so gut wie ausgeschlossen.

Die Republikaner haben nicht, was die Demokraten haben: einen charismatischen Schwarzen wie Barack Obama oder eine Kraftmaschine wie Hillary Clinton. Es fehlt ihnen ein Star, der das Gemüt des Publikums bewegt. Nun hoffen sie auf Fred Thompson.

Der Sohn eines Gebrauchtwagenhändlers weckt bei den Republikanern Erinnerungen an glücklichere Tage, als mit Ronald Reagan schon einmal ein Schauspieler im Oval Office residierte. Wie Reagan gilt



Präsidentschaftsaspirant Thompson: Entschlossener Ordnungshüter

fast nichts. Aber auch die drei Spitzenreiter gefallen ihrer konservativen Basis nicht: Rudolph Giuliani, Ex-Bürgermeister von New York und Held des 11. September 2001, ist zum dritten Mal verheiratet und führte einst eine Schwulenparade an.

Mitt Romney häufte als Fondsmanager so viel Reichtum an, dass er den Wahlkampf aus der eigenen Tasche finanzieren könnte. Er war danach Gouverneur von Massachusetts, eigentlich eine demokratische Hochburg; damit empfiehlt er sich für höhere Aufgaben. Was ihn jedoch vielen Amerikanern verdächtig macht, ist der Umstand, dass er Mormone ist, Angehöriger einer religiösen Sekte mit Hang zur Geheimbündelei.

John McCain wiederum ist wegen seiner unbeirrbaren Unterstützung des Irak-Krieges ins Abseits getrudelt. Beim gemeinsamen Auftritt der zehn am vorigen Donnerstag setzte sich der Senator aus Arizona zwar gezielt vom amtierenden Präsidenten ab, aber das hilft ihm nur sehr wenig. Die Veranstaltung in der Ronald-Reagan-Bibliothek in Südkalifornien war im Übrigen ein Armutszeugnis für die zehn Kandidaten. Nach George W. Bush mag es für jeden Republikaner äußerst schwer werden, die Wahl im November 2008 zu

Thompson als verlässlich konservativ. Auch Thompson wird nachgesagt, er sei nicht besonders fleißig. Wie Reagan ist Thompson mit 64 ein älterer Herr.

Was er von Amerikas Rolle und Ruf in der Welt hält, erklärt der Aspirant bislang noch nicht. Nur so viel ließ er durchblicken: In Sachen Irak – Thompson stimmte 2002 für die Invasion – würde er es "im Kern so machen wie der Präsident". Gegenüber Iran schlägt er scharfe Töne an: "Kriegshandlungen" wirft er den Mullahs wegen ihrer Hilfe für die Milizen im Irak vor.

Thompson steckt noch im Prolog für seine Kandidatur. Dazu zählt das Eingeständnis, er habe vor zwei Jahren an einem Tumor der Lymphknoten gelitten. Außerdem sickerte durch, dass der Serienheld seine vertraglichen Verpflichtungen bei "Law & Order" überprüfen lässt. Das Wahlgesetz verlangt, dass alle Bewerber auf den TV-Kanälen gleichberechtigt zu Wort kommen müssen, wobei Spielfilme und Serien mitgezählt werden. Rund hundert Folgen von "Law & Order" müssten folglich vom Bildschirm verschwinden.

Än solche Einschränkungen sind die Amerikaner allerdings gewöhnt: Auch als Ronald Reagan Präsident werden wollte, blieben seine Filme im Archiv.

GEORG MASCOLO



Afghan Open

Global Village: Wie sich der Golfplatzverwalter von Kabul um Weltniveau bemüht

m Freitag, sagt er, haben sich zehn Afghanen angemeldet und am Freitag davor zehn Ausländer, und zehn ist schließlich keine schlechte Zahl. Zehn an einem Tag. Zehn Mitglieder. Sie fuhren in Autos die staubige Auffahrt zum Clubhaus hinauf und hatten Geld dabei. Nur heute kommt niemand. Niemand, der Mitglied werden will, der Golf spielen will.

Golf in Kabul.

Hinten, an Loch sechs oder sieben, läuft träge ein wilder Hund über den Platz. Mohammed Afzal Abdul sitzt im Schatten einer Baracke und wartet. Auf den Ber-

gen, die Kabul umfassen wie ein brauner, steinerner Ring, liegt noch immer Schnee. Hier unten, im Tal, knallt die Sonne.

Die Baracke ist das Clubhaus des Kabuler Golfclubs. Die Baracke daneben liegt in Trümmern, weil die Taliban sie so lange beschossen, bis sie zusammensackte wie ein müdes Tier. Am Ende hat Abdul alle überlebt: die Taliban, die Mudschahidin, die Sowjets. Er hat einfach gewartet. 26 Jahre lang.

Vielleicht ist Afghanistan kein Land für Golf. Vielleicht ist Golf das Letzte, was sie hier brauchen. Ausgerechnet Golf. Der Sport

der Sorgenlosen im Land der Sorgen. Der Sport aus dem dekadenten Westen im muslimischen Osten. Der Sport der Amerikaner und Besatzer. Vielleicht ist Golf in Kabul aber auch ein Statement. Eine Art Symbol. Wenn die Menschen Golf spielen, im Trümmerland, kann die Lage nicht so schlecht sein. Und solange ein Golfplatz die Kriege überlebt, ist eigentlich alles möglich in Afghanistan.

Im Moment spielen vor allem Ausländer. Soldaten, Leute von Hilfsorganisationen, von den Botschaften. Manche kommen mit Bodyguards. Die amerikanischen Soldaten kommen im Hubschrauber. Aus Sicherheitsgründen.

Abdul ist der Verwalter. Er ist, nach eigener Angabe, auch Afghanistans einziger Golflehrer, was sich in gewisser Weise schon dadurch erklärt, dass der Kabuler Golfplatz der einzige ist.

Eigentlich ist es auch gar kein Golfplatz. Oder es ist doch ein Golfplatz, vorausgesetzt, man vergisst alles, was man bisher über einen Golfplatz wusste. Zunächst einmal muss man den Rasen vergessen. Es gibt hier nur Sand und Staub und Geröll und Wind. Abdul hat Sand und Motorenöl zusammengerührt, für die Greens. Jetzt sind die Greens eben Browns. Wahrscheinlich hätten ihn alle Golfplatzbesitzer dieser Welt dafür erschossen, aber es war das Einzige, was Abdul zur Verfügung hatte. Sand und Motorenöl.

Er hat auch Rasen gesät, aber die Sonne brennt jeden Halm weg. Also hat Abdul Gräben gezogen für Wasserleitungen, die den Platz durchziehen wie trockene Fluss-

TOWAY GRANKA

Golflehrer Abdul (M.): Abschlag auf Sand und Motorenöl

betten. Er hat nur keine Rohre. Und auch kein Wasser. Man muss Umkleiden und Duschen vergessen. Man muss Golfschuhe vergessen, weil es für diesen Boden sowieso keine Sohle gibt.

"Afghan Style", sagt Abdul. Das ist der Golfplatz in einem Satz.

Die Geschichte des Golfplatzes ist auch die Geschichte seines Landes. Als Abdul beginnt, Ende der sechziger Jahre, ist der Golfplatz neu, und Afghanistan hat einen König. Wahrscheinlich sind Könige eher gut für Golfspieler, sportpolitisch gesehen. Ein Amerikaner gibt dem mittellosen Abdul Unterricht, besorgt ihm Schläger. Abdul gewinnt die Afghan Open, will Profi werden. 1978 putschen die Kommunisten. Danach kommt die Sowjetarmee. Wahrscheinlich sind Kommunisten eher schlecht für Golfspieler, sportpolitisch gesehen.

Der Golfplatz wird geschlossen, Abdul verhaftet. Kontakt zu westlichen Diplomaten, heißt es. Abdul bleibt sechs Monate in Haft, aus einem Golfspieler wird ein politischer Gefangener. Nach der Entlassung flieht Abdul nach Pakistan, arbeitet als Taxifahrer.

Anfang der neunziger Jahre kommt er zurück. Es sieht für ihn nach Frieden aus. Es folgt der Bürgerkrieg. 1996 kommen die Taliban. Abdul wird wieder verhaftet. Diesmal sind es drei Monate Gefängnis. Er flieht nach Pakistan, er fährt Taxi.

2002 kommt er zurück. Er ist jetzt 45 Jahre alt, und es gibt wieder neue Zeiten, neue Herrscher und neue Armeen. Der Kabuler Golfplatz ist ein Trümmerfeld. Zerschossene Panzer stehen neben Rake-

tenwerfern. Ein Kommandeur der Nordallianz kauft das Gelände. Als Verwalter kommt nur Abdul in Frage. Er räumt auf und holt ein Minensuchteam. Er lässt Ziegen und Schafe über das Gelände laufen, als letzten Test. 2004 wird der Kabuler Golfplatz wiedereröffnet. Und jetzt?

"Wir müssen schnell den Weltstandard erreichen", sagt Abdul.

Den Weltstandard.

"Ich hoffe auf die internationale Gemeinschaft", sagt Abdul. Dann spricht er von Tiger Woods, den man einladen müsste, ein internationales Turnier vielleicht. Er steht in der kahlen

Baracke, dem Clubhaus, ein kleiner tapferer Mann, der davon träumt, seinem Land einen Sport wiederzubringen, den es verloren hat.

Auf einem weißen Plastiktisch liegen ein paar alte Golfmagazine, die ein Amerikaner mitbrachte. Er brachte auch ein paar Schläger mit und Basecaps mit der Aufschrift "Kabul Golf Club", die in einer staubigen Vitrine zum Verkauf ausliegen. Im Prinzip brachte der Amerikaner alles mit, was Abdul anbieten kann.

Vor ein paar Monaten zog der Amerikaner weiter. Er arbeitet jetzt für die Uno im Sudan. Irgendwann ziehen sie alle weiter: die Ausländer, die Golfer aus dem Westen; die Jungs mit den Spenden; die Mitglieder des Kabuler Golfclubs.

Abdul geht hinaus und schaut hinüber zum Eingangstor. Einen Moment lang sieht es so aus, als würde in der Ferne ein Auto die staubige Auffahrt zum Clubhaus hinauffahren. Aber dann dreht es um.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH

Afrika (Teil IV) — **Ein ungleicher Kampf** Mit Milliardenbeträgen fördern Industrienationen ihre Hightech-Landwirtschaft. Der produzierte Überfluss landet oftmals zu Billigpreisen auf den Märkten der Entwicklungsländer und nimmt den dortigen Bauern jede Möglichkeit, ihre Produkte abzusetzen. Selbst die US-amerikanischen Lebensmittelhilfen in Hungergebiete schaffen mehr Leid, als sie lindern. Denn viele Regierungen warten lieber auf die Geschenkpakete, als die Ernten ihrer Landwirte aufzukaufen. Die Chancenlosigkeit treibt Tausende Afrikaner zur lebensgefährlichen Flucht nach Europa.

Not für die Welt

Die Agrarsubventionen reicher Länder zerstören die Existenz afrikanischer Bauern.

S ist ein großer Tag für das kleine Kind – und doch einer, der nur trostlos enden kann. Das wissen die Fischer, aber keiner von ihnen will dem Jungen die Freude an seinem ersten Arbeitstag verderben.

Aufgeregt hüpft der Achtjährige am Strand des senegalesischen Fischerorts Mbour durch die Brandung, bis ihn jemand auf eine der buntbemalten Pirogen hebt. Der 18 Meter lange Holzkahn hält sich nur mit Mühe über Wasser, zwei Dutzend Fischer drängeln sich auf den Querbalken. Kein Dach, keine Plane schützt sie vor der afrikanischen Sonne. Es ist zehn Uhr morgens und 37 Grad Celsius heiß. Endlich jault der Außenbordmotor auf, das Boot nimmt Kurs auf den Atlantik.

Kapitän Badou Ndoye steht am Ruder und liest die Wellen. Ein guter Patron kann dem Meer die Fische ansehen, sagen sie im Senegal – an der Art, wie sich die Oberfläche kräuselt. Brassen machen Blasen, Stachelmakrelen winzige Wellen, Barben erzeugen kleine Buckel auf dem Wasser. Badou hat 62 Jahre Erfahrung auf See. Der 67-Jährige ist Fischer in dritter Generation, fünf seiner Söhne sind mit an Bord.

"Sardinen", sagt er und gibt Gas. Das Boot fährt einen Kreis, das Netz, 200 Meter lang und 40 Meter tief, saust über den Rand. Das ist der Moment, in dem das Kind gepackt und ins Meer geworfen wird – mitten hinein in eine Zukunft, die längst keine mehr ist.

Denn sosehr sich der Junge auch abstrampelt, um zum ersten Mal in seinem Leben die Fische ins Netz zu treiben – es reicht nicht mehr zum Überleben. Seit die Flotten der Toubabs, der Weißen, die Fanggründe beherrschen, sind die Kleinfischer chancenlos. In riesigen Netzen, geleitet von empfindlichen Sonargeräten, ziehen die Industrietrawler vor der Küste Westafrikas das Leben aus dem Meer. Bis zu 2000 Tonnen Fisch fassen manche dieser schwimmenden Fabriken. Dafür brauchte Kapitän Badou Jahrzehnte.

Doch selbst wenn die Einheimischen nicht mit bloßer Muskelkraft das Netz aus



dem Meer ziehen würden, selbst wenn sie Eis hätten, um ihren Fang vor dem Verderben zu retten, und Schiffe, mit denen man nicht täglich zur Küste zurückkehren muss – es würde immer ein ungleicher Kampf bleiben. Denn sie müssen vom Verkauf ihrer Ware leben, anders als die hochgerüsteten Konkurrenten aus dem Norden.

Das ist schwer zu verstehen für die Fischer von Mbour. Die angeblich so marktorientierten Industrieländer des Nordens geben fast doppelt so viel Geld für den Fischfang aus, wie sie damit einnehmen.

Die Fischer aus Europa, Japan, den USA bekommen Geld geschenkt, um ihre Boote mit modernsten Geräten vollzustopfen. Sie tanken vergünstigten Treibstoff und profitieren von billigen Darlehen. Der Transport wird bezuschusst, auch der Export. All das finanziert der Steuerzahler.

Und wenn sie ihre eigenen Meere leergefischt haben, kauft man ihnen einfach neue: Vergangenes Jahr gab die Europäische Union über 200 Millionen Euro aus, damit ihre Flotten in fremden Hoheitsgewässern jagen können. Zwölf Millionen Euro jährlich zahlte die Kommission von 2002 bis

> Landwirtschaftshilfe

länder an

Staaten

der Industrie-

afrikanische

2006 allein an den Senegal für die Fangrechte. Seit Sommer letzten Jahres wird um neue Verträge gefeilscht.

Das alles muss sein, heißt es, um Jobs zu sichern. Doch Kapitän Badou Ndoye sorgt sich auch um seinen Job. otale Schiefinge
ProduktionsIn de Exportsubventione
In sindwirtschaftliche
Grandwirtschaftliche
Grandwirtschaftl

Die wertvollen Fische werden immer seltener, weil die Trawler der Ausländer verbotenerweise auch die Jungfische mit herausziehen. Das weiß er von den Seeleuten, die auf den Schiffen der Fremden arbeiten. Auch heute ist er nach sieben Stunden auf See fast leer heimgekehrt, hat nur billige Sardinen und Sardellen gefangen, dazu zwei Tintenfische und ein paar Rotbarsche.

Die Stimmung an Bord ist gedrückt. Mehr als ein, zwei Euro bleiben nicht für jeden Fischer. Wie soll man damit eine Familie ernähren? Fisch ist das Hauptexportprodukt des Landes. Das Gewerbe sorgt für 15 Prozent aller Arbeitsplätze. Viele davon sind nun bedroht.

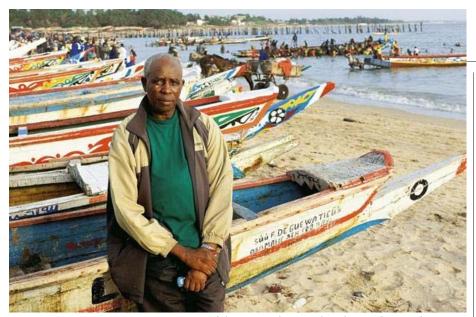
Senegals Fischer sind nicht die einzigen Verlierer im ungleichen Kampf gegen viel zu starke Gegner. Auch die Bauern verlassen in Scharen ihre Felder, weil ihre Waren mit den Billigprodukten aus Europa, den USA und Asien nicht mithalten können. Auf den Märkten in der Hauptstadt Dakar stapeln sich Zwiebeln aus den Niederlanden. Das Tomatenmark stammt aus Italien, das Milchpulver aus Frankreich, die Hühnchenteile aus allen Regionen der EU.

Die Landwirte im Senegal haben keine Chance. Und da geht es ihnen nicht anders als ihren Kollegen in Kenia, in Burkina Faso, in vielen Ländern Afrikas, aber auch Lateinamerikas. Sie alle könnten von ihrer Hände Arbeit leben. Sie könnten sich und ihre Familien ernähren mit dem Anbau von Mais, Soja oder Tomaten, mit dem Fischfang oder der Milchwirtschaft – wenn, ja wenn sie es nicht mit übermächtigen Konkurrenten zu tun hätten, die ihre Märkte mit hochsubventionierten Waren überschwemmen.

Fairer Wettbewerb sieht anders aus. Auf der einen Seite stehen die Bauern der Dritten Welt mit ihren Hacken und Pflügen. Auf der anderen Seite die Hightech-Agrarindustrie des Nordens, die weit mehr produziert, als die Menschen in Europa, Australien, den USA selbst verbrauchen.

Sie erhält Förderung, auch wenn ihre Produkte niemand braucht, im Zweifel





Senegalesischer Fischer Ndoye: Verzweifelter Kampf gegen die Flotten der Reichen

wird der Export der Überschüsse in die Dritte Welt auch noch vom Steuerzahler gefördert.

Die USA liefern ihren Überfluss kostenlos in die Hungergebiete der Welt. Doch selbst dieses vermeintlich karitative Werk schadet letztlich den Beschenkten. Die Lebensmittel landen dort oft auf den Märkten und verdrängen die heimische Produktion: Not für die Welt statt Brot für die Welt.

Dass sich daran möglichst wenig ändert, dafür sorgt eine mächtige Lobby. Ihr Einfluss reicht bis in ihre Regierungen. Die wiederum dominieren die internationalen Institutionen, die eigentlich dafür sorgen sollen, dass auf den Weltmärkten faire Bedingungen herrschen.

Den freien Wettbewerb fordern diese Organisationen - allen voran die Welthandelsorganisation WTO - ständig. Doch frei soll vor allem der Zugang der Entwicklungsländer für die Erzeugnisse des Westens sein. Ihre eigenen Märkte schotten die reichen Länder so weit wie möglich ab.

Früher hielt sich auch die Dritte Welt Konkurrenz mit Hilfe hoher Einfuhrzölle vom Leib. Doch wer Kredite braucht vom Internationalen Währungsfonds oder der Weltbank, muss Zugeständnisse machen an die globalisierte Handelswelt: Zölle senken, Märkte öffnen, staatliche Unternehmen privatisieren, Staatsausgaben senken.

"Strukturanpassungsmaßnahmen" nennt sich das ganz harmlos in der Sprache der Washingtoner Weltorganisierer. Strukturen anpassen – aber an wen?

"Sie sagen, die Welt sei ein großer Marktplatz geworden, die Schranken sollen fallen, damit der Handel seine heilsamen Kräfte entfalten kann", sagt Samba Guèye, Präsident des nationalen Rats für ländliche Zusammenarbeit im Senegal. "Doch wir haben nicht den gleichen Blickwinkel. Diejenigen, die beim IWF, der Weltbank und der WTO die Regeln machen, sitzen im gekühlten Büro, schicken ihre Kinder auf Universitäten und fahren abends mit der Limousine in ihr Eigenheim. Es sind Reiche, die Regeln machen für die Reichen."

Er hat sie getroffen, bei den Welthandelsgesprächen im Dezember 2005 in Hongkong. Er trug sein feinstes afrikanisches Gewand und schilderte ihnen die aussichtslose Lage der senegalesischen Landbevölkerung. Es waren keine Neuigkeiten, die er da verbreitete, denn schon im Uno-Bericht zur menschlichen Entwicklung 2005 steht: "Das Grundproblem, das bei den Gesprächen der WTO über Landwirtschaft in Angriff genommen werden muss, lässt sich in drei Wörtern zusammenfassen: Subventionen reicher Länder." Durch sie würden die Existenzgrundlagen in einigen der ärmsten Länder zerstört.

Damit sollte in Hongkong Schluss sein. Dafür wollten Samba Guève und seine Mitstreiter kämpfen. Und tatsächlich: Erstmals mussten die Wohlhabenden Zugeständnisse machen: Alle Exportsubventionen für Agrargüter müssen bis zum Jahr 2013 fallen. Darauf wurde sich nach zähem Ringen geeinigt.

"Ein Ereignis historischen Ausmaßes" lobte sich die EU danach selbst. Für die armen Ländern allerdings gab es nichts zu feiern. Sie hatten sich den Schritt schon für 2010 erhofft. Wie nur, so fragten sie sich, sollen sie noch acht Jahre durchhalten? Was sollten sie ihren Bauern sagen?

Senegal, eines der ärmsten Länder der Welt, bemüht sich seit Mitte der neunziger Jahre, mitspielen zu dürfen im Konzert der Großen. Für einen Kredit des IWF hatte das Land die Währung abgewertet und seinen Markt für ausländische Lebensmittel geöffnet. Quoten und Lizenzen fielen weg, Zölle gingen bis 2001 schrittweise von durchschnittlich 34 Prozent auf 14 runter.

Fast über Nacht verwandelte sich der Senegal in ein Paradies – für Länder, die ihre Überproduktion loswerden wollten.

Die Tomatenbauern traf das besonders hart. Sie hatten bis dahin gut leben können, weil Staatsfirmen ihre Ernten kauften. Plötzlich wurde italienisches Tomatenmark ins Land gepumpt. 300 Millionen Euro an Exportsubventionen zahlten Europas Bürger 1997 dafür, dass ihre Überproduktion die ärmsten Länder der Welt überschwemmt - zu Dumping-Preisen.

Die Entwicklung verlief fast zwangsläufig: Die mittlerweile teilprivatisierten Tomatenmarkfirmen Senegals kauften das billige italienische Tomatenmark und verarbeiteten es weiter. Die Importe aus der EU explodierten zeitweise auf das 20fache. Die Senegalesen hatten der europäischen Konkurrenz nichts entgegenzusetzen. Ihre eigenen Beihilfen waren durch die erzwungene Liberalisierung praktisch verschwunden, ihre Tomatenproduktion brach um 70 Prozent ein, der Preis fiel auf die Hälfte.

Es kam noch schlimmer. 2005 eröffnete ein Libanese eine Tomatenmarkfabrik in Dakar - und importiert Paste aus China noch unter dem Preis des EU-Produkts.

Unter Senegals Farmern herrscht seither Verzweiflung. Vor der Aussaat im Sommer 2006 versammelt Ibrahim Fedior, Präsident des Tomatenbauernverbandes, seine Schicksalsgenossen zum Krisengespräch in Dagana, an der Grenze zu Mauretanien.

Hier, wo der Senegal rotbraun fließt, ist das fruchtbarste Land für Gemüseanbau. Die Männer sind wütend. Einige mussten bereits ihre Kinder aus der Schule nehmen, weil sie die Gebühr, neun Euro im Monat, nicht mehr zahlen können.

-11 Was sollten sie tun? Auf Zwiebeln ausweichen? Keine Chance, seit drei Jahren überrollen niederländische Zwiebeln den Markt. Reis anbau--10 en? Nicht konkurrenzfähig gegen die Thailänder, die ihre Abfälle spottbillig als Bruchreis verscherbeln. Baumwolle? Sinnlos, der Preis ist wegen der US-Überproduktion im Keller. **DEFIZIT** Exporte **Importe Enttäuschte** Hoffnung Die Agrarhandelsbilanz der ärmsten Länder der Welt in Milliarden Dollar ÜBERSCHUSS 70

75 80 85 90

95 2000 03



Niederländische Zwiebeln auf dem Markt von Dakar: Fairer Wettbewerb sieht anders aus

Die Männer in Fediors Büro fassten einen mutigen Beschluss: Wenn die Regierung ihnen nicht garantiert, für mindestens zwei Monate nach der Ernte die Grenzen für ausländische Konkurrenz dichtzumachen, werden sie nicht pflanzen. Keine einzige Tomate. Dann werden sich die Politiker fragen lassen müssen, warum sie den Tomatenanbau fürs eigene Volk zerstört haben.

Knapp 80 Prozent der Afrikaner leben wie die Männer von Dagana von der Landwirtschaft. Sie alle können sich ernähren. Doch wenn sie nichts verkaufen. fehlt das Geld für alles, was ihnen aus der Armut helfen kann: Schule, Medizin und Transport.

Das Argument des Ñordens, man helfe mit der Einfuhr billiger Lebensmittel vor allem den Armen, klingt für sie wie Hohn: Wer nichts versilbern kann, kann nichts kaufen, egal, wie billig. Statt Not zu lindern, wird alte Not konserviert und neue geschaffen. Deshalb ist es den Bauern auch egal, ob ihre Forderung nach einem Importstopp den WTO-Regeln entspricht. "Die WTO erlaubt den einen, ihre Märkte abzuschotten und ihre Landwirte zu subventionieren, und wir sollen uns schutzlos ausliefern", klagt Ibrahim Fedior.

So klingt das neue Mantra des Südens: Sich nicht länger der Doppelmoral der reichen Länder beugen, sich nicht mehr übervorteilen lassen, sich zur Wehr setzen.

Es klingt nach Notwehr. Als die USA sich vergangenen Juli bei einer WTO-Krisensitzung in Genf weigerten, ihre Agrarsubventionen zu beschneiden und die eigenen Märkte für ausländische Produkte weiter zu öffnen, reichte es. Eine Gruppe Entwicklungsländer unter Führung von Indien und Brasilien ließ die Gespräche platzen - Fortsetzung ungewiss.

Voller Spott blickt Fedior auf die hübsch gerahmten Fotos in seinem winzigen Büro. Sie zeigen die feierliche Übergabe neuer Traktoren an die Tomatenbauern. Traktoren, die die Regierung ohne Zweifel mit Entwicklungshilfegeldern finanziert hat.

Es ist absurd: Der Westen zahlt für die Landwirtschaften der Dritten Welt, ver-

Statt Not zu lindern, wird alte Not konserviert und neue geschaffen.

hindert aber gleichzeitig deren Entwicklung durch den Export der eigenen Überproduktion.

Die Zahlen sprechen Bände: Die gleiche Summe, die die OECD-Länder pro Jahr an Agrarbeihilfe für Afrika leisten, erhalten ihre eigenen Landwirte - täglich als Subventionen.

Manchmal genügt schon der Abfall der Reichen, um arme Länder ins Wanken zu bringen. Im Jahr 2000 bewegte die Weltbank die Länder der westafrikanischen Wirtschafts- und Währungsunion dazu, ihre Einfuhrzölle auf Geflügelteile von 55 auf 20 Prozent zu senken. Das Ergebnis: Praktisch über Nacht wurde die Region mit Hähnchenflügeln überschüttet.

Die Teile gelten in den gesundheitsbewussten Industrieländern als Fast-Abfall, das Geschäft wird dort mit dem mageren Brustfleisch gemacht. Nun plötzlich bot sich die Chance, die Reste zu verscherbeln, statt sie als Tiermehldunger auf die Felder zu streuen.

Den senegalesischen Geflügelzüchtern wurde damit der Garaus gemacht. Aus einem prosperierenden Sektor mit 10000 Arbeitnehmern und einem Jahresumsatz von 3,8 Millionen Euro wurde ein Sanierungsfall. 2000 Kleinzüchter gaben auf.

> Innerhalb von fünf Jahren fiel der Marktanteil einheimischer Hühnerproduzenten von 80 auf 35 Prozent, während sich der Import bis 2003 nahezu verdoppelte. Drei

Viertel der Einfuhren kamen tiefgefroren aus Belgien und den Niederlanden - für die Hälfte des Preises eines senegalesischen Huhns.

Das sei kein Dumping, behauptet die EU, weil bei dieser Resteverwertung keine Exportbeihilfen fließen. Über zwei Ecken aber ist der niedrige Preis doch ein Produkt europäischer Subventionspolitik. Denn als Folge der Direktzahlungen an Getreidebauern verbilligte sich das Hühnerfutter zwischen 1990 und 2002 um zwei Drittel. Das wiederum macht bei der Aufzucht bis zu 70 Prozent der Kosten aus.

Djibril Dieme, Geflügelzüchter nahe Dakar, hatte schon alle Hoffnung verloren. Er hatte alles gemacht wie immer, und doch kaufte niemand mehr sein



Fischerhafen von Mbour, Senegal: Die Fischer sterben lieber auf der Flucht, als in der Heimat chancenlos zu bleiben

Fleisch. Er sah das fremde Angebot auf den Märkten, aber er wusste nicht, was dahintersteckte. Nur eins war ihm klar: dass er aufgeben muss, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Das Wunder kam. Es nannte sich Vogelgrippe und begab sich in Europa. Mit dem Argument der Gesundheitsgefährdung konnte der Senegal Anfang 2006 die Einfuhren legal stoppen. Seither hat Dieme seinen Hühnerbestand wieder erhöhen können. Er weiß nicht, was er macht, wenn der Einfuhrstopp ausläuft. Er weiß nur, dass dies der Tag ist, an dem er erledigt sein wird.

Dann muss auch er sich überlegen, ob er den gefährlichen Trip nach Europa wagt, von dem alle jungen Senegalesen träumen.

Die meisten haben die Hoffnung auf eine Zukunft im eigenen Land längst aufgegeben. Die Hafenstädte Mbour oder St. Louis sind übervölkert mit Jugendlichen, die auf die Chance ihres Lebens warten: in ein Boot zu steigen, mit Kurs auf Spanien.

Das Flüchtlingsgeschäft gebiert einen Teufelskreis: Der Bootspreis hat sich verdreifacht. Seine Piroge zu verkaufen bringt einem Fischer derzeit mehr als ein Jahresgehalt. Wer aber bleibt, kann sich kaum noch Ersatzteile für sein Boot leisten, weil die Preise explodiert sind.

Sechs bis zehn Tage dauert die Fahrt Richtung Europa, dichtgedrängt in einer Nussschale, die keinem Sturm standhalten kann. Trotzdem schlagen sich die Passagiere um Plätze. Sie wissen, dass sie untergehen können auf dieser Reise. Doch sie sind sicher, dass sie untergehen, wenn sie bleiben.

"Sie sterben lieber, als chancenlos zu bleiben", sagt Ngouda Ndaye, Cousin des Pirogenkapitäns Badou. Der 51-Jährige kann das verstehen, er selbst hat sich bereits vor fünf Jahren auf den Weg gemacht, allerdings auf weniger riskantem Weg. Im Hafen von Las Palmas auf Gran Canaria ist er von Bord des italienischen Trawlers getürmt, auf dem er gearbeitet hat.

Vom Paradies Europa spricht Ngouda nicht mehr, nach fünf Jahren als Illegaler. Beim Tomatenanbau hat man ihm einen Hungerlohn bezahlt, in der Fischfabrik hat man ihn geschunden, auf den Fangschiffen ausgebeutet. Nach einem monatelangen

Fischzug vor Mauretanien schmiss ihn

Kleidung, Busticket und Telefon. Da bleiben höchstens 200 Euro übrig.

"Ich zahle einen hohen Preis, damit meine Familie leben kann", sagt Ngouda. Seine Frau sieht er höchstens einmal im Jahr – und ein Dutzend Mal täglich auf einem Bild in seinem Foto-Handy.

Lebensläufe wie die von Ngouda sind typische Folgen einer unfairen Handelspraxis, die Menschen entwurzelt, Bauern in die Städte treibt oder auf lebensgefährliche Reisen.

"Man muss den Bürgern in den reichen Ländern einmal verdeutlichen, welche ungeheuren Auswirkungen ihre Agrarpolitik auf das Leben der Ärmsten dieser Welt

hat", sagt Lamine Ndiaye von Oxfam Westafrika.

Genau das hat Terry Steinhour, 59, Farmer aus Greenview, Illinois, gemacht. Er ist nach Afrika gereist und hat

einfach mal nachgesehen, was seine Subventionen so anrichten am anderen Ende der Welt.

Nun sitzt er wieder in seinem schmucken Farmhaus, umgeben von goldgelben Feldern, auf denen stramm der Mais steht und die genmanipulierten Sojabohnen vor sich hin reifen, und sagt: "Die Reise hat mir die Augen geöffnet."

Nicht, dass er vorher nicht geahnt hätte, dass da etwas faul ist in der Agrarpolitik. Seit Jahren beobachtet er, wie die Farmer immer weniger werden und die wenigen immer größer. Er erlebt den Niedergang des ländlichen Amerika und die Fremdbestimmtheit der verbleibenden Bauern.

Deren Leben wird weit weg in Washington D.C. geplant, von einflussreichen

"Ich zahle einen hohen Preis, damit meine Familie leben kann."

der Kapitän ohne einen Cent von Bord, feixend, "geh doch zur Polizei".

Über die Gewerkschaft fand er schließlich einen legalen Job auf dem Bau. Endlich bekam er auch Papiere und eine Zweizimmerwohnung in einer schäbigen Hochhaussiedlung in Las Palmas.

Die Räume sind abgedunkelt, die Vorhänge zugezogen, eine Marotte nach vielen Jahren im Untergrund. Ich will nicht hier sein, sagt Ngouda, aber er muss, um das Haus in Mbour und die Ausbildung seiner vier Kinder zu bezahlen.

Das fällt schwerer, als man denkt. 1080 Euro im Monat verdient er für zehn Stunden Arbeit täglich. Das ist viel Geld im Senegal, aber nicht in Spanien. 400 Euro kostet ihn die Miete, dazu kommen Essen,



US-Farmer Steinhour: "Wir bedrohen das Leben in Afrika"

US-Agrarmultis wie Cargill, Bunge, Con-Agra und ADM. Mit großzügigen Wahlkampfspenden setzen die Konzerne eine Politik durch, die ihnen niedrige Einkaufspreise garantiert.

Den "Freedom to farm"-Act beispielsweise, der die Bauern so viel anbauen lässt, wie sie wollen, statt Überproduktion zu reglementieren. Oder ein neues Landwirtschaftsgesetz, das die Subventionen wieder stärker an die Produktionsmenge bindet statt an die bewirtschaftete Fläche wie seit 2005 in Europa. Diese Politik, sagt Steinhour, sei doch für die Multis gemacht und nicht für die Bauern.

Er ist ein guter Farmer. Er ist ein guter Amerikaner. Er wählt die Demokraten. Über Afrika hatte er sich früher nie Gedanken gemacht. Bis im Mai 2006 sein Handy klingelte. Eine Frau von Oxfam Chicago fragte, ob er nach Westafrika mitkommen wolle, um die dortigen Bauern zu besuchen.

Eine Woche lang hat Terry Steinhour überlegt. Er war erst zweimal im Leben geflogen, nur einmal im Ausland gewesen, vor 20 Jahren. Nun ist sein Bauch dick, das Haar silberfarben und sein Reisepass abgelaufen. "Du verzeihst dir nie, wenn du nicht fährst", sagte seine Frau Phyllis.

Es war ein Erlebnis, das sein Leben veränderte. "Wir haben keine Ahnung, was wir anrichten. Wir bedrohen das Leben in Afrika", sagt er.

Auf das Elend, das ihm auf seiner Reise entgegenschlug, war Steinhour nicht vorbereitet. All die bettelnden Kinder, die armseligen Hütten, die unvorstellbare Luftverschmutzung in Dakar, die stinkenden Slums, die staubigen Pisten. Und erst die erbärmlichen Weizenfelder, die in Steinhours Heimat schleunigst untergepflügt würden, damit die Nachbarn nicht reden.

Sieben Tage lang trafen Steinhour und die anderen US-Bauern Minister in Mali und Senegal, diskutierten mit Bauernführern und aßen mit Farmern von einer gemeinsamen Platte. Alle hatten nur eine Bitte: Stoppt eure Subventionen!

Bis ins letzte Dorf wusste jeder, weshalb die Baumwolle, von der zehn Millionen Westafrikaner abhängen, nun nichts mehr einbrachte: Weil George W. Bush seinen 25 000 Baumwollbaronen jährlich drei bis vier Milliarden Dollar schenkt. Das Vierfache von dem, was die entwickelte Welt an Agrarhilfe für die Armen spendiert.

Die US-Überproduktion treibt den Marktpreis in den Keller. Eine unzulässige Praxis, beklagten vier Länder Westafrikas im Herbst 2003. Ein Schiedsgericht der WTO gab ihnen wenig später Recht. Doch das schert die USA wenig. Bis heute laufen die Beihilfen und Zuschüsse weiter.

Verlierer des ungleichen Welthandels sind ausgerechnet jene armen Länder, die den Forderungen von WTO, dem Internationalen Währungsfonds und einer weltweiten Brigade industriefreundlicher Wissenschaftler folgen. Nach Uno-Zahlen hat die Armut in jenen Ländern zugenom-

die Armut in jenen Landern zugenom

Vorzüge des Welthandels zu genießen. "Wir werden weiterhin alles tun, um unseren Partnern in der Dritten Welt zur Seite zu stehen", sagt Fischer Boel.

Ob die darauf Wert legen? Sogar die Vereinten Nationen kritisieren Europas Agrarpolitik scharf. Im UNDP-Bericht zur menschlichen Entwicklung 2005 steht: "Die höchsten Handelsbarrieren der Welt werden gegen einige der ärmsten Länder errichtet. So hält beispielsweise die EU große Stücke auf ihre Bemühungen, den ärmsten Ländern der Welt Märkte zu eröffnen. Doch ihre restriktiven Herkunftsbestimmungen, nach denen sich der Anspruch auf Handelspräferenzen richtet, machen die Chancen der meisten dieser Länder zunichte."

Fischer Boel bringt solche Kritik auf. Schließlich habe sich die EU deutlich gebessert – anders als die USA. US-Farmer bekommen mehr als das Doppelte an handelsverzerrenden Subventionen. 2005 stieg diese Hilfe von 5,5 auf 14,1 Milliarden Dollar. Noch dazu weigert sich US-Präsident Bush, Zölle für Textilien aus Entwicklungsländern zu senken. Amerika, sagt Fischer Boel, gehört viel eher an den Pranger als Europa.

Wie rücksichtslos Amerika agiert, beschreiben die Brüsseler gern an einem besonders anschaulichen Beispiel: der Nahrungsmittelhilfe.

Die Vereinigten Staaten sind mit 1,2 Milliarden Dollar der größte Spender an die Hungernden dieser Welt. Von keinem Land erhält das World-Food-Programm (WFP) der Uno mehr Unterstützung. Allerdings hat das Engagement für die gute Sache einen gewaltigen Haken: Statt Geld spendiert Amerika praktisch nur Nahrung aus eigener Produktion. Die Regierung kauft ihren subventionierten Bauern Getreide ab, das dann von US-Speditionen auf US-Schiffe geladen wird.

Auf diese Weise bleibt rund die Hälfte des Werts im eigenen Land – eine versteckte Subvention auf Kosten der Hungernden. Auffällig ist außerdem, dass in Zeiten

höchster US-Überproduktion die Not in der Welt rapide zu steigen scheint: Dann werden auch mal Länder, die gar nicht darben, beschenkt – zum Unglück der ansässigen Bauern.

Seit Jahren schon steht dieses egoistische Wohltätigkeitsgebaren der USA in der Kritik. 2005 wagte Alexander Natsios, damals Chef der dem Außenministerium zugeordneten Organisation USAid, einen Vorstoß: Er regte an, ein Viertel der Hilfe in bar zu leisten, damit man Nahrung in der jeweiligen Region kaufen könne.

Natsios hatte mit Widerstand gerechnet: von Politikern, Bauern, der Transportlobby. Am lautesten jedoch schrien die 48 Hilfsorganisationen, die sich um die Food-Aid-Verteilung kümmern. Besonders Ca-

Subtile Handelsbarrieren behindern die ärmsten Länder der Welt.

men, die ihre Märkte am schnellsten freigaben. Länder, die sich vorsichtig öffneten, schnitten am besten ab. Jene, die sich abschotteten, am schlechtesten.

"Die bisherigen Handelsabkommen waren weder frei noch fair", urteilt der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz, "sie waren zum Nachteil der Entwicklungsländer." Die Wirtschaftsnationen hätten eine Masse an subtilen, aber wirksamen Barrieren beibehalten, die den Zugang zu ihren Märkten behinderten.

Kein Wunder eigentlich, dass die Entwicklungsländer die Welthandelsrunde platzen ließen. EU-Agrarkommissarin Mariann Fischer Boel aber kann das nicht verstehen: Der Stillstand sei verheerend für die Dritte Welt, eine verpasste Chance, die

tholic Relief Services, der größte private Lebensmittelverteiler der Welt, sträubte sich. Die Katholiken mit Sitz in Baltimore fürchten einen Spendeneinbruch und hef-

tige Budgetkürzungen.

Michael Wiest, Geschäftsführer von Catholic Relief, ist ein ruhiger, gediegener Mann mit gütigem Lächeln und grauem Haar. Doch fällt der Name Natsios, kocht die Wut in ihm hoch, bis das Gesicht rot wird. Natsios Unterstellung, die Nichtregierungsorganisationen steckten unter einer Decke mit der Agrarindustrie und wollen nur ihr eigenes Überleben sichern, kränkt ihn bis ins Mark.

"Hierum geht es, nur hierum", ruft Wiest und hält mit beiden Händen ein rotes Buch vor sich wie ein Schild: "Gott ist Liebe" von Papst Benedikt XVI. "Schon in der Bibel steht: Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben"", erklärt der Christ. Nichts anderes will er tun. Dafür als fette Katze im Dienst der Industrie dargestellt zu werden, sei eine bösartige Missinterpretation seiner Motive.

2007 will Wiest nur noch 16,7 Prozent seines 580-Millionen-Dollar-Budgets für Lebensmittelhilfe ausgeben. "Glaubt Natsios wirklich, wir wären ruiniert, wenn man uns diese Aufgabe nähme?"

Doch ganz so unwichtig, wie Wiest behauptet, ist der Sektor nicht. 2004 machte Food Aid die Hälfte seines Haushalts aus, 2005 rund 30 Prozent. Mit einem Teil davon finanzierte Catholic Relief ganz andere Sozialprojekte in der Dritten Welt: Die Lebensmittel, die eigentlich für Bedürftige gedacht sind, werden auf den Märkten der Dritten Welt verkauft, um mit dem Gewinn Schulprogramme, Aids-Prävention, Gesundheitsvorsorge zu bezahlen.

Monetarisierung nennt man diese höchst umstrittene Praxis. Optimal sei das natürlich nicht, räumt Wiest ein, eher eine Sache der Abwägung. Die Bauern im Dorf Kesses im Westen Kenias würden bei dieser Abwägung sicherlich anders entscheiden.

Die Region zwischen Nairobi und Uganda ist die fruchtbarste im ganzen Land. Die grünen Hügel erinnern eher an die Toskana als an ein Land, in dem Menschen verhungern. Die Maisfelder stehen in voller Frucht, Tomatenfelder leuchten rot, der Weizen wogt im Wind, und dicke Holsteiner Kühe grasen auf Wiesen. Dennoch bleiben die Bauern auf ihrer Ernte sitzen.

"Wenn im Norden oder Osten eine Hungersnot droht, wartet die Regierung lieber auf die Lieferung des World-Food-Programms, als unseren Mais zu kaufen", sagt Julius Rotich. Der Bauer hat sich mit den Landwirten von Kesses zu einer Vermarktungskooperative zusammengetan. Sie haben ein Büro bezogen und wollen ihre Produkte gemeinsam verkaufen, so wie die Kollegen in den reichen Ländern.

Doch sosehr sie sich auch bemühen: Gegen Geschenke können nicht einmal sie konkurrieren.

Außerdem bricht der Getreidepreis regelmäßig ein, immer dann, wenn eine neue Ladung des World-Food-Programms eintrifft. Denn davon, das wissen die Spekulanten, landet ein Teil immer auf dem freien Markt. "Die Händler drücken uns ganz offen mit der Drohung, dass sie sonst beim WFP kaufen", klagt Rotich.

Liebend gern würde Rotichs Gruppe ihre Ernte an das World-Food-Programm verkaufen. Doch deren Lagerhallen sind berstend voll mit amerikanischer Hirse, mit Mais- und Sojamehl. "Was sollen wir machen?", sagt Peter Smerdon vom WFP in Nairobi und zuckt die Achseln. "Wir würden Bargeld bevorzugen. Aber wir können US-Lebensmittel nicht ablehnen. Dorf aus Reisighütten, einer gemauerten Schule und einer von Entwicklungshelfern gestifteten Wasserpumpe. Dürre Kühe und Kamele beißen sich mit Hunderten Ziegen um einen Platz an der Tränke. Die Viehhirten laufen zum Dorfplatz, wo der Laster bereits entladen wird. Jeden Monat bekommen sie Essen vom WFP, strikt für den Eigengebrauch. Doch kaum ist die Verteilung beendet, liegt ein Sack mit US-Flagge in einem der Läden.

"Die gesamte Lebensmittelhilfe ist doch pervertiert", findet der kenianische Ökonom James Shikwati. "Es wurde eine Kultur geschaffen, die jede Eigeninitiative zerstört, korrupte Regierungen stabilisiert und längst überholte Lebensformen erhält."



Deutsche Hochleistungskühe: Europa subventioniert den Export des Überflusses

Sicher, sie schenken es uns aus eigennützigen Gründen, aber sie schenken es uns."

Wo die Hilfe herkommt, welche Auswirkungen sie hat, das alles muss Peter Smerdon egal sein. "Unsere Aufgabe ist es. Menschen am Leben zu erhalten. Kenia zu entwickeln, das müssen andere machen." Bauer Rotich lacht bitter: Mit ein wenig Hilfe, ein paar Krediten für Dünger und Gerät, wären die Ernten reichlich. "Wir könnten das Land ernähren", sagt er.

Aber das Geschäft erledigen andere. Früh am Tag, gleich nach dem Morgengrauen, macht sich ein Team vom WFP auf zur Essensverteilung. Heute geht es von Garissa aus, einer Stadt im Osten Kenias, bis an die somalische Grenze. Der Laster ist bis unters Dach mit Säcken voller US-Mehl, -Salz und -Pflanzenöl bepackt. Er quält sich auf Sandpisten durch wüstes, dorniges Gelände. Das einzige Zeichen von Zivilisation sind die Plastiktüten, die sich im Gestrüpp verfangen haben.

Vier holprige Stunden später kommt der Transport in Welmarele Village an, ein

Etwa die der Hirtennomaden. "Die halten sich ihr Vieh als Statussymbol - und um Frauen zu kaufen. Früher haben sie die Tiere auch geschlachtet, wenn Nahrung und Wasser knapp wurden. Heute warten sie lieber auf die Hilfslieferung."

Effekt: Viel zu viele Tiere überweiden die kargen Flächen, das Land erodiert, die Hirten ziehen auf fremdes Land, und schon kommt es zum Konflikt mit den Bauern. Wird der Streit zum Krieg, rücken die Uno-Blauhelme an und versuchen zu schlichten, was das Uno-Nahrungsmittelprogramm angerichtet hat.

"Ist das nicht verrückt?", fragt der 37-jährige Wissenschaftler entnervt. Man mag ihm kaum widersprechen: Konflikte um Landverteilung sind schließlich eine zentrale Ursache für Afrikas Kriege.

Nahezu überall wird der Lebensraum der nomadisierenden Viehzüchter beschnitten, so auch im westafrikanischen Burkina Faso. Landwirte besetzen die angestammten Weideflächen der Nomaden, weil sie ihrerseits den wachsenden Städten weichen müssen. Schon kommt es zu ersten Reibereien, berichtet Wilhelm Thees, der für Misereor in der Hauptstadt Ouagadougou arbeitet. Kürzlich erst haben Bauern Kühe erschossen, die auf ihre Äcker gelaufen sind. Aus Rache trieben die Hirten am nächsten Tag ihre gesamte Herde über die bestellten Felder.

Aus solchen Streiten können Kriege entstehen. Misereor will vorbeugen, indem es die Nomaden sesshaft macht. "Wenn sie vom Milchverkauf leben könnten, wäre der Frieden im Land gesichert", sagt Thees. Misereor gab bei dem Missionar Pater Maurice Oudet, der schon länger mit den Viehhirten arbeitet, eine Studie in Auftrag – mit niederschmetterndem Ergebnis. Die

und Eckläden biegen sich unter dem Angebot: Familienportionen von France Lait und Nestlé, Großpackungen von Bridel und Lacstar aus Frankreich, Vivalait und Kerrygold aus Irland, Bonnet Rouge aus den Niederlanden, Cowbell aus Neuseeland.

Ein Liter aufbereitetes Milchpulver kostet 30 bis maximal 60 Cent. Gariko muss, wenn sie ihre Milch gemolken und in heißem Wasser pasteurisiert hat, 90 Cent verlangen. Sie verkauft sie in kleinen Beuteln am Straßenrand.

Gariko kommt aus einem Beamtenhaushalt, sie kann lesen und schreiben. Sie weiß, weshalb sie die Preise der Ausländer nicht unterbieten kann. "Die kriegen Geld vom Staat, damit sie ihre Milch hierher-



Bäuerinnen in Burkina Faso: Importiertes Milchpulver ist allgegenwärtig – und billiger

heimische Milchwirtschaft ist chancenlos gegen das importierte Milchpulver, das zum größten Teil aus der EU stammt.

Etwa 1150 Tonnen getrocknete Vollmilch exportierte Europa 2005 nach Burkina Faso. Für den größten Milchproduzenten der Welt nur Peanuts, für Gariko Krotoumou bedeutet das einen täglichen Kampf ums Überleben.

Die 50-Jährige aus Burkina Faso hat acht Milchkühe. Die beste ihrer Zebus gibt vier bis fünf Liter am Tag – ein Achtel der Leistung einer europäischen Turbokuh. In der Trockenzeit, wenn die Tiere kein Futter finden, versiegt der Milchfluss gänzlich. Gariko müsste zufüttern, Baumwollsaatkuchen und Hirse, aber das kann sie sich nicht leisten.

Sie kennt den Grund für ihre Misere, sie sieht ihn überall, an jeder Ecke, auch vor dem kleinen Laden neben ihrem Haus: Es sind Plakate, auf denen lachende Comic-Kühe für importierte Milch werben.

Das Milchpulver der Ausländer ist allgegenwärtig, die Regale der Supermärkte

bringen." Auf Einladung von Misereor war sie in Deutschland und warb beim Bauernverband für ein Ende der Ausfuhren. Doch auch die deutschen Landwirte wollten nichts davon wissen.

Schließlich profitieren sie davon, dass die EU für den Export von Milchprodukten jährlich zwischen einer und 1,6 Milliarden Euro ausschüttet, 25 bis 30 Prozent des Warenwerts. Die Regierung von Burkina Faso verlangt nur fünf Prozent Einfuhrzoll, damit die städtische Bevölkerung billig versorgt wird. Die Eliten sind aufgewachsen mit Milchpulver, Frischmilch hat ein schlechtes Image – sie riecht anders, nach Kuh und nach Armut. "Schon die Kinder sehen die Werbespots im Fernsehen und verlangen nach Danone-Joghurt", sagt Pater Oudet.

Nur der traditionelle Dégué, ein gesüßter Joghurt mit beigemischter Hirse, ist nach wie vor beliebt. In Koudougou, eineinhalb Stunden entfernt von Oaugadougou, hat sich eine Gruppe Milchbäuerinnen zu eine Molkereigenossenschaft zu-

sammengetan, um Dégué herzustellen. Täglich kaufen sie Frischmilch an, doch selbst sie benutzen hin und wieder das Importpulver – weil es billiger ist.

"So kann keine Wertschöpfung stattfinden", schimpft Thees. "Wenn man die Afrikaner auf Selbstversorger-Level halten will, kann man sich die ganzen Armutskonferenzen gleich sparen."

François Traoré wird noch deutlicher. Der Bauernpräsident von Burkina Faso ist eine gewaltige Erscheinung. Seine tiefe Stimme dröhnt, wenn er zu schimpfen beginnt. Seine Fäuste donnern auf die Tischplatte in seinem Besprechungszimmer in Ouagadougou. Er weiß, wie furchteinflößend er wirkt, seit er beim WTO-Treffen in Cancún die Welt von der Unlauterkeit amerikanischer Baumwollsubventionen überzeugt hat. "Und was hat das gebracht?", poltert er. "Die USA subventionieren und exportieren fröhlich weiter, und die Welt schaut zu."

Traoré ist nicht gut zu sprechen auf die internationalen Institutionen. Der IWF? Ein Club der Reichen, der Märkte für die Reichen öffnen will. Die Weltbank? Steht nicht für Wohltätigkeit, sondern fürs Geschäft. Die WTO? Lügt der Welt vor, dass sie zugunsten der Armen agiert. "Die Wahrheit ist: Keiner von denen will etwas abgeben."

Also muss man sie zwingen: mit hohen Schutzzöllen aus dem Land halten, damit sich eigene Märkte entwickeln können; ihre Bürger über die unfaire Politik informieren, damit die Verantwortlichen in Erklärungsnot kommen; Proteste organisieren, damit die Welt von der Ungerechtigkeit erfährt.

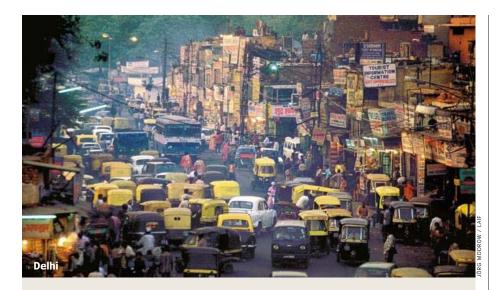
Das beste Druckmittel aber ist der Strom der Migranten, die sich zu Hunderttausenden in die Paradiese des Nordens aufmachen. Europa ist schon jetzt nervös, das weiß Traoré von seinen Reisen. Und die Anspannung wird weiter steigen. Denn wer in der Heimat keine Existenzgrundlage mehr hat, lässt sich auf Dauer nicht von Zäunen, Küstenschutzbooten oder Soldaten aufhalten.

"Wenn die reichen Länder jede Entwicklungschance in unseren Ländern zerstören, dann müssen wir uns eben in ihren entwickeln", sagt Samba Guèye, Traorés Amtskollege im Senegal. Das klingt wie eine Drohung. Und so ist es auch gedacht: "Wir haben Erdnüsse exportiert, das wurde uns kaputtgemacht. Wir exportierten Fisch, der wurde uns weggefangen. Nun exportieren wir eben Menschen."

MICHAELA SCHIESSL

Im nächsten Heft:

Reise in das "Herz der Finsternis": Ein brutaler belgischer König, die CIA und ein einheimischer Diktator haben Afrikas reichstes Land, den Kongo, ruiniert. Szene Sport



FORMEL 1

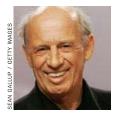
Rasend durch Delhi

Schon 2009 könnte die indische Metropole Delhi Austragungsort eines Formel-1-Rennens werden. "Bautechnisch erscheint das möglich", erklärte Architekt Hermann Tilke nach einem ersten Besuch. Indien spielt in den Expansionsplänen von Formel-1-Chef Bernie Ecclestone eine zentrale Rolle. Delhis Chefministerin Sheila Dikshit steht hinter dem Projekt, im Juli soll ein konkretes Konzept vorgelegt werden,

geplant ist ein Stadtkurs. "Das vorhandene Straßennetz bietet interessante Möglichkeiten für einen Grand Prix", so der Aachener Tilke, der bereits die Strecken in Bahrein, Malaysia und China entwarf, "denkbar ist auch der Bau eines neuen Kurses." Insgesamt plant Ecclestone eine Ausweitung der Serie von 17 auf 20 Rennen. Abu Dhabi kommt 2009 hinzu, weitere Kandidaten sind Mexiko, Russland und Südkorea.

OLYMPISCHE SPIELE

"Nur ein Lift"



Der Modedesigner und Regisseur Willy Bogner, 65, über die Olympiabewerbung der russischen Schwarzmeerstadt Sotschi

SPIEGEL: Im Juli wird das IOC in Guatemala bekanntgeben, wo 2014 die Olympischen Winterspiele ausgetragen werden. Sie produzieren den Bewerbungsfilm für Sotschi. Was zeigen Sie?

Bogner: Die Berge dieser Region. Sie sind bis zu 2400 Meter hoch und haben fast kanadische Qualitäten. Wir waren tagelang Helikopter-Skifahren. Man hat unendlich viel Platz, es gibt trockenen Pulverschnee. Idealbedingungen.

SPIEGEL: Sotschi liegt an der Küste und ist eher bekannt als Sommerresort.

Bogner: Aber das Skigebiet im Kaukasus ist nur knapp 50 Kilometer weit weg. Es gibt dort zwar bislang nur einen Lift, man muss also alles neu bauen. Aber das ist machbar. Sotschi hat den Ehrgeiz, ein Wintersportort wie St. Moritz zu werden. Olympia soll dabei helfen. Ein Flughafen ist in Bau, nächstes Jahr soll ein Alpinzentrum entstehen. SPIEGEL: Kritiker sehen in der Bewerbung nur ein Renommierprojekt von Staatschef Putin, der in Sotschi Grundstücke und ein Ferienhaus besitzt. Bogner: Ich finde, es ist höchste Zeit, dass Russland als große Wintersportnation endlich einmal die Winterspiele austragen darf. Wenn die Organisatoren sich die richtigen Experten und Berater holen, wird es keine Probleme geben. SPIEGEL: Hat Sotschi Chancen gegen Mitbewerber wie Salzburg? Bogner: Das Budget scheint gesichert, es soll 27 Milliarden Dollar betragen. Dafür kann man schon einiges bauen. Ich glaube, Sotschi ist genauso geeignet wie zuletzt Turin oder 2010 Vancouver.

SYNCHRONSCHWIMMEN

Anzeige gegen Trainerin

ie Amtsanwaltschaft Berlin ermittelt wegen des Verdachts der Körperverletzung gegen die Bundestrainerin im Synchronschwimmen, Tatiana Reich, 34. Die ehemalige Sowjet-Athletin soll während eines Lehrgangs gegenüber Saskia Grünes, Deutschlands bester Synchronschwimmerin, handgreiflich geworden sein. Daraufhin erstatteten deren Eltern Anzeige. Nach Darstellung mehrerer Athletinnen habe die Trainerin Duett-Schwimmerin Grünes, 20, beim Versuch einer Aussprache "mit voller Wucht durch eine Tür gestoßen", wobei Grünes gestürzt sei. Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung über Reichs Führungsstil, nach Aussage mehrerer Schwimmerinnen soll die Georgierin sie "regelmäßig übel beleidigt" haben. Reich bestreitet die Vorwürfe. In einer Stellungnahme schrieb sie, sie habe Grünes lediglich "an den Schultern angefasst, um sie umzudrehen und dann vorwärts aus der Tür zu schieben", ihr "häufig harter Ton" sei zudem "nicht persönlich gemeint". Der



Saskia Grünes (hinten), Lara Kurz

zuständige Fachspartenvorsitzende innerhalb des Deutschen Schwimm-Verbands (DSV), Peter Obermark, belegte Grünes und zwei ihrer Teamkameradinnen nach Bekanntwerden des Vorfalls mit bis zu viermonatigen Wettkampfsperren - mit der Begründung, dass die Athletinnen den Lehrgang nach der Auseinandersetzung ohne Erlaubnis verlassen hätten. Das Startverbot kostete die Schwimmerinnen die Teilnahme an den Weltmeisterschaften und der Olympiaqualifikation. DSV-Präsidentin Christa Thiel erklärte den Mädchen, die Fachspartenführung genieße "das uneingeschränkte Vertrauen des Präsidiums".





Universitätsklinik Freiburg, Radprofi Ullrich mit Teamarzt Heinrich beim Training auf Mallorca (1999), Epo-Mittel NeoRecormon: Elite-Anstalt der

DOPING

Doc, jetzt mach mal was

Die Enthüllungen des ehemaligen Telekom-Masseurs Jef D'hont treffen besonders die Sportabteilung der Freiburger Uni-Klinik. Wissenschaftler befürchten einen großen Schaden für die deutsche Sportmedizin. Die Staatsanwaltschaft und eine unabhängige Kommission sollen aufklären.

Im Oktober will die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg Elite-Uni werden. Sie muss sich durchsetzen gegen sieben konkurrierende Universitäten aus ganz Deutschland. Es geht um viel. Um staatliche Fördermittel in Millionenhöhe, um Forschungsgelder aus der Industrie, und natürlich geht es auch ums Image.

550 Jahre alt ist die Universität, sie hat eine große Tradition und einen hervorragenden Ruf. Als vergangene Woche im SPIEGEL ein ehemaliger Betreuer von Radprofis enthüllte, dass Freiburger Ärzte angeblich ins Dopingsystem des Teams Telekom eingespannt waren, reagierte die Leitung der Klinik schnell.

Sie beschloss, eine externe Untersuchungskommission einzurichten. Das hatte es an der Lehranstalt zuletzt vor sieben Jahren gegeben. Damals musste die Universität den Fall eines Mediziners untersuchen, der in Verdacht stand, im großen Stil Forschungsarbeiten gefälscht zu haben.

In seiner Not bat jetzt Matthias Brandis, der Leitende Ärztliche Direktor des Klinikums, auch noch den Heidelberger Molekularbiologen Werner Franke um Rat. Ausgerechnet Franke.

Franke ist einer der großen Dopingexperten des Landes und bekannt für sein Temperament. Als die Dopingvorwürfe publik wurden, erstattete er vergangenen Montag gegen die beiden betroffenen Sportmediziner Andreas Schmid und Lothar Heinrich bei der Staatsanwaltschaft Freiburg Anzeige. Sein Vorwurf: systematische Verstöße gegen das Arzneimittelgesetz, Rezeptbetrug und Beihilfe zur Körperverletzung.

Nun soll Franke dem Freiburger Klinikdirektor dabei helfen, geeignete Kandidaten für die Untersuchungskommission zu finden. Deren Besetzung ist inzwischen zu einem Politikum in Baden-Württemberg geworden. Die SPD-Fraktion des Landtags hat den CDU-Wissenschaftsminister Peter Frankenberg wegen der Schwere des Falls aufgefordert, den Vorsitz der Kommission zu übernehmen.

Jahrzehntelang betreuten Freiburger Sportmediziner alles, was im deutschen Sport Rang und Namen hat. Die Ärzte saßen an der Linie, wenn die Tennisstars Steffi Graf und Boris Becker spielten. Sie waren dabei, als Jan Ullrich und Erik Zabel die Alpenpässe bezwangen. Sie trugen dafür Sorge, dass Leichtathleten, Ruderer und Schwimmer bei Olympischen Spielen Medaillen gewannen. Die sportmedizinische Abteilung war das, was die Gesamt-Uni erst noch werden will: eine Elite-Anstalt.

Sogar die gesamte deutsche Sportwissenschaft muss sich vor möglichen Folgen fürchten. Freiburger Mediziner sitzen an vielen Schaltstellen der Sportbürokratie und bestimmen wesentlich mit, wohin Forschungsgelder des Bundes fließen.

So wurde viel geredet und getuschelt, als sich am vergangenen Dienstag die Radfahrer zum Profirennen "Rund um den





deutschen Sportmedizin

Henninger Turm" in Frankfurt am Main trafen. Schon da hieß es, die neue Teamleitung von T-Mobile werde sich von den belasteten Ärzten Andreas Schmid und Lothar Heinrich trennen, denen der belgische Masseur Jef D'hont vorwirft, das Team Telekom in den neunziger Jahren mit Dopingmitteln versorgt zu haben.

Und dann die Gerüchte. Besonders Gerüchte über Radfahrer, die nun auspacken wollen. Es scheint, als würde die Omertà, die Schweigepflicht im Radsport, bröckeln. In mehreren Gesprächen bestätigten ehemalige Mitglieder des Teams Telekom in der vergangenen Woche den Inhalt von D'honts Enthüllungsbuch. Doch an die Öffentlichkeit will jetzt noch niemand – oder aber gegen viel Geld.

Was auch immer noch herauskommen wird – der Radsport muss sich wieder einmal neu erfinden. Am vergangenen Donnerstag suspendierte das Team T-Mobile seine Ärzte Schmid und Heinrich offiziell und nahm auch Kontakt mit dem Masseur Jef D'hont auf. Dopingprozesse könnten folgen, die Staatsanwaltschaft in Freiburg ermittelt gegen die Ärzte Schmid und Heinrich, die weiterhin alle Vorwürfe bestreiten.

Auch Jan Ullrich wird sich bald einem deutschen Zivilgericht stellen müssen. Dopingexperte Franke hatte öffentlich behauptet, dass Ullrich einst 35 000 Euro für Dopingpräparate an den spanischen Arzt Fuentes gezahlt habe, Ullrich ging gegen diese Behauptung vor. Franke geht inzwischen sogar von 120 000 Euro aus. Nun wird der Streit in einer Hauptverhandlung

geklärt, der Prozess beginnt vermutlich schon im Sommer. Alle wichtigen Betroffenen sollen auf Antrag von Frankes Anwalt geladen werden: Ullrich, Fuentes, Schmid, Heinrich. Es wird wohl der spektakulärste Dopingprozess in der Geschichte des deutschen Sports.

Auch da wird es um die Rolle der angesehenen Freiburger Abteilung gehen, die lange Jahre von dem umstrittenen Professor Joseph Keul geführt wurde. "Kaum wurde in der Dopingszene auch nur ansatzweise etwas offengelegt, hat sich", so sagt es der Heidelberger Sportpädagogik-Professor Gerhard Treutlein, "Keul zu Wort gemeldet und die Folgen verharmlost."

Anabolika? "Jeder, der einen muskulösen Körper haben und männlicher wirken möchte, kann Anabolika nehmen."

Testosteron? "Keinerlei Nebenwirkung." Epo? "Bei richtiger Anwendung ungefährlich."

Oft standen Keuls Aussagen diametral zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, trotzdem blieb er so etwas wie der Elder Statesman der deutschen Sportmedizin. Über Jahrzehnte war er Chefarzt der deutschen Olympiamannschaft. Nur einmal geriet seine Position in Gefahr, als er sich mit dem Sportmediziner Armin Klümper, einem alten Widersacher an der Uni-Klinik, überworfen hatte. Der ebenfalls berüchtigte Klümper wechselte an die private Mooswaldklinik, die bald auch eine Pilgerstätte für deutsche Sportler wurde.

Klümper warf 1991 seinem Kollegen vor, bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal Athleten gedopt zu haben. Keul zerrte Klümper vor die Ärztekammer, der daraufhin deutsche Leichtathleten der Spitzenklasse, Gewichtheber und Turner bezeugen ließ, von Keul illegale leistungsfördernde Mittel bekommen zu haben. Auch das blieb in Freiburg ohne Folgen.

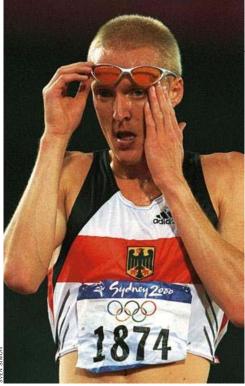
Klinikdirektor Brandis sagt, dass es schon seit 20 Jahren Vermutungen über Keuls Abteilung gebe. Unternommen haben er und seine Vorgänger nichts. So gab es dort wohl einen Geist in der Maschine, einen Geist, der dafür sorgte, dass bei der umfassenden Betreuung von Spitzensportlern in Freiburg Doping wie selbstverständlich dazugehörte.

Als Professor Hans-Hermann Dickhuth 2002 die Nachfolge Keuls antrat, sagte er, die Sportmedizin habe eine Katalysatorwirkung für die Dopingentwicklung gehabt. Das wollte er jedoch ausdrücklich auf die siebziger Jahre beschränkt wissen. Wohl ein Irrtum – wie sich jetzt herausstellt.

Wilfried Kindermann ist der Chefarzt der deutschen Olympiamannschaft, die nächstes Jahr in Peking antreten wird. Er war Teamarzt der deutschen Fußball-Nationalmannschaft, seine Karriere begann als Assistenzarzt in Freiburg. Kindermann weiß, wie leicht es für junge Kollegen ist, in die Dopingwelt zu rutschen. Je näher ein Arzt mit seinen Sportlern verbunden sei, sagt der jetzige Leiter der Sportmedizin der Uni-Klinik Saarbrücken, "desto höher ist das Risiko, in Versuchung zu geraten, weil man nicht mehr nein sagen kann,







Suspendierter Teamarzt Schmid, Sportmediziner Keul*, Doping-Verdächtigter Kallabis (2000): "Keinerlei Nebenwirkung"

wenn ein Sportler sagt: Doc, jetzt mach mal was." Und natürlich freue sich ein Arzt, wenn sein Athlet erfolgreich sei – ein Beweis seiner guten Arbeit.

Die umfassende Betreuung fängt ganz harmlos an. Mit Spritzen und Pillen, um verbrauchte Mineralien und Vitamine zu ersetzen. Bald bereitet ein Arzt Pharma-Cocktails, die oft schon den Tatbestand des Medikamentenmissbrauchs erfüllen. Irgendwann wird die Grenze zum Doping überschritten.

Der hannoversche Orthopäde Uwe Wegner hat das selbst erfahren. Bei den Leichtathletik-Europameisterschaften 1998 in Budapest spritzte der Mediziner dem Hindernisläufer Damian Kallabis auf dessen Wunsch das Blutverdünnungsmittel HES. Das Mittel lässt das Blut besser fließen und hilft dabei, durch Epo verdicktes Blut zu verdünnen.

Die Ärzte sonnen sich im Glanz ihrer Athleten. Mit nichts kommen sie schneller ins Fernsehen als durch aktive Teilnahme im Hochleistungssport. Lothar Heinrich, einer der nun verdächtigten Ärzte des T-Mobile-Teams, war gerade erst 28 Jahre alt, als er 1995 Teil des Teams Telekom wurde, er war fasziniert vom Radsport und bald auch von den Leistungen seiner Athleten. Heinrich war für die Sportler wohl mehr der Kumpel mit dem Messgerät als ein gewissenhafter Arzt. Und er war in gewisser Weise abhängig vom Radstall, weil das Team der Uni-Klinik Geld für seine Dienste überwies.

Aufgefallen aber ist er trotzdem. Bei einer Razzia 2001 während des Giro d'Italia fanden Ermittler in Heinrichs Gepäck Koffein und Kortikoide – klassische, wenn auch etwas aus der Mode gekommene Dopingmittel. Der Mediziner erklärte, die Mittel seien für den Eigenbedarf und für

den Asthmatiker Jan Ullrich bestimmt gewesen.

Auch als 1999 herauskam, dass Fahrer des Teams Telekom während Rundfahrten regelmäßig mit Zentrifugen ihren Hämatokritwert messen, nahmen ihm die Vorgesetzten seine Begründungen umgehend ab. Einen medizinischen Grund für solch regelmäßige Messungen gibt es kaum, da der natürliche Hämatokritwert bei Ausdauerleistungen eher zurückgeht. Aber es war schon damals bekannt, dass Sportler, die mit Epo dopen, ihren Hämatokritwert messen, um nicht über den kritischen Grenzwert von 50 zu gelangen.

Heute hat Heinrich seltsame Erklärungen für die Kontrolle mit Zentrifugen: "Wir haben in gewissen Abständen auch die Hämatokritwerte gemessen. Das liegt einfach daran, dass der Welt-Radsportverband UCI einen Grenzwert hatte und hat, und das ist auch gut so als Schutz für die Sportler und als Schutz im Allgemeinen, dass keine Dopingmittel in extenso angewendet werden. Es wird gemessen, um der Mannschaft die Sicherheit zu geben, dass da keine unerlaubten Mittel angewendet werden."

Und als der SPIEGEL 1999 über Doping im Team Telekom berichtete, wiegelte Heinrich ebenfalls schnell ab. "Ein Jan Ullrich muss nicht dopen", da sei er sich sicher. Das alles klingt ganz nach dem im Jahr 2000 verstorbenen Abteilungsleiter Keul, der stets alle Vorwürfe verharmloste oder abstritt.

Wenn D'honts Schilderungen stimmen, dass Freiburger Ärzte die Epo-Kuren der Rennfahrer ausgetüftelt haben, dann bekommt auch eine Anti-Doping-Initiative der Telekom Ende der neunziger Jahre eine ganz neue Qualität. Jürgen Kindervater, der damalige Kommunikationsdirektor der Telekom, sagt, sein Unternehmen habe nach dem Skandal um den Festina-Rennstall 1998 Gelder für die damalige Anti-Doping-Kommission zur Verfügung gestellt und auch nach Freiburg gegeben – unter anderem sollten die Freiburger helfen, bessere Testverfahren auf Epo zu finden. In unregelmäßigen Abständen habe Freiburg über den Stand der Forschung berichtet. Wenn in Freiburg wirklich Sportler mit dem Ausdauerpräparat schnell gemacht wurden, dürfte die Abteilung kaum Interesse an neuen Kontrollmethoden gehabt haben.

Die Aufarbeitung dieser Ungereimtheiten wird nun die Staatsanwaltschaft in Freiburg und die Untersuchungskommission der Universitätsklinik beschäftigen, und es gibt durchaus Mitarbeiter oder ehemalige Bedienstete der sportmedizinischen Abteilung, die sich zwar nicht freiwillig der Öffentlichkeit stellen wollen, aber bereit wären, den Ermittlern über ihre Erfahrungen zu berichten. Vielleicht werden sie auch Dokumente finden, Rezepte über Epo, oder aber in den vielen Blutbildern, die über Spitzensportler in Freiburg vorhanden sein müssen, verdächtige Profile entdecken, die Aufschluss darüber geben könnten, ob mit Epo gedopt worden ist.

Der ehemalige Freiburg-Schüler Kindermann sagt: "Ich fürchte, da kommt die Sportmedizin nicht ohne Schrammen weg." Die habe es ohnedies schwer, sich an den Uni-Kliniken zu etablieren. Unter Kollegen gelten Sportmediziner als sonderbare Spezies, weil sie keine Kranken heilen, sondern Gesunde betreuen.

Jetzt werde es auch noch heißen: "Ach, diese Sportmediziner, die dopen doch nur." Udo Ludwig, Gerhard Pfeil

^{*} Mit Tennisprofi Michael Stich, 1991.

FUSSBALL

In die Falle getappt

Abstieg mit Ansage: wie aus dem Traditionsverein Borussia Mönchengladbach der beliebigste Club der Liga wurde.

ie Fans von Borussia Mönchengladbach sind am Ende immer seltsamer geworden. Sie zogen durch die Stadien der Republik und sangen so schön und tanzten so wild in ihren eingezäunten Spielplätzen wie lange nicht mehr. Sie feierten ihre Heimat, und sie feierten ihren Verein, ohne den ihre Stadt kaum jemand kennen würde.

Es schien sie nicht zu stören, dass dort unten auf dem Rasen elf Männer

dem Abstieg entgegenstolperten. Stattdessen besangen sie in einer gruseligen Gegenwart die Vergangenheit ihres Clubs. Die Spieler dort unten haben in dieser Saison in etwa so viele Tore geschossen wie der Stürmer Gekas vom VfL Bochum allein. Sie haben furchtbaren Fußball gespielt. Sie haben den Abstieg verdient. Dabei hatte Gladbach nie einen teureren Kader.

In Mönchengladbach passt nichts mehr zusammen: die Anhänger nicht zur Mannschaft, das Geld nicht zum Abstieg, der Anspruch nicht zur Wirklichkeit, die Gegenwart nicht zur Vergangenheit.

Auf der Geschäftsstelle von Borussia wird das Bild eines

anderen Clubs gezeichnet, eines Clubs, der seinen Gästen mit einer Powerpoint-Präsentation vorführt, wie modern er geworden sei seit dem Wiederaufstieg 2001 und seit es das neue Stadion gibt, den Borussia-Park

Es fliegen Tabellen und Zahlen an die Wand. Im alten Stadion wurden 32 Hektoliter Bier pro Spieltag ausgeschenkt, heute sind es 165 Hektoliter. Das ist ein deutliches Indiz für Wachstum, und die anderen Zahlen sind es auch. Der Verein hat fast 20000 Mitglieder und pro Heimspiel 15000 Zuschauer hinzugewonnen, und er besitzt inzwischen 46 Hektar Land.

Die Präsentation ist das Röntgenbild eines Vereins, der den höchsten Etat der Clubgeschichte hat. 18 Millionen Euro waren es 1999, im Jahr des ersten Abstiegs, 65 Millionen in dieser Saison. Aber wer sich von den Zahlen abwendet und zur anderen Wand umdreht, der sieht, was die schönen Zahlen nicht erzwingen können.

Dort hängt eines dieser alten Schwarzweißfotos, es zeigt Hennes Weisweiler, den Trainer, und seine Spieler, wie sie gemeinsam an einem Tau ziehen und lachen. Zu sehen ist: ein Team.

Rolf Königs zupft sein Einstecktuch zurecht und bügelt mit dem Handrücken die Krawatte glatt. Königs ist der Mann, der für all die schönen Zahlen aus der Powerpoint-Präsentation gesorgt hat. Er ist der Präsident.

Als Unternehmer hat Königs sehr erfolgreich mit der Globalisierung getanzt. Er hat eine kleine Tuchfabrik aus Mönchengladbach zu einem Weltkonzern gemacht, mit 11 000 Mitarbeitern in 22 Ländern. Das Unternehmen war in den siebziger Jahren am Boden, heute strahlt es in der Welt. Königs' Unternehmen und Königs' Verein sind entgegengesetzte Wege gegangen in den vergangenen Jahrzehnten.

"Man muss auch im Heute etwas leisten", sagt er. "Sonst wird das Alte unattraktiv. Sonst verwelkt es." Er hat versucht, die Vergangenheit wieder näher an die Gegen-



Auf der Geschäftsstelle von Borussia-Präsident Königs: "Da ist er, der Günter"

wart zu rücken. Im Frühjahr 2004 sagte er, in drei Jahren wolle man im internationalen Geschäft sein. Das wäre jetzt so weit.

Königs trägt einen dunklen Anzug, die schwarz-silbernen Haare sind streng zurückgelegt, sie kräuseln sich leicht im Nacken. Er sieht nicht nach Gladbach aus, eher nach Wall Street, und als es die ersten Rückschläge auf dem Weg nach oben gab, reagierten er und seine Leute wie nervöse Parketthändler: Er ließ verkaufen, kaufen, verkaufen. Immer öfter, immer hektischer.

Man probierte es mit Ewald Lienen als Trainer, der blieb sechs Monate, dann kamen Holger Fach, Dick Advocaat, Horst Köppel, Jupp Heynckes, und nun ist es Jos Luhukay, und niemand weiß, wie lange der bleiben wird. Jeder Trainer durfte Spieler einkaufen. Es war der Versuch, den Erfolg mit Geld zu erzwingen, nicht mit einem Konzept. Königs wollte auch so ein Team haben wie das da an der Wand. Aber ein Team kann man nicht bestellen.

Er präsentierte auch drei Sportdirektoren in zwei Jahren. Seit 2003 kamen 45 neue Spieler nach Gladbach, und 49 Spieler gingen wieder weg. Es kamen Spieler, die auch zu Schwarzmeer Odessa gewechselt hätten, wenn das Geld gestimmt hätte. Sie hießen Ivo Ulich, Marcin Mieciel, Morten Skoubo, Joonas Kolkka, Bernd Thijs, und die meisten von ihnen haben sie in Mönchengladbach längst schon wieder vergessen. Auf dem Feld war ihnen anzusehen, dass sie mehr an sich dachten als an das Team. So wurde aus einem soliden Verein der beliebigste Club der Bundesliga.

"Wir waren vor allem im Sommer- und im Winterschlussverkauf aktiv", sagt Königs.

Niemand aus der Führung hat sich dafür interessiert, ob die Neuen zum Verein passten, als Spieler, als Charaktere. Erfolgreich sind heute jene Vereine, die sorgfältig einkaufen, die Menschen suchen, kein Material, Vereine wie Werder Bremen.

Fußballvereine profitieren von der Globalisierung, weil in einer unübersichtlichen Welt das Bedürfnis nach Heimat wächst,

nach Bekenntnis und Zugehörigkeit – und sei es zu einem Fußballverein. Aber die Globalisierung ist auch eine Gefahr, weil der Markt größer und unübersichtlicher geworden ist. Die Clubführung ist in diese Falle getappt, und sie hat die Anhänger zur Flucht in die Vergangenheit getrieben, irgendwann wurden die Fans sonderbar.

Elmar Kreuels steht im Raum E1-R13 der Geschäftsstelle und zieht Plastiktüten aus einem Metallschrank. Er ist Angestellter des Vereins, zuständig für die Traditionspflege. Raum E1-R13 ist nicht viel größer als eine Besenkammer. Bälle, Trikots, Pokale: Der Raum quillt über vor Erinnerungen.

"Da ist er", ruft er, "der Günter." Er zieht einen blauen Schuh mit goldenem Streifen aus einer Plastiktüte, hinten an der Ferse sind die Nähte gerissen.

Günter Netzer trug ihn 1973 im Pokalendspiel gegen den 1. FC Köln. Er sollte eigentlich nicht spielen, weil kurz zuvor sein Wechsel zu Real Madrid bekannt geworden war und er nicht trainiert hatte. Vor Beginn der Verlängerung ging Netzer zu Hennes Weisweiler und sagte: "Ich spiele jetzt." Drei Minuten später schoss er mit dem linken Fuß den Treffer zum Sieg.

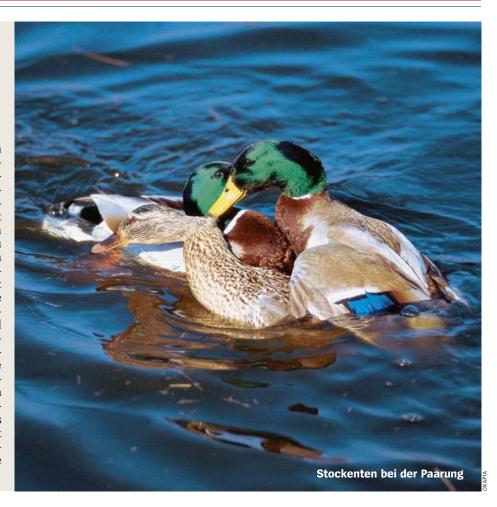
"Hier, diese Ecke vom Spann war's." Kreuels tippt noch einmal auf das Leder, steckt den Schuh wieder in die Tüte: "Das ist es, was den Verein ausmacht: die Siebziger."

Raum E1-R13, eine Besenkammer, Kreuels schließt die Tür. Nächste Saison spielt sein Verein in der Zweiten Liga. Dann wird endlich auch ein Vereinsmuseum gebaut.

MARKUS FELDENKIRCHEN

Krieg der Genitalien

In der Paarungszeit geraten Wildenten häufig in eine missliche Lage: Sexhungrige Enteriche stürzen sich in Scharen auf sie und versuchen sie zu vergewaltigen. Dabei gehen die Erpel so brutal vor, dass die Weibchen oft verletzt werden oder sogar sterben. Wie sich die Enten vor solchen Übergriffen zu schützen versuchen, haben nun Tim Birkhead von der University of Sheffield und seine Kollegen entdeckt: mit absonderlich geformten Genitalien. Die Vagina der Stockente gleicht einem spiralförmigen Kanal, was es dem Erpel erschwert, seinen in die andere Richtung gedrehten Penis gewaltsam einzuführen. Bei anderen Entenarten ist die Vagina kunstvoll verästelt, um unwillkommenes Sperma in seitlichen Höhlen abzufangen. Die seltsamen Entengenitalien deuteten auf ein "evolutionäres Wettrüsten" der Geschlechter hin, sagt Birkhead. So gewönnen Ente und Enterich abwechselnd die Kontrolle über die Fortpflanzung.



MEDIZIN

Gesunde Softies

 ${f M}$ änner mit femininen Seiten wie etwa der britische Promikoch Jamie Oliver, im Trendjargon Metrosexuelle genannt, leben womöglich länger als echte Machos. Auf jeden Fall erleiden sie seltener einen Herzinfarkt. Dies melden Wissenschaftler um Kate Hunt von der Glasgow University, die 1998 über 700 Männer im Alter von damals 55 Jahren auf mas-

Promikoch Oliver

kuline und feminine Charakterzüge hin untersucht haben. Einen hohen "Männlichkeits-Score" erzielte, wer sich führungsstark, aggressiv, risikofreudig, unabhängig und prinzipientreu zeigte. Herzlichkeit, Anteilnahme, Mitgefühl und Sensibilität wurden hingegen als weibliche Züge eingestuft. Neun Jahre später zeigt sich: Männer mit femininen Eigenschaften fühlen sich weniger gestresst und leiden seltener an Herzkrankheiten als harte Kerle.

ROBOTER

Putzfrau aus Stahl

Tie mehr aufräumen, stattdessen entspannt zurücklehnen und den glupschäugigen Mitbewohner aus Stahl die lästige Hausarbeit verrichten lassen - Forscher um Aaron Edsinger vom Massachusetts Institute of Technology arbeiten daran, diesen Traum zu verwirklichen. Sie haben einen humanoiden Roboter namens Domo entwickelt, der Bewegungen verfolgen kann und künstliche Muskeln besitzt, mit

Roboter Domo

denen er zum Beispiel Lebensmittel in Regale einräumen kann. Keine einfache Aufgabe für einen Roboter: Domo schüttelt jedes Objekt zunächst mit der Hand und zeichnet die Bewegung mit einer Kamera auf. Dank einer speziellen Software erkennt er dann das Objekt. In einem zweiten Schritt analysiert er die exakte Form und Größe des Gegenstands und entscheidet, wo er am besten ins Regal passt. Eine schlechte Nachricht für Haushaltsmuffel gibt es jedoch auch: Domo wird vorläufig nur zu Forschungszwecken eingesetzt.



Schwergewichtsboxer

NEUROLOGIE

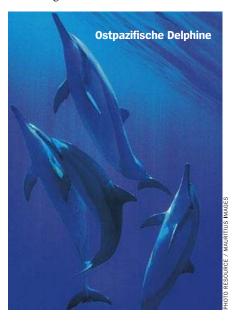
Fatale Fausthiebe

Dass Schläge auf den Kopf nicht besonders gesund sind, liegt auf der Hand. Nun hat ein Forschungsteam um Max Hietala vom Sahlgrenska University Hospital in Göteborg den Beweis vorgelegt, dass Boxen auch bei Amateuren Hirnschäden verursachen kann. Die Wissenschaftler untersuchten das Nervenwasser von 14 Hobbyboxern und zehn gesunden Nichtsportlern. Das Ergebnis: Im Nervenwasser der Boxer fanden sich zehn Tage nach einem Kampf

stark erhöhte Mengen bestimmter Eiweiße, die aus verletzten Hirnzellen ausgetreten waren. Je öfter die Boxer am Kopf getroffen worden waren, desto höher war auch die Konzentration dieser Proteine. Die gute Nachricht: Nach dreimonatiger Box-Abstinenz sah das Nervenwasser der Versuchsteilnehmer wieder weitgehend normal aus. Dennoch gehen die schwedischen Neurologen davon aus, dass Amateurboxen das zentrale Nervensystem schädigen kann. TIERSCHUTZ

Jagd auf Delphinzähne

Ostpazifische Delphine sind auf den Salomonen eine begehrte Beute: Manche Dorfgemeinschaften auf den Inseln verwenden die Zähne der Tiere als Währung und basteln daraus Brautschmuck. Für eine Halskette, bestehend aus über tausend Delphinzähnen, müssen mindestens sechs Tiere sterben. Die Delphinschulen würden mit Kanus eingekreist und zum Strand getrieben, wo die Einheimischen sie auf brutale Weise töteten, so berichtet die Artenschutzorganisation Pro Wildlife. Die



Nachfrage nach den Zähnen steige seit Jahren: Ihr Preis habe sich innerhalb eines Jahres verdoppelt. Die Artenschützer befürchten nun, dass die Ostpazifischen Delphine dasselbe Schicksal erleiden wie schon die Breitschnabelund Fraser-Delphine: Beide Arten wurden unkontrolliert gejagt und sind heute aus den lokalen Gewässern verschwunden.



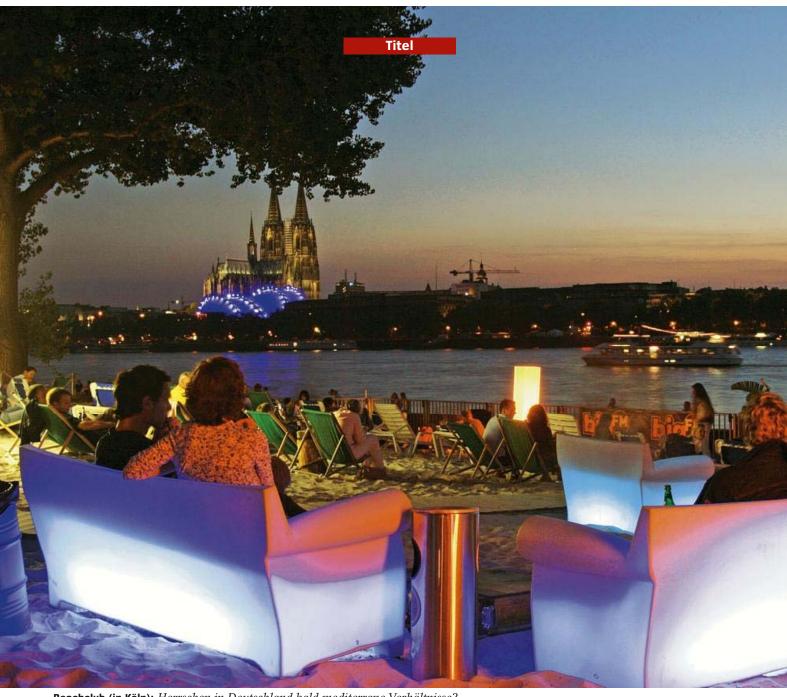
HIRNFORSCHUNG

Magnet für Schlaflose

Statt Schäfchen zu zählen und Tabletten zu schlucken, können Schlafgestörte sich künftig möglicherweise auch in eine Art Hightech-Tiefschlaf befördern lassen: mit Magnetfeldern. Einem Forschungsteam um Giulio Tononi von der University of Wisconsin in Madison

Hirnstimulation mit Magnetfeldern

ist es gelungen, mit magnetischen Impulsen die Gehirnwellen zu erzeugen, welche die tiefsten Schlafphasen kennzeichnen. Dies könnte ein neuer Ansatz für die Behandlung von Schlafstörungen sein – oder aber eine neue Möglichkeit, länger wach zu bleiben: Die Wissenschaftler gehen davon aus, dass man sich mit magnetischen Signalen auch für wenige Stunden in ein "Power-Nickerchen" versetzen lassen könnte, das ähnlich erholsam wäre wie acht Stunden Schlaf.



Beachclub (in Köln): Herrschen in Deutschland bald mediterrane Verhältnisse?

Abschied vom Weltuntergang

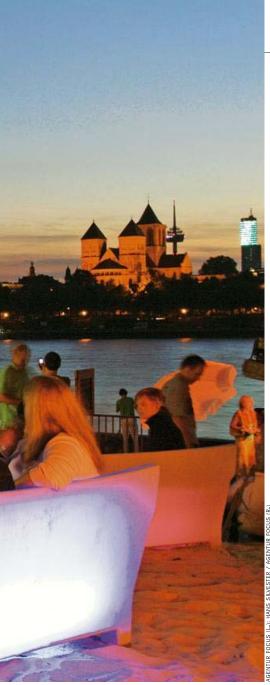
Wie schlimm wird der Klimawandel wirklich? Kommen Sintfluten und Dauerdürren auf uns zu? Während sich immer mehr Menschen vor der Treibhaushölle fürchten, liefern die aktuellen Computersimulationen der Forscher weit weniger dramatische Vorhersagen.

er Vater des Treibhauseffekts würde heute als Ketzer verteufelt werden. Denn der schwedische Physiker Svante Arrhenius wagte es, den Menschen paradiesische Zeiten vorauszusagen: Auf der Erde, so verkündete er im April 1896, werde es immer heißer – und dies sei ein Segen für alle.

Das bei der Verfeuerung von Kohle, Öl und Gas in die Luft gepustete Treibhausgas Kohlendioxid, hatte der spätere Nobelpreisträger errechnet, werde dazu führen, dass die Temperaturen weltweit stark ansteigen; Missernten und Hungersnöte gehörten damit der Vergangenheit an: "Das Klima wird ausgeglichener und besser."

Arrhenius sprach nur aus, was damals fest im kollektiven Gedächtnis verankert war: Warme Zeiten sind gute Zeiten, kalte Zeiten sind schlechte Zeiten.

Während des milden "mittelalterlichen Klimaoptimums" etwa, zwischen 900 und 1300, betrieben die Wikinger Viehzucht auf Grönland und segelten bis nach Amerika.





Veheerende Folgen hatte dann jener Kälteeinbruch, der die Zivilisation nach 1300 für viele Jahrhunderte in ein dunkles Zeitalter schleuderte ("Kleine Eiszeit"). Die Sommer waren verregnet, die Winter frostig. Vielerorts reifte das Getreide nicht mehr aus. Hungersnöte und Epidemien wüteten. Die durchschnittliche Lebenserwartung sank um zehn Jahre. In Deutschland wurden Tausende Dörfer aufgegeben, ganze Landstriche waren entvölkert.

Der Kälteschock saß tief. Als die Temperaturen in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts überraschend wieder in den Keller fielen, warnten Meteorologen sogleich vor einer neuen Eiszeit – ausgelöst angeblich durch die menschengemachte Luftverschmutzung. Eine Erwärmung hielt damals kaum jemand für bedrohlich.



Sturmflut (auf der Hallig Langeneß): Höhere Deiche erforderlich

Erst in den achtziger Jahren, mit dem Aufkommen der Ökobewegung, wurde auf einmal alles anders. Von nun an durfte die Erwärmung nur noch als Klimakatastrophe wahrgenommen werden. Fast im Stil der katholischen Kirche warnen Umweltschützer seither vor der Treibhaushölle – als eine Art Strafe für das sündige Herumspielen an der Schöpfung. Aus dem Blickfeld geriet, dass der Mensch schon sehr lange den Planeten umgestaltet, anfangs durch Rodung von Wäldern und Anlegen von Feldern, später durch den Bau von Straßen, Städten und Fabriken.

In Zeiten des Klimawandels ist es zum beliebten Gesellschaftsspiel geworden, in den Wetternachrichten nach Zeichen des Unheils zu suchen. Hat es je einen so heißen April gegeben wie in diesem Jahr? Ist diese Trockenheit noch normal? Ist das Ende schon nahe?

Mittlerweile traut sich kaum mehr jemand, die immer schrilleren Alarmrufe kritisch zu hinterfragen. Alle stimmen mit ein in den Chor der Besorgten. Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon etwa hält den Klimawandel für mindestens so gefährlich "wie Kriege". "Mehr als alarmierend" findet auch die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel die Entwicklung: "Wollen wir hinnehmen, dass wir völlig unbekannte Wetterphänomene haben, und zwar Tropennächte in der Harzregion?"

Werden wir wohl müssen. Meteorologen wissen: Tropennächte sind in Deutschland gar nichts Neues; ein paar davon treten jeden Sommer auf, immer schon.

So wächst mit jedem neuen Teilbericht des mächtigen Weltklimarats IPCC die Weltuntergangsstimmung – die Klimahysterie scheint ansteckender zu sein als eine Grippeepidemie. "Wir haben nur noch 13 Jahre, um die Erde zu retten", schrillte jüngst die "Bild"-Zeitung. "Schafft es die Menschheit nicht bis zum Jahre 2020, den Treibhauseffekt zu stoppen, löscht sie sich selbst aus – unter entsetzlichen Qualen."

Wie schlimm aber wird der Klimawandel wirklich? Werden durch die Erwärmung tatsächlich Plagen biblischen Ausmaßes in Marsch gesetzt? Stehen uns Dauerdürren und Sintfluten bevor?

Oder behält Arrhenius am Ende doch recht? Kann die Erwärmung vielerorts sogar zu höheren Ernteerträgen und mehr Tourismus führen? Schafft sich der Mensch also neue Paradiese?

Die Wahrheit liegt vermutlich in der Mitte. Zweifellos wird es Verlierer des Wandels geben – aber eben auch Gewinner. Auf dem Planeten werden die Klimazonen neu gemischt. Und noch etwas lässt sich schon mit Sicherheit sagen: Der Weltuntergang fällt aus.

Von der Öffentlichkeit unbemerkt, tobt unter den Klimaforschern derzeit eine Art Kulturkampf. Während sich die einen von jeher auch als Ökoaktivisten verstehen und die Menschheit aufrütteln wollen, mahnen die anderen zu mehr Gelassenheit und plädieren für einen rationaleren Umgang mit dem Unausweichlichen.

Zu den Besonnenen gehört etwa Hans von Storch, 57, Leiter des Instituts für Küstenforschung am GKSS-Forschungszentrum in Geesthacht und Klimaforscher der ersten Stunde. Der Meteorologe und Mathematiker fordert: "Wir müssen den Menschen die Angst vor der Klimaveränderung nehmen. Leider verstehen sich viele Wissenschaftler zu sehr als Pastoren, die den Menschen Moralpredigten halten."

Einen kühlen Kopf zu bewahren ist schon deshalb ratsam, weil es gar nicht mehr gelingen kann, den Klimawandel ganz zu vermeiden. Selbst wenn sich die Staaten noch so sehr anstrengen, den Kohlendioxidausstoß zu verringern, lässt sich die Temperaturerhöhung bis Ende des Jahrhunderts allenfalls auf knapp zwei Grad Celsius begrenzen. Aber diese moderate Erwärmung hätte wahrscheinlich auch weit weniger apokalyptische Folgen, als es manche Endzeitpropheten glauben machen wollen:

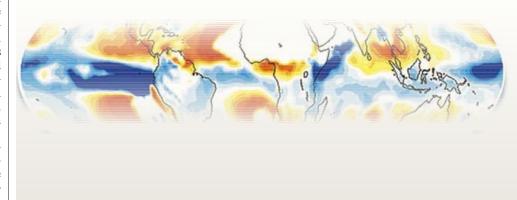
- ▶ Je genauer Paläoklimatologen und Geologen die Geschichte des Klimas erforschen, desto klarer erkennen sie, wie kräftig die Temperaturen schon in früheren Zeiten nach oben oder nach unten rauschten selbst heftige Schwankungen erscheinen als vollkommen natürliche Vorgänge (siehe Seite 148).
- ▶ Manche Ökologen bezweifeln, dass es tatsächlich zu einem massenhaften Artensterben bei Tieren und Pflanzen kommen wird. "Ein wärmeres Klima ist förderlich für die Artenvielfalt", sagt der Münchner Zoologe Josef Reichholf (siehe Interview Seite 156).
- ▶ Mit verfeinerten Simulationen zeichnen Klimaforscher inzwischen auch ein deutlich entspannteres Bild als früher. Von Superstürmen, schmelzenden Polkappen und überfluteten Millionenstädten ist nun keine Rede mehr.

Verbesserte regionalisierte Modelle zeigen zudem, dass der Klimawandel nicht nur Nachteile, sondern auch beträchtliche Vorteile bieten könnte – vor allem jenen Weltgegenden im Norden, in denen es bislang zu kalt und ungemütlich war. Nur gilt es als Tabu, das offen auszusprechen.

Welt im Wandel

Mittlere prozentuale Niederschlagsänderung* im Zeitraum 2071–2100 gegenüber 1961–1990

Januar



Auf bessere Ernten und ein Aufblühen des Tourismus können sich zum Beispiel Länder wie Kanada und Russland freuen. Und auch die Skandinavier werden nur unter dem schlechten Gewissen zu leiden haben, dass sie von der Erwärmung so stark profitieren.

Anderswo wird es in der Tat zu mehr Dürren kommen, vor allem in den Subtropen. Falsch ist aber die weitverbreitete Annahme, zu leiden hätten wieder mal nur die Entwicklungsländer, also die Armen. In weiten Teilen Afrikas zum Beispiel, so die aktuellen Vorhersagen, dürften die Niederschläge kaum abnehmen; nur der Süden des Kontinents trocknet aus. Das einstige Welthungergebiet Sahelzone wird nach den meisten aktuellen Prognosen sogar feuchter werden.

Demgegenüber dürften manche reichen Industriestaaten mit Trockenheit zu kämpfen haben – also die Hauptverursacher des Klimawandels: Die neuen Dürrezonen liegen im Süden der USA und in Australien, aber auch in Mittelmeerländern wie Spanien, Italien oder Griechenland.

So kommt es in Europa zu einer großflächigen Verschiebung – schlechte Zeiten für die Bettenburgen in Südspanien, gute Zeiten für die Hotels an Nord- und Ostsee. Während die Neigung schwinden dürfte, den Sommerurlaub an der Costa del Sol zu verbringen, könnten zwischen Sylt und Starnberger See künftig mediterrane Verhältnisse herrschen. Einen Vorgeschmack lieferten die vergangenen Frühlingswochen: heiteres Treiben in Berliner Beachclubs und Münchner Biergärten.

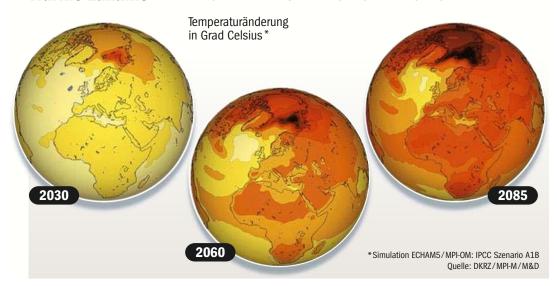
Der prognostizierte Temperaturanstieg um drei Grad bedeutet: Der Hamburger Sommer wird so warm sein wie heute der in Freiburg; und der in Freiburg gleicht dann dem heutigen in Marseille. So dürfte

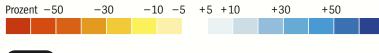
Deutschland zweifellos zu den Gewinnern des Klimawandels gehören. Vielleicht wachsen bald wirklich Palmen auf Helgoland. Und die Bürger sparen viele Milliarden Euro an Heizkosten – was wiederum zu einer Verringerung des CO₂-Ausstoßes führen dürfte.

Aber es gibt auch Schattenseiten. Während es im Sommer trockener wird, nehmen im Herbst und Winter die Regenfälle in Norddeutschland um bis zu 30 Prozent zu (Schneefälle gehören in Zukunft der Vergangenheit an). Zudem ist häufiger mit kräftigem Sturzregen zu rechnen. Um Hochwasser zu vermeiden, wird es folglich notwendig sein, für eine bessere Entwässerung der Äcker und Felder zu sorgen

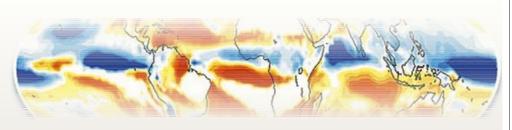
Warme Zukunft

0 +1 +2 +3 +4 +5 +6 +7 +8 +9





Juli



*IPCC Szenario A1B Ouelle: DKRZ/MPI-M/M&D

und den Flüssen ihre alten Überflutungsflächen zurückzugeben.

Das Kieler Institut für Weltwirtschaft warnt derweil vor jährlich Tausenden Hitzetoten. Für diese Schätzung haben die Forscher jedoch einfach nur die Sterblichkeitsrate im "Jahrtausendsommer" 2003 hochgerechnet, der die Deutschen vollkommen unvorbereitet traf. Wird ein heißer Sommer hingegen zum Normalfall, werden sich die Menschen auch darauf einstellen - mit Siesta und Klimaanlagen. Unberücksichtigt blieben die medizinischen Vorteile. "Die Erwärmung wird dazu führen", so rechnet der Umweltökonom Richard Tol vor, "dass im Jahre 2050 in Deutschland rund 40 000 Menschen weniger an kältebedingten Krankheiten wie der Grippe sterben werden."

Unbegründet ist wohl auch die weitverbreitete Befürchtung, dass im Treibhausklima Superstürme mit nie dagewesener Wucht die Dörfer und Häuser verwüsten werden. Aus den gegenwärtigen Langzeitsimulationen lässt sich ein solcher Trend jedenfalls keinesfalls ableiten.

"In unserem Computermodell brauen sich weder mehr Stürme noch stärkere Stürme über uns zusammen", versichert Jochem Marotzke, Direktor des Hamburger Max-Planck-Instituts für Meteorologie, eines weltweit führenden Zentrums der Klimaforschung. "Nur die Zugbahnen der Tiefdruckgebiete ändern sich geringfügig – in Skandinavien wird es stürmischer, am Mittelmeer etwas ruhiger."

Eine weitere unausrottbare Legende besagt, dass gigantische Überschwemmungen die küstennahen Millionenstädte heimsuchen werden. New York, London und Shanghai, so das Horrorszenario, könnten demnach in den Fluten versinken.

Das Schauermärchen stammt aus den späten achtziger Jahren, als die Klimasimulationen noch viel unpräziser waren. Damals hielten es einige Experten für denkbar, dass der Eispanzer der Antarktis abschmelzen könnte – was tatsächlich zu einem dramatischen Anstieg des Meeresspiegels um mehr als 60 Meter führen würde. Begierig aufgegriffen und unter die Leute gebracht wurde das Szenario von der Atomindustrie, die darin ein Argument für ihre emissionsarmen Kraftwerke erkannte.

Doch schon bald entpuppte sich die gruselige Südpolschmelze als Fiktion. Die Durchschnittstemperatur in der Antarktis beträgt unter minus 30 Grad; so viel Öl und Kohle kann die Menschheit gar nicht

verfeuern, dass dieser gewaltige Eisblock auftaut. Ganz im Gegenteil: Nach den aktuellen Klimamodellen wird die Antarktis sogar an Masse zunehmen – was zur Folge hat, dass der Anstieg des Meeresspiegels um rund fünf Zentimeter geringer ausfällt. Denn die Erwärmung lässt mehr Wasser verdunsten, von dem ein Teil dann in der Antarktis als zusätzlicher Schnee vom Himmel fällt – das ewige Eis wächst.

Anders sieht es am wärmeren Nordpol aus. Nach einer vorige Woche veröffentlichten US-Studie könnte die Arktis sogar schneller auftauen als bislang angenommen. Doch weil das dortige Meereis ohnehin bereits auf dem Wasser schwimmt, verändert das Abschmelzen praktisch nicht den Meeresspiegel.

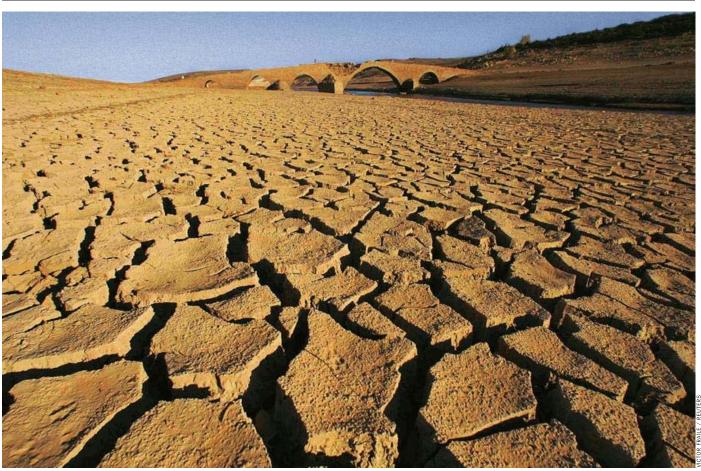
Dennoch werden die Pegel weltweit steigen, da sich das Wasser der Ozeane aufgrund der höheren Temperaturen ausdehnen wird. Hinzu kommt noch Schmelzwasser, das beim allmählichen Auftauen des grönländischen Eispanzers ins Meer fließt. Unterm Strich prognostizieren die Klimatologen im aktuellen IPCC-Bericht aber nur noch einen Anstieg des Meeresspiegels um rund 40 Zentimeter - bislang hielten sie noch knapp einen Meter für möglich. "Wir haben heute mehr und bessere Computermodelle, dadurch sind die Prognosen genauer geworden", erläutert Peter Lemke vom Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven.

Eine Pegelerhöhung um 40 Zentimeter wird kaum zu mehr Flutkatastrophen führen. Für die deutsche Nordseeküste rechnen manche Forscher übrigens, aufgrund regionaler Effekte, sogar mit einem Pegelanstieg von 80 Zentimetern. Höhere Sturmfluten werden die Folge sein – aber dagegen können sich die Friesen, in

Meteorologe Storch*: "Wir haben noch genug Zeit, zu reagieren"



^{*} Vor dem Supercomputer im Deutschen Klimarechenzentrum in Hamburg.



Ausgetrocknetes Flussbett in Spanien: Schlechte Zeiten für die Bettenburgen an der Costa del Sol

bewährter Weise, durch höhere Deiche wappnen.

So hat allein die Verengung des Elbstroms dazu geführt, dass die Sturmfluten in Hamburg heute um mehr als 60 Zentimeter höher auflaufen als noch in den sechziger Jahren. Und trotzdem ist die Hansestadt weniger bedroht als damals – dank verbessertem Hochwasserschutz.

Beruhigend ist zudem – gerade auch für ärmere Länder wie Bangladesch –, dass all diese Veränderungen nicht von heute auf morgen passieren, sondern schleichend, innerhalb von Jahrzehnten. Storch: "Wir haben noch genug Zeit, darauf zu reagieren."

Kurzum: Je länger die Forscher ihre Supercomputer rechnen lassen, desto mehr verflüchtigt sich die Sintflut. Zu einem Anstieg des Meeresspiegels um mehrere Meter könnte es allenfalls kommen, wenn Grönland weitgehend eisfrei wäre; doch damit rechnen die Forscher frühestens in einigen Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden. Bei so langen Zeiträumen stellt sich dann allerdings wirklich die Frage, ob man den Prognosen noch trauen darf.

Ohnehin ist gesunde Skepsis angebracht, wenn Forscher allzu selbstsicher als Orakel auftreten. Es kann auch ganz anders kommen – eine prinzipielle Schwäche aller Computersimulationen, die nur unvollständige Abbildungen der Wirklichkeit darstellen.

In den Anfangsjahren hatten die Modellierer beispielsweise die Aerosole unterschätzt – speziell jene Schwefelpartikel, die bei der Verbrennung von Öl und Kohle, aber auch bei Vulkanausbrüchen entweichen. Diese Dreckteilchen wirken wie eine getönte Brille, lassen also weniger Sonnenlicht durch und sorgen so für eine beträchtliche Abkühlung. Die Vernachlässigung der Aerosole erklärt, weshalb die Aufheizung in den frühen Modellen drastischer ausfiel als in den heutigen.

Eine große Unsicherheit bei den Vorhersagen besteht nun darin, wie schnell Länder wie China den Dreck aus den Abgasen ihrer Kraftwerke herausfiltern – wird die Luft sauberer, erwärmt sie sich schneller.

Auch andere Faktoren, die den Treibhauseffekt abschwächen oder verstärken können, sind bis heute nicht wirklich gut verstanden:

- ▶ Werden die sich erwärmenden Weltmeere nach Art einer Sprudelflasche das in ihnen gespeicherte Kohlendioxid ausgasen? Dann würde sich die Erwärmung sogar beschleunigen.
- ▶ Um wie viel schneller wachsen Landpflanzen und Meeresalgen in einem milderen Klima? Die Wucher-Flora könnte mehr Kohlendioxid binden und so den Treibhauseffekt wiederum bremsen.

Das Hauptproblem aber besteht noch immer darin, die Wirkungen der Wolken

richtig zu kalkulieren. An ihrer Oberseite gleichen sie Spiegeln am Himmel, die das Sonnenlicht zurück in den Weltraum werfen; dadurch kühlen sie den Planeten. Mit ihrer Unterseite hingegen halten sie die vom Erdboden abgestrahlte Wärme zurück; die Temperatur steigt.

Welcher der beiden Effekte überwiegt, hängt vor allem von der Höhe ab, in der die Wolken entstehen. Vereinfacht gesagt, verhält es sich so: Tiefe Wolken sorgen eher für Abkühlung, hohe Wolken eher für Erwärmung. Einigkeit besteht bislang jedoch nur, dass sich im Treibhausklima mehr Wolken bilden werden. Nur wo?

Um die Einzelheiten zu simulieren, sind selbst die leistungsstärksten Computermodelle noch zu grobmaschig. Allein von den Wolken aber hängt es ab, ob die Erwärmung um ein Grad höher oder niedriger ausfällt als von den Modellen im Durchschnitt vorhergesagt – ein beträchtlicher Unsicherheitsfaktor. "Die Wolken bereiten uns nach wie vor das größte Kopfzerbrechen", räumt Erich Roeckner vom Max-Planck-Institut für Meteorologie ein.

Roeckner ist ein gewissenhafter Mann, ein Veteran der Klimaforschung. Kaum einer weiß so gut wie er, wo die Grenzen der Simulationsprogramme liegen. Und so rechnet er allzeit mit Überraschungen: "Kein Modell wird je so komplex sein wie die Natur."

OLAF STAMPF

Der wohltemperierte Planet

Erst Schneeball, dann Glutofen: Oft taumelte das Klima der Erde hin und her. Schuld waren kosmische Gesetze, die Kontinentverschiebung – aber immer auch das Treibhausgas Kohlendioxid.

ls junges Mädchen machte Ursula Röhl am liebsten Zeitreisen ins Erdaltertum. Dazu kletterte sie auf die Abraumhalden, die sich vor den Zechen am Niederrhein auftürmten. Dort drehte sie gräulich schimmernde Gesteinsbrocken um.

Sie suchte nach den Zeugnissen längst versunkener Epochen: jenen Abdrücken von farnähnlichen Palmwedeln und Blättern. "Mich hat schon damals fasziniert, wie wechselhaft das Klima auf der Erde gewesen sein muss", sagt die 47-Jährige.

Mittlerweile beschäftigt sie sich von Berufs wegen mit den großen Zeitläuften des Planeten. Röhl ist Paläoklimatologin, und was da vor ihr auf einer gekachelten Werkbank liegt, ist ein ganz besonderes Fund-

stück aus der fernen Welt vor 55 Millionen Jahren. Behutsam streicht sie über den eineinhalb Meter langen Bohrkern mit der Nummer 208-1262-A-13H-6.

Er stammt aus dem Sediment am Grunde des Ostatlantiks, einige hundert Kilometer vor der Küste Namibias. Im Laufe der Jahrmillionen sind abgestorbene Einzeller auf den Meeresboden gesunken. Ihre Kalkschalen haben eine bestimmte Zusammensetzung, die unter anderem Informationen über die Temperaturen und den Kohlendioxidgehalt der Erdatmosphäre enthält. "Deshalb ist der Meeresboden, aus dem der Kern stammt, für mich wie ein Geschichtsbuch", sagt Röhl.

Um dieses Buch zu lesen, ist der Trumm der Länge nach durchgeschnitten und ruht,

damit er nicht bricht, in einem Holzkasten. Die Geologin legt eine hauchdünne Folie über den Kern und drückt sie mit einem kleinen Teigroller, Marke: Dr. Oetker, an. Gleich soll das Gestein in einem Röntgenfluoreszenz-Scanner verschwinden, einem teuren Gerät, das mit Hilfe energiereicher Strahlen die Bestandteile des Bohrkerns analysiert. Mit dieser Maschine begibt sich Ursula Röhl auf die Reise in eine höchst sonderbare Zeit.

Schon mit bloßem Auge ist sichtbar: Bei Zentimeter 51 verfärbt sich der Bohrkern schlagartig von Hellbeige in

einen nougatfarbenen Ton. "Das war vor 55 Millionen Jahren", sagt Röhl. Die Farbveränderung im Sediment künde von einem raschen Temperaturanstieg: "Innerhalb relativ kurzer Zeit sind die Durchschnittstemperaturen auf der Erde abrupt um fünf Grad angestiegen."

Ein Drama globalen Ausmaßes hatte sich auf der Erde abgespielt: Während sich der eurasische und der nordamerikanische Kontinent immer weiter voneinander entfernten, spien Vulkane gewaltige Mengen Kohlendioxid in die Luft und wärmten die Erdatmosphäre auf. Die stetig steigenden Temperaturen lösten eine Kettenreaktion aus. An den Kontinentalrändern der warmen Ozeane zersetzte sich das gespeicherte Methan, verwandelte sich in Kohlendioxid und heizte den Planeten auf.

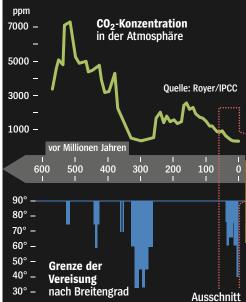
Die Wissenschaft spricht vom Temperaturmaximum am Übergang vom Paläozän zum Eozän, und so dramatisch die Ereignisse vor 55 Millionen Jahren auch waren: Sie gelten Paläoklimatologen als ein Fallbeispiel für das, was der heutige Mensch mit dem Ausstoß von Kohlendioxid anrichten könnte. "Die Menge, die damals aus den Ozeanen aufstieg, entspricht in etwa jener Menge, die wir seit der Industrialisierung in die Luft geblasen haben", sagt Röhl.

Die Wissenschaftlerin leitet das Bohrkern-Archiv des MARUM-Forschungszen-

Wandel war immer Die Entwicklung des Erdklimas

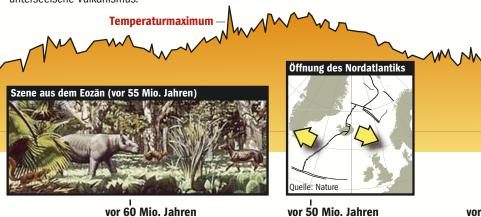
Seit der explosionsartigen Entwicklung der Lebewelt im Kambrium vor rund 540 Millionen Jahren nimmt die hohe Kohlendioxid-Konzentration in der Erdatmosphäre schrittweise ab.

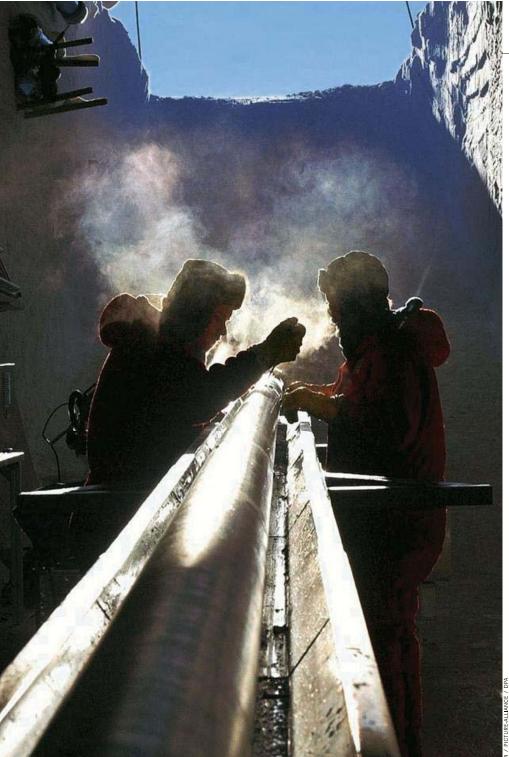
In Zeiten geringerer Konzentration vereisen die Pole mitunter bis in gemäßigte Breiten.



Das Klima der vergangenen 60 Millionen Jahre

Zu Beginn der Erdneuzeit, des Känozoikums, ist das Klima auf der Erde besonders warm. Ein Temperaturmaximum wird vor rund 55 Mio. Jahren erreicht. In dieser Zeit, so glauben Forscher, werden große Mengen des Klimagases Methan aus den Ozeanböden freigesetzt. Auslöser sind möglicherweise die Spreizung des Nordatlantikbodens (siehe unten) und der damit verbundene unterseeische Vulkanismus.





Eiskernbergung in der Antarktis

Die Erde eiert wie ein Reifen mit Unwucht

trums Ozeanränder an der Universität Bremen. Hier entsteht die weltweit größte Sammlung solcher Sedimentproben. Kerne von 105 Kilometer Gesamtlänge lagern bereits in der auf vier Grad heruntergekühlten Lagerhalle im Innern des Instituts. Das Archiv beherbergt die Proben, die das Integrated Ocean Drilling Program, ein internationales geowissenschaftliches Bohrprojekt, aus dem Boden der Weltmeere fördert. In den nächsten Jahren sollen es noch einmal 90 Kilometer mehr werden.

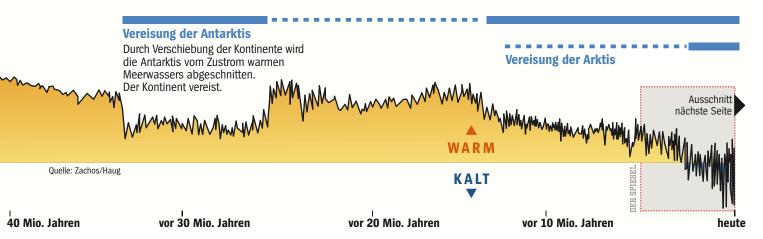
Mit jedem Meter wächst das Wissen über die bewegte Klimageschichte des Planeten Erde. "Wenn wir in die klimatische Zukunft schauen wollen, dann müssen wir zurückblicken", sagt die Gelehrte im schwarzen T-Shirt.

Der Mensch überblickt in seiner Erinnerung meist nur wenige Jahre. Ein eisiger Dezember oder ein trockener April erscheint ihm da schon als große Abweichung von der Norm. Doch in den geologischen Zeiträumen, in denen Ursula Röhl denkt, stellt sich das ganz anders dar: "Das einzig Konstante am Klima ist, dass es sich beständig verändert."

Mal war die Erde ein Schneeball, mal eine glühendheiße Wüste. In den letzten Jahrmillionen pendelte sie zwischen Kaltund Warmzeiten hin und her, und selbst in der seit rund 11000 Jahren andauernden Warmphase schwankte die Temperatur derart stark, dass die Wikinger bis Neufundland segelten, aber ein Jahrhundert später Mitteleuropa im Schnee versank.

"Das Klima gleicht nicht einem Faultier, sondern einem wilden Biest", sagte der amerikanische Geowissenschaftler Wallace Broecker. Schon immer war es astronomischen Kräften ausgesetzt, die an der Erdumlaufbahn zerren. Es fügte sich, wenn die Kontinentplatten wanderten, dabei Gebirge auftürmten, Vulkane ausbrechen ließen und Ozeanströmungen umlenkten.

Diese titanischen Umwälzungen katapultierten den Planeten von heißen in bitterkalte Phasen. Immer mit dabei war aber



auch eine andere treibende Kraft. Sie schmeckt nach nichts und riecht auch nicht. Sie ist unsichtbar, ungiftig, aber als Spurengas hochpotent: Kohlendioxid. "Ohne das Treibhausgas lässt sich die Klimageschichte des Planeten nicht verstehen", sagt Gerald Haug, Geologe am Geoforschungszentrum Potsdam.

Kohlendioxid absorbiert die Energie der von der Erdoberfläche zurückfallenden Sonnenstrahlen und wärmt dadurch den Planeten. Erst der Wirkung des Gases Kohlendioxid verdanken wir jene exzellenten Bedingungen, die die Erde in ein üppig bewachsenes und belebtes Raumschiff verwandelt haben.

Nicht immer herrschten diese paradiesischen Zustände. Kohlendioxid, das heute für den vom Menschen verursachten Klimawandel verantwortlich gemacht wird, war in der Atmosphäre der noch jungen Erde in gigantischen Konzentrationen vorhanden. Der Treibhauseffekt war gewaltig – aber auch bitter nötig. Denn vor vier Milliarden Jahren schien die Sonne um fast ein Drittel schwächer als heute. Das Klima spielte in der Erd-Urzeit noch richtig verrückt. Dieser Macht musste sich auch das keimende Leben auf dem jungen Planeten beugen.

Doch das ist nur eine Seite der äußerst komplexen Gemengelage. Denn schon bald nahm das Leben sein Schicksal gleichsam selbst in die Hand: Mit dem Aufkommen der Cyanobakterien vor etwa vier Milliarden Jahren begann es, sich eine einzigartige Atmosphäre mit Sauerstoff zu schaffen. Zugleich bändigte es auch das Kohlendioxid, das die Erde zwar vor der lebensfeindlichen Kälte des Alls schützte – stets aber auch zu deren Überhitzung neigte.

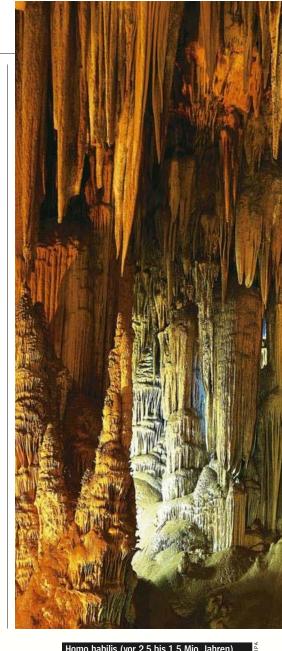
Beide Extreme finden sich auf den Nachbarplaneten, der heißen Venus und dem kältestarren Mars. Dazwischen liegt die Erde mit ihrer schier unersättlichen Natur. Die prächtige Fülle an Leben verdankt sie einer glücklichen kosmischen Konstellation – aber eben auch der Tatsache, dass sich das Leben selbst seinen Lebensraum eingerichtet hat.

Stets atmeten die Tiere das Treibhausgas aus, während die Pflanzen es wieder aufnahmen. So entstand ein wundersamer Regelkreis, den der Ökologe James Lovelock mit dem Wirken eines einzigen Organismus vergleicht: Die Erdatmosphäre sei das große Organ des Wechselwirkens und zugleich der planetare Thermostat.

Doch selbst die beste Temperaturregelung vermochte die Erde nicht ganz vor dem Wankelmut des Klimas zu bewahren. So schoben sich vor gut 600 Millionen Jahren die Gletscher von den Polen bis in die Tropen vor. 250 Millionen Jahre später ließ tropische Hitze die dichten Wälder des Karbon gedeihen. Mehrere tausend Kohlenstoff-Moleküle kamen damals auf eine Million Moleküle (ppm) Luft. Zum Vergleich: Heute liegt der Anteil bei 380 ppm.

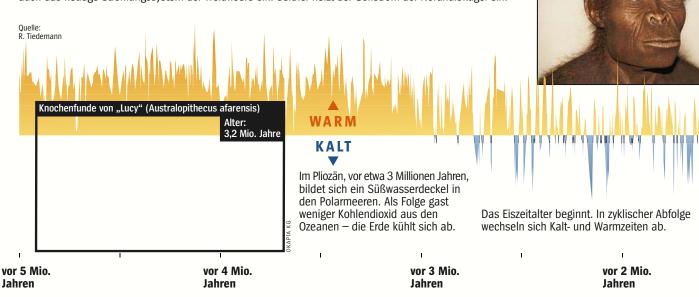
Die üppige Vegetation entzog der Atmosphäre große Mengen Kohlendioxid. Und das ließ den Planeten abkühlen. Die Biomasse lagerte sich in mächtigen Schichten ab, die sich im Laufe der Jahrmillionen zu Steinkohle verdichteten. "Mit dem Kohlendioxid des Karbons heizt die Menschheit das Treibhaus Erde", sagt Geologe Haug. "Was damals kühlte, führt heute zur Erwärmung."

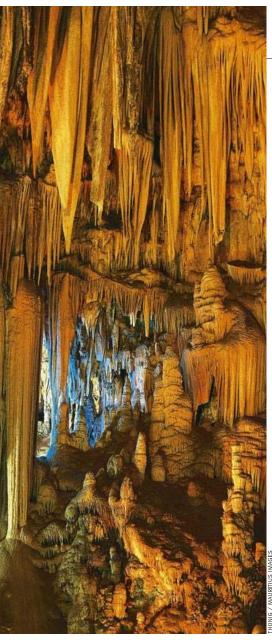
Auch in späteren Episoden der Erdgeschichte war es immer wieder die Natur, die sich ihr Klima selbst schuf. So heizten die Gräser dem Planeten wohltuend ein,



Das Klima der vergangenen 5 Millionen Jahre

Vor etwa 5 Millionen Jahren beginnt sich die Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika zu schließen. Die Kontinente bekommen damit ihre jetzige Gestalt. Durch die Trennung von Atlantik und Pazifik stellt sich auch das heutige Strömungssystem der Weltmeere ein. Seither heizt der Golfstrom der Nordhalbkugel ein.





Tropfsteinhöhle

Stumme Zeugen vom Fall der Weltreiche

als dieser zu vereisen drohte. Denn sie setzten den wuchernden Wäldern Grenzen. Und da Gräser weit weniger Kohlendioxid binden als Bäume und außerdem regelmäßig abbrennen, treiben sie den CO₂-Gehalt und damit die Temperatur der Atmosphäre in die Höhe.

Doch kein Paradies ist für die Ewigkeit, erst recht nicht das weltliche des Planeten Erde. Vor allem die Bewegung der Kontinente und der damit verbundene Vulkanismus sorgten immer wieder für Klima-Tumult. Genau dies war auch die Ursache jenes Hitzeschocks vor 55 Millionen Jahren, den Ursula Röhl und ihre Kollegen untersuchen.

Interessant ist auch hier die aktive Rolle, die das Kohlendioxid gespielt hat – so sehr, dass das Weltgremium der Klimaforscher, das sogenannte IPCC, in seinem Anfang dieses Jahres veröffentlichten Bericht dieses Ereignis als "bemerkenswertes Beispiel" für die Folgen auflistet, die der hohe Kohlendioxidausstoß der Industriegesellschaft für die Erde bedeuten könnte.

Ursula Röhl liest aus den Sedimentkernen dieser Zeit nicht nur einen gewaltigen Wärmesprung heraus. Es zeigt sich auch eine massive Versauerung der Ozeane, in denen sich das Kohlendioxid löste. Zu erkennen sei das am Nougat-Ton ihres Bohrkerns. "Auch heute beobachten wir wieder eine solche Versauerung der Ozeane", sagt sie. Einen erneuten Temperatursprung wie am Übergang zum Eozän wünscht sie der Menschheit nicht. "Aus unseren Sedimentproben können wir erkennen, dass es mindestens 170,000 Jahre gedauert hat bis

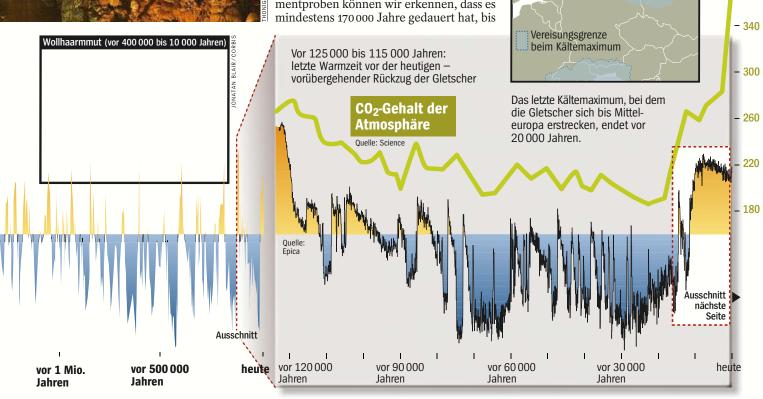
sich die Temperaturen wieder auf normalem Niveau eingependelt hatten."

Immer wieder griffen geologische Gewalten ein ins Klimageschehen. Vor rund 70 Millionen Jahren etwa riss Tasmanien von der Antarktis ab, vor 35 Millionen Jahren dann auch Südamerika. Seither gelangt kein warmes Wasser mehr aus dem Norden vor die Küsten der Antarktis. Der Kontinent begann zu vereisen, und auch global betrachtet kühlte sich die Erdatmosphäre ab.

Im Pliozän stabilisierten sich, vor rund vier Millionen Jahren, die Temperaturen auf einem warmen Niveau. In Ostafrika begannen gerade die Hominiden die Steppe zu erobern, hatten die Kontinente weitgehend ihre heutige Position eingenommen. Das dafür entscheidende letzte geologische Großereignis hatte sich soeben vollzogen: Der Meeresboden zwischen Süd- und Nordamerika hatte sich angehoben, bis eine Landbrücke beide Erdteile verband.

Damit waren Atlantik und Pazifik endgültig voneinander getrennt, was zur Folge hatte, dass sich das aktuelle Strömungssystem in den Weltmeeren aufbauen konnte. Eine gewaltige Umwälzpumpe fördert seither riesige Mengen Warmwasser mit dem Golfstrom in nördliche Breiten. Die Folgen waren auf der ganze Erde zu spüren: Die Durchschnittstemperaturen stiegen, das Eis in der Arktis verschwand gänzlich.

Letzte Kaltzeit in Europa



ppm

380

Vor vier Millionen Jahren überschritt die Temperatur dann einen Schwellenwert, oberhalb dessen sich der Erwärmungstrend festsetzte. Dieser Effekt, glaubt der Potsdamer Geologe Haug, könnte auch für das Verständnis der Gegenwart von großer Bedeutung sein.

Bei der Untersuchung von Sedimentbohrkernen war ihm ein erstaunlicher Vorgang aufgefallen, der sich offenbar gleichzeitig im südlichen wie auch im nordpazifischen Ozean vollzog: "Die steigenden Temperaturen hatten zur Folge, dass sich in diesen Gebieten an der Wasseroberfläche eine mächtige Decke aus Süßwasser zurückbildete."

Gewöhnlich verhindert diese Decke, dass Kohlendioxid aus der Tiefe des Ozeans an die Oberfläche dringen kann. Nun aber löste sich der Deckel auf, das Kohlendioxid gaste aus. Von zuvor 500 ppm erhöhte sich der Kohlendioxidgehalt der Erdatmosphäre rasch um zusätzliche 100 ppm – und mit ihm verharrten die Temperaturen auf hohem Niveau. Haug sieht eine unmittelbare Parallele zur Gegenwart: "Wir sind gerade dabei, uns ins Klima des Pliozäns zurückzuschießen."

Wenn es zutrifft, was die heutigen Klimamodelle prophezeien, dann erwärmt sich die Erde durch den vom Menschen verursachten CO₂-Ausstoß um rund drei Grad und erreicht damit jenen Schwellenwert, der auch im Pliozän überschritten wurde. "Die ungewöhnliche Warmzeit dürfte uns dann Jahrtausende erhalten bleiben", prophezeit Haug.

Einstmals dauerte es Hunderttausende Jahre, bis sich die Süßwasserdecke wieder aufbaute. Sie hält bis zur heutigen Zeit Kohlendioxid in den Ozeanen und drückte die Temperaturen aus dem warmen Pliozän herunter. Damit steuerte die Erde in

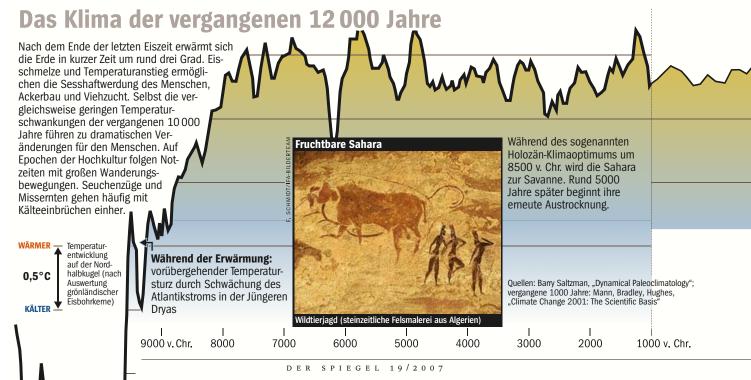


Vulkanausbruch in der Karibik (Montserrat, 1997): Führten große Eruptionen dazu, dass die

jene Klimaphase, die bis heute andauert. Paläoklimatologen charakterisieren sie als eine Eiszeit, die vor etwa zwei Millionen Jahren einsetzte. Kilometerdicke Gletscher wälzten sich in dieser Phase bis in unsere Breiten. Unterbrochen wurden die Kaltzeiten nur gelegentlich durch kurze, etwas mildere Warmphasen. Die Wissenschaftler nennen sie, um Korrektheit bemüht, auch Glaziale und Interglaziale.

Der dauerhaft vereisten Arktis und Antarktis ist es zu verdanken, dass die Forschung mittlerweile recht gut Bescheid weiß über die Kapriolen des Weltklimas in

jener Zeit. Denn im Eispanzer eingeschlossen wurden winzige Bläschen von Luft. Aus deren chemischer Zusammensetzung können die Glaziologen ablesen, welche Temperaturen und Kohlendioxid-Konzentrationen einst geherrscht haben. "Das ist ein einzigartiger Datenschatz", sagt Hubertus Fischer, der am Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung (AWI) an der Analyse von Eisbohrkernen sitzt. Mittlerweile sind die Forscher im Rahmen des Europäischen Eisbohr-Projekts Epica 900 000 Jahre weit in die Vergangenheit vorgestoßen.





Bayern vom Wein auf das Bier umstiegen?

Dabei entdeckten sie ein charakteristisches Muster von Zyklen, die bereits von dem Serben Milutin Milanković mitten im Ersten Weltkrieg postuliert wurden. Der Bauingenieur und Mathematiker hatte die Abweichungen berechnet, mit denen der Planet Erde um die Sonne kreist. Nicht nur, dass die Bahn mal elliptisch, mal etwas kreisrunder ist. Auch der Neigungswinkel der Erdachse wechselt zwischen 21,6 und 24,5 Grad. Hinzu kommt, dass die Erde wegen der ungleichen Gewichtsverteilung wie ein Autoreifen mit Unwucht eiert.

Die Intervalle, mit denen sich diese drei astronomischen Größen verändern, dauern 100 000 Jahre, 41 000 Jahre und 23 000 Jahre, und sie überlagern sich. Derzeit tritt die Erde übrigens wieder in eine Konstellation ein, die sie in einigen Jahrtausenden in eine neue Eiszeit führen müsste.

Die Milanković-Zyklen finden sich in erstaunlicher Präzision auch in den Eisbohrkernen wieder, und zwar als Temperaturveränderungen. "Die eiernde Erdbahn gibt den Impuls für die natürlichen Klimaschwankungen der letzten zwei Millionen Jahre", sagt AWI-Glaziologe Fischer

Aus den Eiskernen kann er ablesen, dass sich stets zuerst die Temperatur veränderte und später, mit einer Verzögerung von 800 bis 1000 Jahren, das Kohlendioxid. Offensichtlich gab in der Vergangenheit also nicht das Treibhausgas den Anstoß, wenn wieder einmal das Eis die Herrschaft auf Erden übernahm. Einen Grund, den CO2-Einfluss auf das Klima herunterzuspielen, sieht Fischer darin jedoch nicht: "Dem Kohlendioxid kommt in dem Auf und Ab eine wichtige Funktion zu."

Im Durchschnitt fünf Grad Celsius beträgt der Unterschied zwischen Kalt- und Warmzeiten. Die Milanković-Zyklen erklären diese Differenz aber nur zu einem geringen Teil. "Es müssen also noch verstärkende Faktoren hinzutreten", erklärt Fischer. Einer davon sei die Rückstrahlungskraft der weißen Polkappen.

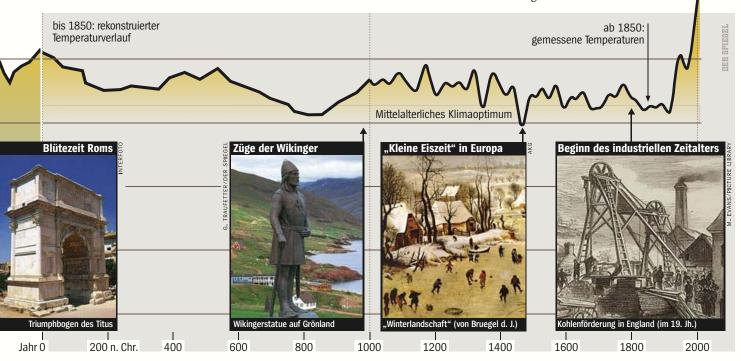
Diese sogenannte Albedo verringert sich, wenn sich das arktische Meereis im Zuge einer Erwärmung verkleinert. Wird auf diese Weise weniger Sonnenstrahlung ins All zurückgeworfen, so bleibt entsprechend mehr Wärme auf Erden zurück – was das Eis nur umso schneller schmelzen lässt. Ein ähnlicher Turbo-Effekt tritt am

Beginn einer Kaltzeit in Kraft: Nehmen die Eismassen zu, wird wieder mehr Sonnenlicht ins All reflektiert. "Die Erde kühlt sich weiter ab", sagt Fischer.

Noch aber fehlt eine weitere Kraft, um den Temperatursprung um volle fünf Grad zu erklären: das Kohlendioxid. Um gut 100 ppm liegt der Gehalt des Treibhausgases in Warmzeiten über demjenigen der Kaltzeiten, was in seiner physikalischen Wärmewirkung ganz gut zum Ausgleich der Temperaturbilanz beiträgt. Mittlerweile haben die Klimaforscher auch eine Vorstellung davon, wieso eine Erwärmung stets eine Zunahme des Treibhausgases in der Atmosphäre nach sich zieht. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf ein bemerkenswertes Wechselspiel zwischen Ozeanen und Kontinenten.

In Eiszeiten sind riesige Wassermassen in den Gletschern gebunden. Während der letzten Kaltzeit etwa, vor rund 20000 Jahren, sank der Meeresspiegel bis auf 130 Meter unter den heutigen Stand; damals hätte man trockenen Fußes von England auf den Kontinent laufen können. Gewaltige Mengen Sand und Staub bläst der Wind in solchen Zeiten von den ausgedehnten Wüsten auf die Ozeane hinaus. In dem Staub aber ist Eisenoxid enthalten, ein wichtiger Dünger der Algen.

Das ließ den Ozean erblühen, Kohlendioxid wurde gebunden und verschwand schließlich in der Tiefe – die Abkühlung verstärkte sich. In Warmzeiten hingegen verringert sich der Staubeintrag, weil viele Wüsten ergrünen. Dadurch wird weniger Eisenoxidstaub aufgewirbelt, die Düngung der Algen und damit die Produktivität der Ozeane lässt nach. "Damit verschwindet weniger Kohlendioxid – und die Erwärmung verstärkt sich", sagt Glaziologe Fischer.



Auch der Homo sapiens, ein Kind des Eiszeitalters, erfuhr, wie sehr das Klima Achterbahn fuhr. Einer Theorie von Paläoanthropologen zufolge verdanken seine Vorfahren sogar den aufrechten Gang einer Kaltzeit: Diese verwandelte die tropische Heimstatt der Hominiden im heutigen Ostafrika in eine weithin offene Savanne. In dieser Graslandschaft hatte ein aufrecht laufender Jäger einen evolutionären Vorteil gegenüber den Vierbeinern.

Als vor 200000 Jahren der moderne Mensch die Bühne betrat, erfreute er sich bald einer Warmzeit, auf deren Höhepunkt vor gut 125000 Jahren im Rhein Nilpferde schwammen. Dann brachen auf breiter Front die Temperaturen ein. Vor 100000 Jahren dezimierte sich unsere Art auf nur noch wenige tausend Exemplare. Das legen genetische Untersuchungen nahe.

Die Population erholte sich, und vor gut 60 000 Jahren begann der Mensch mit seinem Siegeszug über die Kontinente. Vielerorts hatte die Eiszeit Landbrücken freigelegt, die ihm die Reise erleichterten.

Die letzte große Zäsur der Klimageschichte stellt schließlich der Übergang in die heutige Warmzeit, das Holozän, dar. Manche Klimaforscher sprechen wegen seiner nachhaltig milden Temperaturen auch von "dem langen Sommer".

Bis weit nach Skandinavien, wo wenige Jahrtausende zuvor kilometerdickes Eis gelastet hatte, dehnten sich nun Wälder aus. Die Gunst des Klimas nutzte der Mensch, um sein Nomadenleben aufzugeben.

Schauplatz war Vorderasien, wo damals paradiesische Zustände herrschten: fruchtbare Böden, milde Temperaturen, ausreichend Niederschlag. In die Bibel ging diese Region als Garten Eden ein.

Stalagmiten aus Tropfsteinhöhlen gelten als zuverlässige Chronisten des Wetters: Aus ihrer Beschaffenheit lässt sich recht präzise auf die Menge der Niederschläge in einer Region schließen. Über der Arabischen Halbinsel, so lässt sich zum Beispiel folgern, ging damals reichlich Regen nieder. Auch Tropfsteinhöhlen in China künden vom Monsun, der den Menschen ihre Vorratskammern mit Reis und anderem Getreide füllte.

Doch eine Idylle war auch das Holozän nicht immer. Zwar waren die Schwankungen, gemessen am drastischen Auf und Ab der Eiszeiten, vergleichsweise gering. Aber bereits geringere Launen des Klimas reichten aus, um großen Einfluss auf die Ent-



Landbrücken freigelegt, die Geologin Röhl im Sedimentlager: Geschichtsbuch am Meeresboden

wicklung der Dynastien, König- und Pharaonenreiche zu nehmen.

Manche der Veränderungen waren eher regionaler Natur. Die Sahara etwa verwandelte sich vor 5500 Jahren, gemeinsam mit Mesopotamien und weiten Teilen der Arabischen Halbinsel, wieder in eine Wüste. Dafür lebten die Menschen am Mittelmeer nun in der vom Klima privilegierten Zone. Kein Zufall also, dass sich das Römische Reich gerade in diesem Zeitraum ausdehnte. Der Aufstieg der Herrscher hat viel mit der Gunst des Himmels zu tun. Die Römer liebten ihren Wein und marschierten meist nur in solche Regionen ein, in denen sie ihn auch herstellen konnten. Selbst aus englischen Böden gelang es ihnen damals, ein gutes Tröpfchen zu keltern.

Auch das große Interesse Roms an Karthago folgte ernährungsstrategischen Überlegungen: Im Hinterland von Karthago, südlich des heutigen Tunis, dehnten sich riesige Getreidefelder aus. Die Gegenoffensive Hannibals stand allerdings ebenfalls unter gutem Zeichen: Seine Kriegselefanten führte der Feldherr der Karthager über die Alpenpässe: Die Gletscher waren damals kleiner als noch zu Beginn des Industriezeitalters.

Nicht nur der Aufstieg, sondern auch oft der Fall der römischen Herrschaft geht übrigens mit der Klimageschichte einher. Die Nordhalbkugel erlebte zwischen 200 und 800 nach Christus Missernten, langanhaltende Dürre- und Regenperioden. Das Zeitalter der großen Völkerwanderungen brach an. Die Mongolen trieb es aus ihrer lebensfeindlichen Steppe nach Indien, ins heutige Russland und schließlich über die Donau bis nach Frankreich. Die Germanen wichen in Richtung Südwesten aus, wo sie das Ende des Weströmischen Reichs einläuteten.

Über die genauen Gründe der Klimakapriolen jener Zeit wissen die Forscher noch wenig. Erst die anschließende Warmphase, das mittelalterliche Optimum zwischen 900 und 1300, lässt sich einigermaßen gut erklären. Der Klimatologe Raymond Bradley von der University of Massachusetts macht für die milderen Temperaturen vor allem zwei Faktoren verantwortlich: die deutlich verstärkte Aktivität der Sonne und die weltweit ungewöhnlich geringe Vulkan-Aktivität. "Sie hatte zur Folge, dass wesentlich weniger Aerosole den Himmel bedeckten und die Sonnenstrahlen abschirmten", sagt Klimatologe Bradley.

Der Paläöklimatologe ist einer der Entwickler der sogenannten

Hockeystick-Kurve. Sie zeigt den Temperaturverlauf der letzten 1000 Jahre und setzt sich zusammen aus Eis- und Sedimentkern-Daten, aber auch aus der Analyse von Baumringen und Pollen. "Wir müssen demnach davon ausgehen, dass es noch nie im letzten Millennium wärmer war als heute", sagt Bradley. Kritiker versuchten bisher vergebens, Bradley und seinem Mitstreiter Michael Mann Fehler in ihren Berechnungen nachzuweisen. Auch der IPCC hält es für "sehr wahrscheinlich", dass es auf Erden global betrachtet selbst in jener mittelalterlichen Warmzeit kälter war als heute.

In einigen Regionen jedoch, vor allem in Nordeuropa, war es damals vermutlich noch wärmer als im heutigen Treibhausklima. So erlebte das Vagabundenvolk der Wikinger seine große Blüte. Erik der Rote entdeckte auf seinen Reisen eine grüne Insel, taufte sie Grönland und machte sich mit Jagd und Viehzucht an ihren südlichen Gestaden sesshaft. Auch auf dem europäischen Kontinent verhalf das liebliche Wetter dem Menschengeschlecht zu Fortschritt und Wohlstand: "Die Menschen konnten sich vom Land gut versorgen, sie vermehrten sich", resümiert Josef Reichholf von der Zoologischen Staatssammlung Bayerns.

Das Glück dauerte indes nicht lange. Die Bilder flämischer Landschaftsmaler wie Pieter Bruegels des Jüngeren, geboren Mitte des 16. Jahrhunderts, zeigen dick vermummte Menschen, die über eine völlig erstarrte Winterlandschaft stapfen. Die Bäume malte er mit abgebrochenen Ästen – all das sind Hinweise auf kaltes, niederschlagsreiches Wetter, wie es Dendrologen auch in Baumringen aus jener Zeit herauslesen.

War, wie die Forscher heute glauben, eine Serie von großen Vulkaneruptionen schuld daran? Führten sie dazu, dass Menschen in Bayern mit dem Weinanbau aufhören mussten – dafür aber nun das Bier auch im Sommer kühl lagern konnten?

Eines jedenfalls scheint klar: Vor 200 Jahren begann dann ein neues Kapitel der Klimageschichte. Der Mainzer Atmosphärenforscher und Nobelpreisträger Paul Crutzen nennt es das Anthropozän – das Zeitalter, in dem der Mensch die Kontrolle über wichtige Teile der natürlichen Vorgänge auf dem Planeten übernommen hat.

Seit der Erfindung der Dampfmaschine Anfang des 19. Jahrhunderts verbrennt der Mensch in großem Stil jenen Kohlenstoff, der von den Karbonwäldern vor über 300 Millionen Jahren aus der Erdatmosphäre herausgefiltert wurde.

Kaum ein Wissenschaftler glaubt mehr daran, dass der Mensch das tun kann, ohne dass er dafür einen Preis zu zahlen hätte. "Die Klimageschichte liefert eine erdrückende Fülle von Indizien dafür, dass wir mit unserer Lebensweise die Bedingungen auf der Erde verändern", sagt Geologe Haug.

Bevor der Mensch mit dem Verbrennen fossiler Energien begonnen hatte, befand sich der Kohlenstoffkreislauf in einem Gleichgewicht: Was an Kohlendioxid produziert wurde, sei es durch das Verrotten von Pflanzen und Tieren, durch Waldbrände oder Vulkanausbrüche, wurde von den Pflanzen per Fotosynthese wieder umgewandelt.

Zwar kommt das Geosystem Erde dem Menschen durchaus entgegen: Mehr als die Hälfte der mittlerweile 500 vom Menschen emittierten Gigatonnen Kohlendioxid ist inzwischen in den Ozeanen verschwunden oder von Pflanzen aufgenommen worden. Ohne die Mithilfe der Natur läge die CO₂-Konzentration schon weit höher als die heute gemessenen 380 ppm. Mehr aber kann der Planet in so kurzer geologischer Zeit nicht wegschaffen.

Der Temperaturanstieg der letzten Jahrzehnte, darin besteht weitgehend Einigkeit unter den Forschern, geht auf das vom Menschen produzierte Kohlendioxid zurück. "Damit übernehmen wir eine aktive Rolle im Klimageschehen", sagt AWI-Klimatologe Fischer, der das Ganze für ein kühnes Experiment hält. "Eines jedenfalls von wahrhaft globaler Dimension".

GERALD TRAUFETTER

"Wir sind Kinder der Tropen"

Der Biologe Josef Reichholf über die Vorteile eines wärmeren Klimas für Tiere und Pflanzen, Großstädte als Zentren der Artenvielfalt und die Legende von der Rückkehr der Malaria

Reichholf, 62, leitet die Wirbeltierabteilung an der Zoologischen Staatssammlung in München und lehrt an beiden Münchner Universitäten Ökologie und Naturschutz. In seinem Buch "Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends" (S. Fischer Verlag) beschreibt er, wie stark das Klima auch früher schwankte.

SPIEGEL: Herr Reichholf, haben Sie Angst vor der globalen Erwärmung?

Reichholf: Nein, ich persönlich freue mich sogar auf mildere Zeiten. Aber auch die Menschheit als Ganzes wird keine großen Probleme damit bekommen. dies durch warme Kleidung, durch beheizte Büros und Wohnungen. Unter unseren Hemden herrscht stets Tropenklima von ungefähr 27 Grad Celsius.

SPIEGEL: Machen Sie sich als Ökologe wenigstens Sorgen um die Tiere und die Pflanzen?

Reichholf: Gewiss sind viele Arten bedroht – aber nicht durch den Klimawandel. Die wirkliche Gefahr geht von der Vernichtung von Lebensräumen aus, etwa von der ungebremsten Abholzung der höchst artenreichen Tropenwälder. Gerade als Naturschützer halte ich die Fokussierung auf den Treibhauseffekt für sehr gefährlich. Das



Zoologe Reichholf: "Das Klima wird zum Sündenbock gemacht"

SPIEGEL: Woher nehmen Sie Ihren Optimismus?

Reichholf: Der allergrößte Teil der Menschen lebt heute schon unter wärmeren und oft erheblich extremeren Bedingungen als wir verwöhnten Mitteleuropäer. Der Homo sapiens ist die einzige biologische Art, die praktisch mit jeder Art von Klima auf der Erde zurechtkommt – von den Wüsten bis zu den Polgebieten, von den dauerfeuchten Tropen bis zu den Hochlagen der Anden. Nicht einmal unsere engsten Kulturfolger, die Ratten, haben im Laufe der Evolution eine solch erstaunliche Anpassungsfähigkeit entwickelt. SPIEGEL: In welchem Klima fühlt sich der Mensch denn am wohlsten?

Reichholf: Biologisch gesehen sind wir Kinder der Tropen. Wo immer der Mensch lebt, schafft er sich auf künstlichem Wege tropische Lebensbedingungen. Wir tun

Klima wird zunehmend zum Sündenbock gemacht, um vor anderen ökologischen Untaten abzulenken. Ein typisches Beispiel sind die irreführenden Debatten nach Hochwasserkatastrophen, die ja in Wahrheit auf die Verbauung der Flüsse zurückzuführen sind und nicht auf extremer gewordene Wetterereignisse, an denen wir ohnehin nichts ändern können.

SPIEGEL: Worin sehen Sie die größte Bedrohung für Flora und Fauna?

Reichholf: Bei uns ist die industriell betriebene Landwirtschaft der Artenkiller Nummer eins. Mit ihren Monokulturen und überdüngten Feldern haben die Bauern die Lebensbedingungen für viele Tiere und Pflanzen radikal verschlechtert. Zahlreiche Arten sind bereits vom Land in die Städte geflüchtet, die sich so in Hochburgen der Artenvielfalt verwandelt haben. Übrigens gibt es noch eine interessante Be-

obachtung: Großstädte wie Hamburg, Berlin oder München bilden Hitzeinseln, in denen schon seit Jahrzehnten ein um zwei, drei Grad wärmeres Klima herrscht als im Umland. Wenn höhere Temperaturen wirklich so schlimm wären: Warum fühlen sich dort immer mehr Tiere und Pflanzen so pudelwohl?

SPIEGEL: Und was ist von den Prognosen zu halten, nach denen durch die globale Erwärmung bis zu 30 Prozent aller Tierarten aussterben werden?

Reichholf: Gar nichts. Das ist Panikmache, für die es keine konkreten Belege gibt. Im Gegenteil spricht sogar vieles dafür, dass die Erwärmung förderlich ist für die Artenvielfalt. Es gibt einen klaren Zusammenhang zwischen Biodiversität und Temperatur. Von den Pol-

und Temperatur. Von den Polrandgebieten über die gemäßigten Breiten bis zum Äquator steigt die Artenzahl exponentiell an. Man kann es auf die Formel bringen: Je wärmer ein Lebensraum ist, desto artenreicher ist er auch.

SPIEGEL: Wollen Sie damit sagen, dass der Treibhauseffekt auf lange Sicht sogar helfen könnte, die Artenvielfalt zu erhöhen?

Reichholf: Ganz genau. Und das geht auch eindeutig aus den Erkenntnissen der Evolutionsbiologie hervor. Am Ende des Tertiärs vor wenigen Millionen Jahren, als es sehr viel wärmer war als heute, erreichte die Artenvielfalt ihren Höchststand. Ganz anders verlief die Entwicklung, als es mit den Eiszeiten dann kälter wurde: Vor allem im Norden kam es zu einem massenhaften Artensterben. Übrigens erklärt das auch, warum wir in Europa eine so hohe Aufnahmekapazität haben für Arten aus wärmeren Regionen in unserer artenärmeren Gegend gibt es eben noch viele unbesetzte ökologische Nischen.

SPIEGEL: Globale Erwärmung heißt für Sie also: mehr blühende Landschaften auf dem Planeten?

Reichholf: In der Tat. Wenn es wärmer wird, erhalten viele Arten neue Lebensräume. Die Gesamtbilanz ist eindeutig positiv – vorausgesetzt, wir vernichten die neu entstehenden Lebensräume nicht gleich wieder durch andere Eingriffe in die Natur. Es ist ja kein Zufall, dass auf der Roten Liste der in Deutschland gefährdeten Arten vor allem wärmeliebende stehen. Viele von denen könnten neue Chancen bekommen, bei uns zu überleben.

SPIEGEL: Unterschätzen Sie dabei nicht die hohe Geschwindigkeit der gegenwärtigen

Erwärmung? Viele Tiere und Pflanzen können sich doch gar nicht so schnell an ein verändertes Klima anpassen.

Reichholf: Gegen diese Behauptung spricht schon die Tatsache, dass es in der Vergangenheit sehr viel schnellere Klimaschwankungen gab als heute – ohne dass dies automatisch zu einem globalen Artensterben geführt hätte. Als Biologe sage ich Ihnen: Die wenigsten Tiere und Pflanzen sind an starre Klimabedingungen angepasst. Nehmen Sie nur unseren kleinen Zaunkönig. Viele denken, das sei so ein empfindliches Piepmätzchen. In Wahrheit geht es dem in Stockholm ebenso gut wie in München oder Rom; der lebt sogar in den Alpen oben an der Baumgrenze. Nur dort, wo gar keine Büsche oder



Eisbär (auf Spitzbergen), Tropischer Regenwald (in Uganda) "Je wärmer ein Lebensraum ist, desto artenreicher ist er auch"

Bäume wachsen, kommen auch keine Zaunkönige vor.

SPIEGEL: Aber es gibt doch durchaus Tiere, die in sehr engen Nischen existieren. Wie soll etwa der Eisbär die Erwärmung überleben?

Reichholf: Dann frage ich zurück: Wie hat der Eisbär denn die letzte Warmzeit überstanden? Vielleicht bildet Knut im Berliner Zoo ja eine Ausnahme; aber in Wildnis lebt der Eisbär nicht davon, Eis zu lutschen. Seine wichtigste Nahrung sind die Robben – und davon schlachten die Kanadier in jedem Frühjahr Zehntausende ab. Darum geht es den Eisbären immer schlechter – und nicht, weil es wärmer

wird. Schauen Sie sich doch nur mal seinen nahen Verwandten an, den Braunbären: Der kommt in einem riesigen Verbreitungsgebiet vor, das von Europa über Vorder- und Nordasien bis Kanada und die USA reicht. Ob die Bären überleben, hängt vom Menschen ab, nicht vom Klima.

SPIEGEL: Gibt es wirklich keine Tier- oder Pflanzenart, die durch eine weitere Temperaturerhöhung vom Aussterben bedroht ist? Reichholf: Mir fällt beim besten Willen keine ein. Es gibt zwar ein paar Strudelwürmer, die nur in eiskalt sprudelnden Quellen existieren. Dort, wo sich die Quellen erwärmen, scheinen diese Lebewesen tatsächlich zu verschwinden. Doch das kann auch Zufall sein. Denn die engsten Verwandten dieser Würmer halten ein

sehr viel breiteres Temperaturspektrum aus.

SPIEGEL: Müssen wir umgekehrt fürchten, dass die Malaria aufgrund der Erwärmung wieder bei uns ausbrechen wird?

Reichholf: Das ist auch so eine Legende. Viele Leute glauben ja wirklich, die Malaria werde sich mit zunehmender Erwärmung weiter ausdehnen. Dabei ist sie gar keine reine Tropenkrankheit. Im 19. Jahrhundert starben Tausende Menschen in Europa, auch in Deutschland, den Niederlanden und sogar in Skandinavien, an Malaria, obwohl sie ihre Heimat nie verlassen hatten; in früheren Jahrhunderten war diese Krankheit in Nord- und Mitteleuropa nämlich noch weit verbreitet. Erst durch Isolierung der Kranken, bessere Hygiene und Trockenlegung von Sumpfgebieten gelang es, bei uns die Malaria auszurotten. Von daher halte ich es für nahezu ausgeschlossen, dass die Malaria allein wegen des Klimawandels zu uns zurückkehrt. Wenn sie auftaucht, ist sie irgendwo eingeschleppt worden.

SPIEGEL: Wieso ist es eigentlich zum Dogma geworden, dass wir uns vor wärmeren Zeiten fürchten müssen?

Reichholf: Das ist mir auch ein Rätsel. Noch in den sechziger Jahren fürchteten sich die Menschen eher vor einer neuen Eiszeit – und das wäre auch eine große Gefahr für uns. Denn Zeiten mit Wetterverschlechterung waren die Katastrophenzeiten, nicht Phasen wärmeren Klimas. Gerade um eine wachsende Bevölkerung auf diesem Planeten zu ernähren, müssten wir uns ein wärmeres Klima wünschen. Denn in den warmen Regionen ist der Aufwand viel geringer, das Überleben zu sichern.

Interview: Olaf Stampf, Gerald Traufetter

BAUTECHNIK

Pfeffermühle im Wüstensand

Ein Dortmunder Architekt plant im Nahen Osten ein ehrgeiziges Projekt: In Riad, Dubai und Bahrein will er Bürotürme bauen, die ihren Energiebedarf komplett selbst decken.

berall in den Metropolen des Nahen Ostens wie Dubai und Riad ragen Wolkenkratzer in die Höhe - in der Sonne funkelnd und oftmals von extravaganter Form. Und doch war einer der Scheichs traurig bewegt: "Habt ihr denn nicht mal was mit einer tragenden Idee?", raunzte eines Tages Abd al-Hadi Sadik Pascha. Der Chef von Dubais Architektur-

behörde war grantig angesichts glänzender Gebäudekompositionen, deren Wert sich seiner Meinung nach gleichwohl nur in der bloßen Anmutung erschöpft.

Die Szene hat sich wahrhaft zugetragen. Und wie durch schicksalhafte Fügung war der Erretter für den nach technischer Innovation dürstenden Orient persönlich anwesend. Der kommt ausgerechnet aus dem von der Welt sonst wenig wahrgenommenen Dortmunder Vorort Oespel-Kley. Dort hocken die Mitarbeiter des Architekturbüros von Eckhard Gerber in einem klassizistischen Herrenhaus aus dem 19. Jahrhundert, das lange vom ersten Bauerngeschlecht am Platz bewohnt worden war.

In dem alten Gemäuer ersann eine Handvoll Architekten jüngst einen hochmodernen Turm - 322 Meter und 68 Stockwerke hoch soll der Riese aufragen, was ihm Platz 22 auf der Liste der welthöchsten Wolkenkratzer einbringen würde. Weit beeindruckender noch: Der Bau soll nicht nur ungewöhnlich wenig Energie schlucken, sondern diese auch noch komplett selbst erzeugen.

So etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht", preist Chefarchitekt Gerber sein Werk. Über die Bedeutung der eigenen Leistung urteilt der Meister selbstbewusst: "So ein Wurf passiert nur ganz selten."

Stadtverwaltungen und Projektentwickler in diversen arabischen Städten hätten den autarken Ökoturm, der derzeit nur als Computergrafik existiert, bereits als "phantastisch" und "genial" bejubelt, berichtet der Projektant. Noch in diesem Jahr will Gerber mit der Almoayed Holdings in Bahrein handelseinig werden, die das 300-Millionen-Euro-Projekt offenbar stemmen möchte. Der Investor gehört zu einer der fünf mächtigsten Familien des Inselstaats. Auch Finanziers in Dubai und Riad lockt der Spiritus Rector aus dem Ruhrgebiet mit seinem Hightech-Tower, der sich nur aus Sonne, Wind und Wasser speist.

In der Region ist Gerber kein Unbekannter. In der saudi-arabischen Haupt-

stadt Riad baut sein Büro sowohl die Königliche Nationalbibliothek als auch ein Wissenschaftszentrum samt Shopping Mall. Dass Gerbers Team auch in die Höhe vordringen kann, bewies zuletzt die Fertigstellung der 22-stöckigen Firmenzentrale für ein Tochterunternehmen des Energiekonzerns RWE in Dortmund.

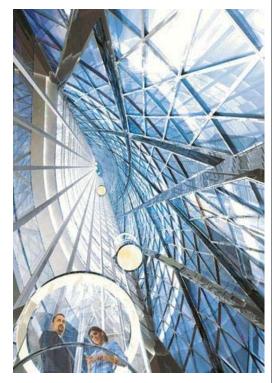
Mit dem Burdsch al-Taka (Energieturm) wagt der inzwischen emeritierte Professor nun ein weit kühneres Experiment - das



Energieturm, Fahrstühle, hängende Gärten (Computersimulation): Hightech-Tower, der sich nur

allerdings ohne die Unterstützung des Stuttgarter Ingenieurbüros DS-Plan kaum denkbar gewesen wäre. Die Bauberater aus Schwaben besorgten praktisch die Planung des gesamten technischen Apparats in und um den zylindrischen Giganten.

Besonders die Außenfront gilt gemeinhin als Problemzone der großen Glaskästen. Eine Studie des Darmstädter Instituts Wohnen und Umwelt offenbarte beispielsweise erst vor wenigen Jahren





aus Sonne, Wind und Wasser speist

dramatische Zustände in deutschen Bürohochhäusern. Dort braten die Angestellten der Erhebung zufolge im Sommer mitunter bei einer Zimmertemperatur von weit über 40 Grad Celsius im eigenen Saft.

Die Zylinderform des Turms soll der Sonne so wenig Angriffsfläche wie möglich bieten. Ein Schutzschild vom Boden bis zum Dach, der 60 Grad des riesigen Rundlings abdeckt, schützt die jeweils besonders betroffene Seite vor der gleißenden Bestrahlung. Kein Raum wäre so je direktem Sonnenlicht ausgesetzt. Das diffuse Licht an den anderen Seiten wird durch eine Mineralbeschichtung auf den Fenstern gemildert.

Die Fassade des Turms soll aus einer neuen Generation von Vakuum-Isolierglas entstehen, das erst ab 2008 auf dem Markt verfügbar ist. Die neuen Edelfenster sollen das Innenleben des geplanten Energieturms weitgehend von der äußeren Hitze abschirmen – unabdingbar in einer Region, in der die Außentemperatur im Hochsommer bis auf 50 Grad ansteigen kann. Möglich wird dies durch einen Qualitätssprung im Material: Die neuen Vakuumfenster lassen bis zu zwei Drittel weniger Wärme durch als die bislang üblichen Produkte.

"So ein Gebäude muss wie eine Thermoskanne funktionieren", sagt Energiemanager Peter Mösle von DS-Plan zum

Konzept. "Im Sommer muss es kühlen und im Winter warm halten."

Als Vorbild wählten die Bauplaner ein uraltes System aus Persien. Reiche Kaufleute mauerten dort schon vor Jahrhunderten Windtürme auf ihre Hausdächer und exportierten diese Idee schließlich in den arabischen Raum. Die inzwischen als Sehenswürdigkeit bestaunten Bauten funktionieren als natürliche Klimaanlage:

Durch Seitenöffnungen wird die Luft kühler Winde wie in einen Kamin eingesogen. Die schwere Kaltluft fällt nach unten und verdrängt die leichtere Warmluft. In der Wohnstube breitet sich trotz sengender Sonne eine wohlige Temperatur aus.

Architekt Gerber

"Seltener Wurf"

Gerbers Gesamtkunstwerk soll ähnlich funktionieren: Jener Unterdruck, der durch sich brechende Winde entlang dem Turm entsteht, soll die verbrauchte Raumluft durch Luftschlitze in der Fassade heraussaugen. Gleichzeitig, so der Plan, wird Frischluft durch ein Röhrensystem ins Gebäudeinnere gepumpt.

Meerwasser soll die Luft vorkühlen. Drei große Kühlmaschinen im Keller des Kolosses senken die Temperatur schließlich auf angenehme 18 Grad. Durch transparente Röhren wird die Frischluft in großzügige Atrien und von da aus in die Flure und Büros geleitet. In die Luftschächte – vielerorts eher Schandflecke mit Blech-

verkleidung – wollen die Planer blühende Gärten an Edelstahlseilen hängen.

Das Kühlzentrum in der Tiefe lässt derweil auch das Wasser in den Pipelines erkalten, die durch sämtliche Deckenböden laufen. Das Rohrschlangensystem ist als hochmoderne und sanfte Klimaanlage gedacht. Die Belästigung durch unangenehme Windströme entfällt.

Der Clou des Ganzen: So gewaltig auch der Aufwand scheint, die Betreiber des Turms müssen doch kein Kraftwerk dafür anzapfen. Ausreichend Strom produzieren eine 60 Meter hohe Turbine auf dem Dach der Öko-Immobilie sowie die insgesamt 15 000 Quadratmeter zweier Fotovoltaikanlagen. Zusätzliche Energie liefert eine Sonnenkollektor-Insel von 17 000 Quadratmeter Fläche, die in Sichtweite des Big Burdsch auf dem Meer treibt.

Mit dem überschüssigen Strom wird mittels Elektrolyse Wasserstoff aus Meerwasser gewonnen und in speziellen Tanks eingelagert. Nachts setzt die Kraftquelle dann Brennstoffzellen in Gang, die den umfänglichen Betrieb im Gebäude am Laufen halten und den Turm zum Leuchten bringen. Tagsüber lenken hingegen hochreflektierende Spiegel auf dem Dach das Sonnenlicht auf einen Lichtkegel, der sich wie eine Achse durch die Mitte des Bauwerks zieht und die einzelnen Stockwerke mit reichlich natürlicher Helligkeit versorgt.

So mutet der Burdsch al-Taka wie der jüngste Höhepunkt eines Trends an, der seit einiger Zeit zu beobachten ist: In Metropolen wie Chicago, New York oder Paris wachsen derzeit Wolkenkratzer in die Luft, die diverse Öko-Prädikate abstauben und augenscheinlich von einer grünen Welle im Hochbau künden.

Doch Energiemaestro Mösle blickt mit Geringschätzung auf das Treiben der Kollegen. "Die

bauen Häuser, die genauso ineffizient sind wie ihre Vorgänger", blafft der Null-Energie-Experte. Trotzig bescheinigt er der Konkurrenz: "Wir sind nicht eine, wir sind zwei Nummern besser."

Noch fehlt freilich der Nachweis, dass das Zusammenspiel der Kräfte die riesige Pfeffermühle im arabischen Wüstensand tatsächlich in einen wundersamen Kraftquell natürlicher Energie verwandeln kann. Wird sich also der Windpalast am Ende als Luftschloss entpuppen?

Bisher haben die verantwortlichen Ingenieure die Funktionsweise des Turms nur mit Simulationen am Rechner verifiziert. Genauer sind auch die Investoren nicht im Bilde. "Die werden das im Vorfeld nicht nachprüfen können", weiß denn auch Architekt Gerber und wiegt sich in Sicherheit: "Die haben vollstes Vertrauen in die Arbeit der Deutschen."





PSYCHOLOGIE

Drang zum Ding

Gibt es Liebe zu Laptops oder Sex mit Dampfmaschinen? Experten rätseln über die bizarre sexuelle Spielart der Objektophilie.

er 9. November 1989 war ein grauenvoller Tag für Eija-Riitta Eklöf-Mauer. Eine Horde Entfesselter trampelte in Berlin auf ihrem Ehemann herum, traktierte ihn mit Hämmern, riss ihm ganze Stücke aus dem Leib. "Angesichts all der emotionalen Verbundenheit, tiefen Liebe und den guten Erinnerungen, die mich mit ihm verbunden haben, war der einzige Weg zu überleben, dieses schreckliche Ereignis zu verdrängen", berichtete die Schwedin Jahre später traumatisiert auf ihrer Homepage.

Am 11. September 2001 wurde in New York der Geliebte der Berlinerin Sandy K. besbeziehung zu einem Menschen könnte ich mir nicht vorstellen."

Die radikale Abkehr vom zwischenmenschlichen Begehren machte die junge Frau nicht zur Einzelgängerin. Längst hat sie Einlass in einen Kreis von Gleichgesinnten gefunden, die sich allesamt der Liebe zur Sache verschrieben haben. Sie nennen sich selbst Obiektophile oder auch Objektsexuelle. Experten stehen bei der Deutung des Phänomens vor einem Rätsel.

Einzig der inzwischen emeritierte frühere Leiter des Frankfurter Instituts für Sexualwissenschaft, Volkmar Sigusch, glaubt sich auszukennen. In seiner Auslotung moderner "Neosexualitäten" widmet er sich ausführlich dem Hang zum Gegenstand. In ihm sieht der Sexforscher einen Beleg für seine These, dass die Gesellschaft zunehmend in die Asexualität treibe: "Immer mehr Menschen leben erklärtermaßen oder offensichtlich ohne eine intime und vertrauensvolle Beziehung zu einem anderen Menschen." Ein ganzes Heer Vereinsamter bevölkere die Städte: "Singles, Isolierte, Kultursodomiten, viele Perverse und Sexsüchtige."

die Anbahnung früherer Affären. Allmählich erkannte Joachim A.: "Seinem Objektpartner kann man sich in einer intimen Art und Weise zeigen und offenbaren, wie man sich keinem anderen Men-

defekten Heizung beginnen", erinnert sich

der inzwischen monogame Liebhaber an

schen gegenüber offenbaren würde." Dazu gehöre auch der Wunsch, "gemeinsam Sexualität zu erleben".

Zwar stellt die äußere Gestalt der Angebeteten den Wunsch nach partnerschaftlichem Vollzug mitunter vor Probleme - die von vielen Objektsexuellen jedoch sehr pragmatisch gelöst werden: Sandy K. ließ sich ein Modell der Twin Towers im Maßstab 1:1000 anfertigen. Wie beim Vorbild besteht die Fassade der Nachbildung aus eloxiertem Aluminium, "damit sie sich originalgetreu anfühlt". Die metallene Miniatur besitzt einen weiteren handfesten Vorteil: Sie rostet nicht, wenn Sandy K. "einfach mal ein wohltuendes Bad mit ihr zusammen" nimmt.

Der erotischen Erlebnisfähigkeit sind offenkundig kaum Grenzen gesetzt, so etwa, "indem man sich gemütlich im Bett zu-

sammenkuschelt – was mitunter sehr anregend wirkt".

Der Psychologiestudent Bill Rifka 35 Jahre alt und liiert mit einem iBook - gesteht wiederum, er habe "schon oft mit so manchem süßen Laptop auf Ebay geflirtet und dabei echte Lustgefühle empfangen". Wie alle Objektliebenden ordnet auch Rifka seinem Partner ein eindeutiges Geschlecht zu: "Mein Macintosh ist für mich männlich. Ich lebe also sozusagen eine schwule Beziehung."

Die homoerotische Neigung zum Objekt teilt er mit Doro B., 41. Die verguckte sich während der Arbeit in eine metallverarbeitende Maschine und spürte "auf Anhieb eine weibliche Präsenz". Von Stund an lockt die Apparatur mit "süßem Brummeln",

gibt mitunter aber auch Anlass zur Sorge: "Die Süße hat rumgezickt und mal wieder ihr Messgerät geschrottet", notierte B. ängstlich in ihrem Internet-Tagebuch.

Im Alltag muss Doro B. ihre Zuneigung "auf Küsschen und Streicheleinheiten beschränken – da ist es nicht so schlimm, wenn das mal jemand sieht". In den eigenen vier Wänden und "für mehr" holt sie dann ein Teilstück oder ein Modell der Gespielin hervor. Dies sei "allerdings kein Ersatz, sondern eine Ergänzung. Daher ist es für mich auch kein Betrug. Das Modell dient als eine Art Faxgerät, um der Liebsten meine Gefühle zukommen zu lassen".

Als krankhaft mag Sexualforscher Sigusch solche Sonderbarkeiten nicht klassifizieren. "Die Objektophilen schaden niemandem, missbrauchen und traumatisieren keine anderen Menschen", urteilt er und folgert milde: "Von wem kann man das schon sagen?" FRANK THADEUSZ





Objektophile Joachim A., Sandy K.: Kaum Grenzen der erotischen Erlebnisfähigkeit

auf offener Straße regelrecht hingerichtet. Ort und Tatzeit beider Fälle mögen weit auseinanderliegen, doch die Besonderheit der Umstände schuf aus beiden Frauen eine - wenn auch unausgesprochene -Schicksalsgemeinschaft.

Im Jahr 1979 hatte Eklöf mit der Berliner Mauer den Bund fürs Leben geschlossen. Seither trägt sie, amtlich beglaubigt, ihren Doppelnamen. Sandy K. war seit ihrem achten Lebensjahr heillos verliebt in die New Yorker Zwillingstürme. Weder waren die Lebenspartner der beiden Hinterbliebenen übermäßig gesprächig, noch schienen sie Qualitäten als Verführer zu besitzen. Doch ihren Verehrerinnen galten die Bauwerke als männlich, sexy und ausgesprochen begehrenswert.

Der Drang zum Ding scheint so übermächtig, dass Sandy K., 25, bekennt: "Ich fühle mich im Bereich der Liebe ausschließlich zu Dingen hingezogen, eine Lie-

"Wir sind keineswegs bloße Fetischisten", beteuert Joachim A. und erläutert sogleich den Unterschied: "Für den einen oder anderen wird das Auto zu einem Fetisch, über den er sich selbst in Szene setzt. Dem Objektsexuellen hingegen ist einzig und allein das Auto selbst der begehrte Sexualpartner, um den sich all seine sexuellen Phantasien und Emotionen ranken."

Der 41-Jährige erkannte und akzeptierte seine Neigung als Zwölfjähriger. Damals stürzte er sich Hals über Kopf "in eine emotional und körperlich sehr komplexe, innige und langjährige Beziehung" zu einer Hammondorgel. Inzwischen ist Joachim A. seit einigen Jahren ziemlich fest mit einer Dampflokomotive zusammen. Da seine Hormone besonders durch das technische Innenleben von Dingen in Wallung geraten, endeten in der Vergangenheit besonders Reparaturen im Seitensprung. "So konnte eine Liebesgeschichte durchaus mit einer



BILDUNG

Im Buggy zum Sprachkurs

Dreijährige üben Rhetorik und Ökonomie, Babys brabbeln englische Abzählreime: Internationale Anbieter von Vorschulbildung entdecken den deutschen Markt.

amstags um zehn steht für Tim seit ein paar Wochen Mathematik auf dem Programm. Für 25 Euro pro Stunde erläutert Pädagogin Ulrike Körsmeier ihm und seinen sechs Mitschülern die Grundlagen der Geometrie. Das Ungewöhnliche des Unterrichts in einer schicken Berliner Altbauwohnung: Tim ist erst zwei.

In Hamburg-Rahlstedt rollen Finja, Melissa, Fabienne und Leon jeden Mittwoch Punkt drei Uhr in ihren Buggys zum Englischkurs. Sie sprechen noch nicht viel in der fremden Sprache, aber das ist kein Grund zur Sorge, denn auch ihr Deutsch ist dürftig: Die vier Knirpse sind knapp über ein Jahr alt.

Damit sind sie keineswegs besonders früh dran. Die privaten "Helen Doron"-Sprachschulen bieten seit kurzem auch Kurse für Säuglinge ab drei Monate an. Im Rahlstedter Learning Center laufen diese "Baby's Best Start"-Lektionen zwar noch nicht, aber nur aus Platzmangel: Die drei buntgestrichenen Unterrichtsräume sind bereits durchgehend ausgebucht.

Maliwan Wenzel, Leons Mutter, kommt aus Thailand, ihr Mann ist Deutscher, der Kleine wächst ohnehin zweisprachig auf. Warum dann noch Frühenglisch? "Englisch ist wichtig", sagt Wenzel.

So denken viele Eltern. Die Klagen über die Mängel des deutschen Bildungssystems haben selbst die Eltern der Allerkleinsten verunsichert. Längst verzeichnen nicht mehr nur private Schulen Zulauf: Auch das Geschäft mit der Elementarbildung kommt

mächtig in Schwung. "Die Eltern haben Angst, dass ihre Kinder nicht angemessen gefördert werden", sagt der Frühpädagoge Wassilios Fthenakis, "deshalb kaufen sie schon für die Kleinsten Bildung zu."

Das Rahlstedter "Helen Doron"-Center etwa führt eine Warteliste mit 90 Kindern. Und auch andernorts wächst die Nachfrage schneller als das Angebot: Fast 800 "Helen Doron"-Lehrkräfte unterrichten derzeit 23 000 Kinder zwischen Säuglingsalter und 14 Jahren; im Vorjahr waren es noch 14 000 Schüler. "Deutschland ist für uns im Moment der am schnellsten wachsende Markt", sagt Richard Powell, Deutschland-Chef der britischen Sprachschulkette. Die Familien zahlen rund 40 Euro im Monat plus einmalig 75 Euro für Lernmaterial.

Den Eltern des kleinen Tim aus Berlin reicht bloßes Englisch nicht. Ihr Sohn ist einer der ersten Kunden des US-Unternehmens "Fastrackids", das im Januar seine erste Deutschland-Dependance eröffnet hat. Schon gibt es genug Anmeldungen für eine zweite Klasse, Filialen in Hamburg und Düsseldorf sind geplant.

Der Bildungskonzern bietet seinen dreibis sechsjährigen Schülern ein Curriculum, das ein wenig nach gymnasialer Oberstufe klingt: In zwölf Blöcken von jeweils zwei Monaten stehen Mathematik, Kommunikation, Astronomie, Ökonomie und sogar "Lebensstrategien" auf dem Lehrplan.

Der Unterricht kommt dann aber doch eher bunt und kindgerecht daher. In Mathe



Kleinkind beim Frühenglisch: Privates Baby-Tuning

Pädagogin Körsmeier, Schüler (in Berlin) "Hallo, ich bin ein Kreis"

zum Beispiel kriegen die sieben Kleinen via Smartboard – einer interaktiven Tafel mit Lautsprecher – Besuch von verschiedenen geometrischen Figuren. "Hallo, ich bin ein Kreis, es ist so schön, euch kennenzulernen", quakt es da.

Dann dürfen die Kinder, die wie auch die Pädagogen in blaue Fastrackids-Poloshirts gekleidet sind, auf bunten Bildern alles finden, was aussieht wie ein Kreis. Patschen sie mit der Hand auf etwas Rundes, ertönt eine lustige Melodie.

In Astronomie werden die Kleinen später Planeten über das Smartboard schieben, in Geologie basteln sie einen Vulkan, und in Biologie schauen sie, was passiert, wenn man eine Blume nicht gießt. "Zwischen drei und sechs Jahren sind Kinder besonders aufnahmefähig", erklärt Angelika Mensler-Bielka von Fastrackids, "dieses Zeitfenster wollen viele Eltern nutzen."

So wie Astrid Nelke-Mayenknecht, Mutter von Tim: "In anderen Ländern wird viel mehr Wert auf frühkindliche Bildung gelegt", sagt die PR-Beraterin. Englisch lernt Tim schon im englischen Kindergarten: "Das hier ist noch mal was anderes", findet die Mutter.

"Der Druck auf die Eltern wächst, nur ja keine Chancen auszulassen", konstatiert Bildungsforscher Fthenakis. "Aber kleine Kinder lernen immer situationsbedingt, solche Programme müssen auch etwas mit ihrem Alltag zu tun haben."

Andererseits, so Fthenakis, böten private Lernstätten oftmals das, was die staatlichen lange versäumt haben. "Der öffentliche Sektor hat sich nicht angemessen entwickelt", kritisiert Fthenakis. Die Diskussion um Kita-Bildungspläne und die Reform der Erzieherinnen-Ausbildung kämen in Deutschland erst allmählich in Gang. "Vielen Eltern geht das zu langsam", meint auch Hans Rudolf Leu, Kleinkindforscher am Deutschen Jugendinstitut in München.

So sehen Leu und Fthenakis den Boom der Privaten vor allem als Nachteil für jene, die sich Frühenglisch und Baby-Mathe nicht leisten können: "Die Schere im

System wird sich weiter öffnen, wenn der öffentliche Bereich nicht schnell aufholt", glaubt Fthenakis. So könnte, wer von seinen Eltern nicht zum privaten "Baby-Tuning" angemeldet wurde, schon bei der Einschulung hinterherhinken.

Fastrackids-Schüler Tim ist für das staatliche Bildungssystem ohnehin schon verloren. Unter Lehrermangel und Stundenausfall solle er später nicht leiden, findet Mutter Nelke-Mayenknecht: "Eine öffentliche Schule kommt für uns nicht in Frage."



AUTOMOBILE

Rappelnder Rochen

Aus dem jüngsten Entwurf des Design-Rebellen Luigi Colani wurde ein Dreirad, das doppelt so schnell aussieht, wie es ist. Nun tobt der Meister.

Sicher gibt es Gebrauchsdesign, das nicht von Luigi Colani stammt. Aber was für welches?

Das meiste sei "Rotz", so das Urteil des Künstlers. Colani ist 78 und zweifellos ein Mann von globaler Prominenz. Dass sein Ruhm weniger auf konkreten Werken fußt als auf markiger Manöverkritik im Feld der Formenlehre? Ach, das behaupten nur "Pfeifen", Menschen ohne Sinn für die Magie dieses Lebenswerks.

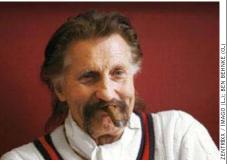
Ünvergessen ist Colanis Ruder-Achter für die deutsche Olympiamannschaft von 1972. Das Sportgerät war derart strömungsoptimiert, dass es, kaum vom Stapel gelaufen, zum U-Boot wurde. Auch die Transportbranche versuchte Colani mit aerodynamischen Lastwagen zu beglücken. Ihre vollverglasten Fahrerhäuser ließen Trucker bei Sonnenschein in subtropischer Hitze köcheln.

Eines der größten aller Segelflugzeuge verdankt die Welt ebenfalls Luigi Colani; es war ein Auftrag für "die Superidioten von der Nasa", die das kaum manövrierbare sechsflügelige Luftgefährt nach kurzer Erprobung fallenließen – aus schierer Flugangst: "Die Piloten", erinnert sich der Meister, "standen bis zum Hals in ihrer Pisse."

Wer sollte diesen Mann nicht ehren?

Mit seinem jüngsten Werk widmete sich der gebürtige Berliner nun wieder einmal dem Kraftfahrzeugbau, einer urdeutschen Disziplin von höchster volkswirtschaftlicher Relevanz. Nur leider, klagt Colani, seien die heimischen Autodesigner "mit den Händen an der Hosennaht eingepennt".

Um die Zunft nun zu wecken, schuf er ein Dreirad mit Kunststoffkarosserie, deren rochenartige Gestalt bewährtes Biodesign aufnimmt: "Getier und Pflanzenwelt in Gewässern" nennt Colanis Website als Vorbilder. Auch ein Produzent bot sich an: Der Maschinenbauer Martin Preuss, Eigner einer Sieben-Mann-Firma in Plankstadt bei Heidelberg, schuf inzwischen zwei Exemplare, nannte sie "Street Ray" (Straßenrochen) und steht bereit, auf Anfrage auch weitere zu fertigen.



Designer Colani "Gar nicht so gewollt"

Zum Stückpreis von 25000 Euro, dem Gegenwert eines gut ausgestatteten Mittelklassewagens, liefert Preuss ein einsitziges Gefährt von erhabener Schlichtheit. Auf störendes Beiwerk wie Windschutzscheibe, Dach oder Fenster wurde verzichtet. Eingestiegen wird wie in ein Formel-1-Auto von oben unter Entnahme des Lenkrads. Als mögliche Klientel nennt Preuss "Leute, die Spaß an Technik und Design haben".

Allerdings sollten diese nicht den Rausch der Geschwindigkeit suchen. Die Karosserieform lässt zwar vermuten, dass hier ein Raketendreirad an der Schallmauer rüttelt; die Wahrheit jedoch ist Käfer-Tempo. Preuss montierte einen 40-PS-Rollermotor in den Street Ray. Der bringt den Rochen auf 140 Stundenkilometer – und Luigi Colani auf die Palme.

"Ein Riesenfehler", donnert der Formenfilou. "Jetzt sagen die Leute alle: 'Hihi, der Colani, der baut Kabinenroller.' Ja Scheiße, das war doch gar nicht so gewollt."

Preuss kann diese Kritik nachvollziehen. Gespräche mit Interessenten enden oft bei der Frage nach der Höchstgeschwindigkeit: "Da rümpfen die Leut dann die Nas." Doch was soll er tun? Das Fahrzeug verträgt nicht wirklich mehr. Schon bei Schritttempo auf unebener Straße beginnen die Rochenflügel eindrucksvoll zu rappeln.

Die europäischen Zulassungsvorschriften geben Herstellern von Dreirädern großen Spielraum. Der Gesetzgeber fordert noch nicht einmal Crash-Versuche. Das macht die Entwicklung erheblich billiger, entlässt den Konstrukteur jedoch nicht aus der Produkthaftung.

Im Versuchsbetrieb mit länger übersetztem Getriebe wagte sich Preuss einmal deutlich über die 140 hinaus. "Das ist subjektiv kein schönes Fahren mehr", erklärt er. Der Wagen fühle sich dann vorn "schon arg leicht" an. Hat Colani versehentlich ein Flugzeug entworfen?

Alles Quatsch, konstatiert der Designer und plädiert für ein schweres Motorradtriebwerk: "Mit so einem Hayabusa-Motor könnte das Ding 300 gehen und mehr, das ist ja aerodynamisch dafür ausgelegt." Die Vorbehalte des Technikers Preuss seien durchaus ehrenwert, aber eben doch störend: "Diese Leute sind viel zu ordentlich und sauber für die Automobilwelt. Die machen alles so liebevoll, verdammt. Wenn man da nicht ständig mit Arschtritten dazwischengeht, dann wird das nichts."

Eine solche Form der Zusammenarbeit strebt der Plankstädter Fahrzeugbauer bei allem Respekt nicht an. Gleichwohl entwickelt er derzeit ein Dreirad, das den dynamischen Eckdaten der Colani-Vision nahekommen könnte: Es soll über 170 PS haben und damit gut 280 km/h erreichen.

Skizzen immerhin existieren. Sie zeigen ein Fahrzeug, dessen Form sich am klassischen Rennwagen-Design mit schlankem Karosseriekörper und freistehenden Rädern orientiert. Ein Mitwirken von Herrn Colani, sagt Preuss, sei diesmal nicht vorgesehen.

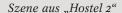
st Die Zwillingsräder im Heck gelten zulassungsbehördlich als ein Rad.

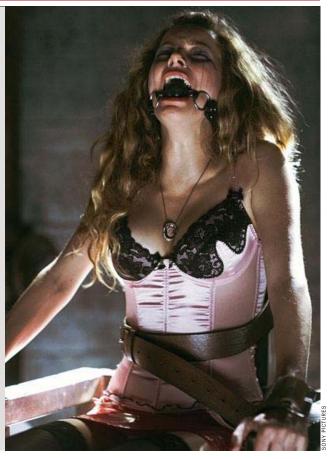
Szene Kultur

HOLLYWOOD

Das nächste Massaker?

ie Stimme klingt höhnisch: "Jedes Jahr werden in Amerika 10 000 Menschen mit einer Schusswaffe getötet. Über 2000 Menschen werden erstochen." Es folgt ein leises Lachen, dann die gnadenlose Feststellung: "Amerikaner haben einfach keine Phantasie." Mit diesen martialisch-verächtlichen Worten und Aufnahmen diverser Folterwerkzeuge wirbt derzeit der Filmverleih des Sony-Konzerns für seinen neuesten Horrorfilm "Hostel 2", der im Juni in Europa und den USA in die Kinos kommen soll. Doch nach dem Amoklauf eines Studenten an der Virginia Tech University in Blacksburg, bei dem Mitte April 32 Menschen ermordet wurden, sind derart brutale Filme umstrittener denn je. So kritisiert die Federal Trade Commission der US-Regierung, dass die Hollywood-Studios noch immer via Internet auch solche Filme an Jugendliche verkaufen, die eigentlich nur für Erwachsene freigegeben sind. Auch die Studios reagieren: Mehrere Horrorfilm-Projekte wurden verschoben; die Produktion "Dark Matter", die den Amoklauf eines Studenten an der Universität Iowa im Jahr 1991 nacherzählt (fünf Tote), hat bislang in den USA keinen Verleih gefunden. Ob den Zuschauern nach dem echten Massaker von Blacksburg die Lust auf fiktive Metzeleien vergangen ist, wird sich jedoch erst an den Kinokassen herausstellen. Zweifel sind angebracht: Der erste "Hostel"-Film von 2005 (Produktionskosten: etwa 5 Millionen Dollar) spielte weltweit über 80 Millionen Dollar ein.





FOTOGRAFIE

Zeitlos glücklich

Der Sammelband mit seinen besten Farbbildern heißt "Unverschämtes Glück", auch wenn der Fotoreporter Robert Lebeck diesem Glück oft ein bisschen nachhelfen musste. Zum Beispiel beim Besuch von Gerhard Schröder 1999 im Kosovo: Lebeck heftete sich einfach das Namensschild von dessen Redenschreiber ans Revers – und

schaffte es so als Einziger aus dem Journalisten-Tross in den Kanzlerhubschrauber. Lebeck fotografierte auch Willy Brandt mit Hund, Elvis Presley als Soldat, den Ajatollah Chomeini ohne Turban und immer wieder die Schauspielerin Romy Schneider, die für ihn sogar ungeschminkt posierte. "Ich bin in jeder Situation dafür, erst einmal das Foto zu machen. Ob es veröffentlicht wird, kann man hinterher immer noch diskutieren", sagt der Pragmatiker. Viele großartige Bilder sind so im Laufe sei-

ner über 50-jährigen Karriere entstanden, meist im Auftrag der Zeitschrift "Stern", doch mittlerweile sind sie, ohne Magazin-Aktualität, längst zu zeitlosen Klassikern des Fotojournalismus gereift. Am Freitag dieser Woche wird Lebeck, 78, für sein Lebenswerk mit dem Henri Nannen Preis ausgezeichnet. Die Hamburger Flo Peters Gallery zeigt ab Mittwoch dieser Woche eine große Lebeck-Ausstellung mit mehr als hundert Arbeiten aus fünf Jahrzehnten (bis zum 16. Juni).





Lebeck-Fotos von Brandt (1972) und Presley (1958)

LITERATUR

Wunderbare Bürowelt

al ehrlich: Gibt es Leute, die mehr Inerven als die lieben Kollegen? Man hat sie sich nicht ausgesucht, aber man verbringt den größten Teil des Tages mit ihnen und ihren Gewohnheiten, Charakterschwächen und Körpergerüchen. Und dann wird man krank. Und stellt fest, dass sie einem fehlen, die lieben Kollegen samt ihren Klatschtreffs am Kopierer und ihrem täglichen Kantinenappell um Punkt zwölf Uhr. Denn wer kennt uns eigentlich besser? Die menschlichen Dynamiken des Büroalltags werden in der Gegenwartsliteratur viel zu selten ausgelotet. Darum ist "Wir waren unsterblich", der fabelhaft beobachtende und ausnehmend komische Debütroman des jungen Amerikaners Joshua Ferris, gar nicht hoch genug zu loben. Er spielt in einer Werbeagentur in Chicago am Ende des

JOSHUA FERRIS Wir waren unsterblich New-Economy-Booms: Die Aufträge werden weniger und die Kündigungen mehr. Die Angst geht um auf den Agenturfluren – und die Langeweile.

Ihre Zeit verbringen die Angestellten damit, die Deckenplatten in ihren Büros zu zählen oder Gerüch-

te weiterzutragen, besonders gern über ihre Chefin Lynn, die vielleicht (oder auch nicht?) an Brustkrebs leidet, und über den geschassten Werbetexter Tom, der vielleicht (oder auch nicht?) einen Rachefeldzug plant.

Was mit Lynn und Tom geschieht, macht fast schon die ganze Handlung aus. Viel mehr interessiert sich Ferris, 32 für die Rituale des endlos um sich selbst kreisenden Büro-Mikrokosmos. In einem gewagten Schachzug erzählt er nahezu den ganzen Roman in der ersten Person Plural, und diese Wir-Perspektive erfasst genau die Komplexität jenes Gemeinschaftsgeschöpfs, gewöhnlich Kollegenkreis genannt, zu dem die Angestellten bei Dienstantritt verschmelzen. Es ist das Wir der geteilten Rituale, Erniedrigungen, stillen Übereinkünfte und Karriereziele: selten eingestanden und doch sehr real.

Am Ende möchte der Leser geradezu seine eigenen Kollegen umarmen – oder ihnen zumindest so einiges verzeihen.

Joshua Ferris: "Wir waren unsterblich". Aus dem Amerikanischen von Frank Wegner. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek; 448 Seiten; 12 Euro. KUNSTMARKT

"Das Geschäft ist sicherer denn je"



Philipp Herzog von Württemberg, 42, Deutschland-Chef des Auktionshauses Sotheby's, über riskante Garantiezahlungen an die Anbieter von Werken

SPIEGEL: Herr von Württemberg, am 15. Mai versteigert Sotheby's in New York ein Bild des Malers Mark Rothko. Ihr Haus soll dem Besitzer David Rockefeller 46 Millionen Dollar garantiert haben – die er unabhängig vom Auktionsergebnis erhält. Warum gehen Sie ein solches Risiko ein?

Württemberg: Wir haben Stillschweigen über Details vereinbart. Garantiesummen aber verlangt der Wettbewerb nun einmal. Um einen Sammler mit tollen Werken bemühen sich auch andere. Aber ein Risiko?



Rothko-Werk "White Center" (1950)

Kino in Kürze



Szene aus "Shoppen"

"Shoppen" erzählt von einem Kennenlern-Quickie als tragikomischer Lachnummer - neun Männer und neun Frauen suchen bei einem sogenannten Speed-Dating einen Partner fürs Leben oder für die nächste Nacht. In jeweils nur minutenkurzer Redezeit entlarven sich die Großstadt-Singles als miese Angeber oder triumphieren als aufblühende Mauerpflanzen: Mit diesem eher klapprigen Story-Skelett und viel Witz und Tempo brachte es der Debütspielfilm des Regisseurs Ralf Westhoff bereits bei den Hofer Filmtagen im vergangenen Herbst zum Publikumserfolg. Westhoff, 37, ist ein Selfmade-Kinomacher, der nie eine Filmhochschule besucht und die meisten seiner Schauspieler in der Münchner Kleintheaterszene zusammengetrommelt hat. Nach dem Riesenerfolg von "Sommer vorm Balkon" markiert "Shoppen"

auch die Rückkehr eines lange Zeit verfemten Genres ins Kino: Die deutsche Beziehungskomödie erwacht zu neuem, rasantem Leben.

"1:1" spielt in Dänemark, wo der Streit um die Mohammed-Karikaturen seinen Anfang nahm – und doch erzählt Regisseurin Annette K. Olesen eine universelle Geschichte über Stolz und Vorurteile. Schauplatz ist eine Siedlung in Kopenhagen, einst ein Vorzeigeprojekt, mittlerweile auf dem Weg zum Ghetto. Die junge Dänin Mie (Joy Petersen) und der Palästinenser Shadi (Mohammed-Ali Bakier) gefallen sich als multikulturelles Traumpaar des Viertels, bis Mies Bruder ins Koma geprügelt wird. Schon brennt die Luft zwischen Dänen und muslimischen Einwanderern. Bis der Fall gelöst ist, durchlebt der Zuschauer ein kitschfreies Moraldrama.



Bakier (r.) in "1:1"

Kultur

SPIEGEL: Der Auktionsrekord für Rothkos Kunst liegt bisher bei 22,4 Millionen Dollar. **Württemberg:** Mit einem Bild von Jackson Pollock haben wir 2006 rund 140 Millionen Dollar umgesetzt, warum sollte ein qualitativ ebenbürtiger Rothko nicht wenigstens 40, 60 oder sogar 80 Millionen Dollar oder mehr erreichen?

SPIEGEL: Insgesamt, so heißt es in der Branche, wende Sotheby's für seine diesjährigen Frühjahrs- und Herbstauktionen Garantiesummen von 300 Millionen Dollar auf. Ein Rekord?

Württemberg: Unabhängig von solchen Gerüchten nur so viel: Gewisse Beträge erscheinen nur auf den ersten Blick hoch. Wir haben im vergangenen Jahr 3,75 Milliarden Dollar umgesetzt. Auktionen sind ein Wachstumsmarkt. Viele Werke werden ersteigert, nach wenigen Jahren erneut auf den Markt gebracht und erzielen noch höhere Preise. Dieses rasante Tempo gab es früher nicht. SPIEGEL: Deutet es nicht auf eine gewisse Leichtfertigkeit hin, dass neuerdings so selbstverständlich Garantiesummen gegeben werden?

Württemberg: Die könnten wir uns gar nicht erlauben. Die Konkurrenz ist nicht börsennotiert, wir hingegen müssen unsere Investitionen auch vor unseren Aktionären verantworten. Im Grunde ist das Geschäft sicherer denn je, wir haben mehrere Standbeine. Früher wurden hohe Umsätze nur mit den Impressionisten erzielt. Heute verdient man in vielen Bereichen gutes Geld, insbesondere auch mit zeitgenössischer Kunst. Der Kreis der Kunden wird immer größer. Die Nachfrage ist riesig.

SPIEGEL: Eben. An Nachschub zu gelangen ist schwer. Zuletzt hat Christie's Sie beim Kampf um exquisite Ware oft ausgestochen und entsprechend hohe Umsätze erzielt. Was lief für Sie falsch?

Württemberg: Mal schneidet Christie's besser ab, mal wir. Mit welchen Garantiesummen die Konkurrenz die Einlieferer überzeugt und ob sich das rechnet, weiß ich nicht. Sotheby's konzentriert sich auf Qualität, nicht auf Masse. Wir versteigern ungefähr 100 000 Lose pro Jahr, Christie's rund das Doppelte.

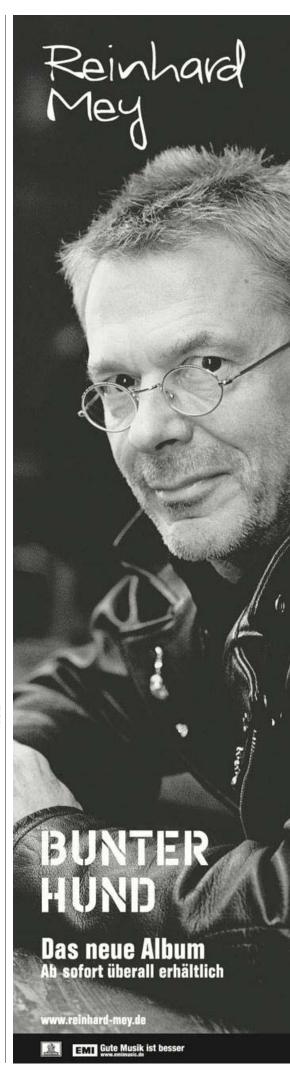


Donald Duck

COMIC

Kulturzentrum Paulahölzchen

Unter den Kreaturen, die der Disney-Konzern hervorgebracht hat, vereint der unverwüstliche Unglückserpel Donald Duck, 73, womöglich die weltweit größte Fangemeinde, darunter den Ingolstädter Juristen Gerhard Severin und den SPD-Bürgermeister von Schwarzenbach an der Saale, Alexander Eberl. Gemeinsam wollen die beiden Entenfreunde dem Comicstar und seiner deutschen Übersetzerin Erika Fuchs, die in der oberfränkischen Stadt mehr als fünf Jahrzehnte die Geschichten des amerikanischen Duck-Vaters Carl Barks übertrug, ein Erinnerungszentrum errichten. Severin steuert seine Sammlung aus Büchern, Vorträgen, Originalheften und rund 3000 Donalds bei. Eberl stellt ein Gebäude zur Verfügung, plant einen Radweg zu realen Schwarzenbacher Stationen wie dem "Paulahölzchen", dem "Zahnarzt Dr. Herrmann" oder dem "Schiedateich", die Donaldisten aus dem Entenhausen der 2005 verstorbenen Erika Fuchs vertraut vorkommen dürften. Auch der Dichter Jean Paul sei bekanntermaßen mit Schwarzenbach verbunden, sagt Eberl, "aber den haben natürlich längst nicht so viele gelesen".



SCHRIFTSTELLER

"Ich sterbe doch gerne"

Im vergangenen Herbst diagnostizierten die Ärzte bei Walter Kempowski Krebs. Sie gaben ihm noch drei Monate zu leben. Die hat er überschritten und nutzt die Zeit für seinen letzten Roman. Jeder Tag ist ein großes Glück – auch für die Nachwelt. Ein Vorruf. Von Benjamin von Stuckrad-Barre

uf dem schwarzen Flügel liegen Choral-Noten: "Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen/Dass man ein solch hart Urteil hat gesprochen?/Was ist die Schuld, in was für Missetaten/Bist du geraten?"

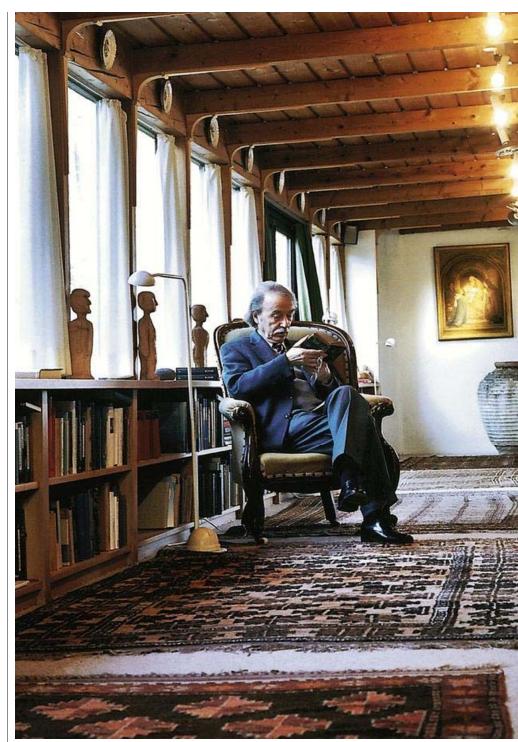
Hildegard Kempowski steht neben dem Flügel an der langen Fensterfront des Saals, der für Seminare und Lesungen ans Wohnhaus in Nartum, Niedersachsen, angebaut wurde. "Walter hat gesagt, Sie kommen bestimmt, um dann beizeiten einen hübschen Nekrolog zu verfassen", sagt sie und guckt hinaus auf die Felder.

Sie erzählt von der Krebserkrankung ihres Mannes, dass er inzwischen weitgehend künstlich ernährt wird, dass er an fester Nahrung nur noch Apfelmus und Melonen zu sich nehmen kann. Und die Melonen hätten aber bitte reif zu sein, allerdings auch nicht zu reif. Sie lacht. In Kempowskis Tagebüchern ist öfter zu lesen, dass andere Menschen häufig fragten, wie sie es überhaupt aushalte an der Seite eines solchen Egozentrikers. Hildegard Kempowski hat es gut ausgehalten. Ohne sie, auch darüber geben die Tagebücher Auskunft, hätte er sein umfangreiches und in jeder Hinsicht beeindruckendes Werk nicht in die Welt stellen können. Einer der Lieblingssätze Kempowskis ist dieser: "Kempowski gilt als schwierig" - nur echt mit Schulterzucken und unschuldigem, extra dämlichdurchsichtigem Blick.

Momentan schlafe er, sagt sie, sie gehe dann mal nach oben, ihn zu wecken. Aber er schläft gar nicht, und oben ist er auch nicht, er sitzt nur ein paar Meter weiter, im an den Saal angrenzenden Turm, in sich versunken – vielleicht, wahrscheinlich sogar, hat er uns belauscht.

Da kommt er angeschlurft, trägt einen Rucksack in der rechten Hand, aus dem ragt ein Schlauch, dessen Ende unters Hemd führt, so ernährt er sich. Listig, vergnügt, skeptisch – so hat er immer geguckt, so wird er immer gucken. "Na, mein Herr? Sie sehen aber gut aus, machen Sie Sport?" Nein, niemals. Das, sagt Kempowski, das sei auch gut so.

Und weil man bei ihm bitte immer direkt sein soll, sagt man es eben: Sein gesamtes Werk ist durchwoben von der brutalen, dabei niemals hämischen Variation über das Päckchen, das ein jeder zu tragen hat,



Autor Kempowski in seinem Wohnhaus in Nartum (2005): "Und jetzt hängen ihm sogar die

welche Schuld, welches Schicksal einer mit sich auch herumträgt, in welche Missetaten er geraten ist – Kempowski war immer der Rucksack-Experte, den vor allem interessierte, wie dieser jeweils geschultert wurde.

Nun trägt also dieser spätestens durch sein Mammut-Collagewerk "Das Echolot" zum Paradeschulterer des Landes Gewordene seinen Defekt, der gleichzeitig seine Rettung ist, so prosaisch mit sich herum, in diesem Nylonrucksack.

Ohne seine Haftzeit in Bautzen von 1948 bis 1956, das hat er immer wieder gesagt,



Thomas-Mann-Tagebücher zum Hals raus"

hätte er all seine Bücher weder schreiben müssen noch können. Und er findet diese Banaldeutung auch gar nicht albern, es ist ja ein Missverständnis, dass man mit ihm nicht reden könne, dass man bei ihm vorsichtig sein müsse. Nein, mit Kempowski konnte und kann jedermann jederzeit reden, außerhalb der bitte zu beachtenden Mittagsruhe. "Ja, Päckchen tragen, stimmt, das ist gut. Man muss dankbar sein. Leicht gesagt, aber das ist eben meine Erfahrung: Je monströser das Leid, das man zu tragen hat, desto leichter ist es vielleicht. Wenn einem die Frau wegläuft, ist das im Grunde kein Problem. Aber dass man die großen schrecklichen Einbrüche im Leben umdrehen kann - darum geht es."

In der Vorbemerkung zum "Echolot" beschreibt Kempowski ein Erlebnis, das als Urknall seines Werks erscheint: Ein "eigenartiges Summen" vernahm er beim Hofgang in Bautzen, und der Wärter erklärte dem Häftling Kempowski, "das sind Ihre Kameraden in den Zellen, die erzählen sich was".

Jede drittklassige Demonstration in Deutschland richtet sich "gegen das Vergessen", wirklich ernst gemacht mit diesem Leitspruch hat aber hierzulande niemand so wie Walter Kempowski, beeindruckt, ja traumatisiert davon, dass in Bautzen damals dieser "babylonische Chorus ausgesendet wurde, ohne dass ihn jemand wahrgenommen oder gar entschlüsselt hätte". Und so ist seine Chronik des deutschen Bürgertums mit all ihren Seitenarmen eine Art Fangnetz, ein Abflusssieb des 20. Jahrhunderts. All denen, die er zitierte und montierte, gab er mit seinem Werk eine Stimme; begonnen hat er damit in Bautzen, wo er tatsächlich eine Weile lang das Amt des Häftlingschorleiters innehatte.

"Faction" nannte er es und trieb ein Verfahren auf die Spitze, dessen sich auch Thomas Mann, Karl Kraus, Georg Büchner und natürlich Goethe schon bedient hatten, aber da Dummheit hierzulande keinen direkten Straftatbestand darstellt, kamen natürlich auch gegen Kempowski immer mal wieder Plagiatsvorwürfe auf. Oder er wurde gefragt, wann er denn endlich mal wieder "was Eigenes" schreiben werde.

Wir nehmen Platz im Teepavillon, draußen scharren die Hühner im Dreck beziehungsweise Futter. Auch wieder sehr Kempowski-literarisch, diese Verfahrensweise. Zwischen Messingstövchen und Lesebrille liegt ein Notizbuch auf dem Tisch, Kempowskis Tagebuch. "Gucken Sie ruhig rein!" Veröffentlicht hat er bislang seine Aufzeichnungen der Jahre 1983 ("Sirius"), 1989 ("Alkor") und 1990 ("Hamit"), als Nächstes folgt 1991. Kempowskis Werk wird - aus zwar erklärbaren, dadurch aber nicht weniger unsinnigen Gründen - häufig für vergangenheitsbesessen, gegenwartsabgewandt und anstrengend gehalten; doch tun dies Leute, die ernsthaft behaupten, gern, oft und mit Genuss etwa



DDR-Häftling Kempowski (1950) "Eigenartiges Summen" beim Hofgang

Christa Wolf und Günter Grass zu lesen und auf Nachfrage zugeben, keine einzige Zeile Kempowski je gelesen zu haben.

Andernfalls wüssten sie ja auch, dass seine Bücher zum Amüsantesten, Anrührendsten und Bedeutendsten gehören, was in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurde. Im Besonderen gilt dies für seine Tagebücher, die sein übriges Werk so glänzend unterfüttern und verbinden, in denen er sich erklärt, verklärt, stilisiert und in Frage stellt, so intim wie distanziert, so ironisch wie ernst. Der Editionssicherheitsabstand zum Entstehungsjahr hat dem erhellenden Lesevergnügen nie geschadet, im Gegenteil.

Und da nun also in actu reingucken? ",Ich habe so wenig Zeit, dass ich, wenn ich pinkele, mir dabei die Zähne putze' – so was würden die meisten doch nie in ihr veröffentlichtes Tagebuch hineinschreiben, aber das gehört doch zum Leben dazu. Goethe hat das auch gewusst, dass man ab und zu mal furzen muss."

Er guckt auffordernd, ist ja auch sehr schnell beleidigt, das ist bekannt. Also, Buch auf, und da steht heute: "Früh auf, wg. Tröpfelmann". Er zeigt unerschrocken auf den unterm Hemd verschwindenden Schlauch: "Ich habe hier oben ein Loch, da kommt eine Nadel rein, und dann tröpfelt das. Man muss oft pinkeln davon. Dann kommt früh morgens ein Herr Schulze vom Diakoniewerk und hilft mir bei den diversen Verrichtungen. Der kam neulich eine Stunde zu spät, das habe ich stark gerügt. Ich sagte: "Ich habe ja auch zu tun. Ich bin ja kein Faulsack."

Nein, faul war er wirklich nie. Penibel und stolz hat er immer mitgezählt, wie viele Druckseiten er nun schon zur Welt gebracht hat, an seinem "Echolot" hat er 25 Jahre gearbeitet, und in den Tagebüchern formuliert er immer wieder die Sorge, vor Fertigstellung von der Erde abberufen zu werden, seine letzten Romane trugen mit "Letzte Grüße" und "Alles umsonst" schon Kempowski-typisch lakonisch winkende Abschiedstitel. Und nun – "reicht es auch, jetzt ist Schluss", sagt er, aber das hat er oft, seit Jahrzehnten schon gesagt, gerade so, als wollte er dem hinter irgendeiner Ecke jeden Menschenlebens ja lauernden Tod schon mal von weitem zurufen: Ich sehe dich, komm ruhig raus, erschrecken kannst du mich nicht.

Nun ist das Ende ziemlich nah, die Ärzte gaben ihm im vergangenen Herbst mit

der Krebsdiagnose eine Prognose von "noch drei Monaten". So gesehen befindet Kempowski sich längst im Bonusbereich. "Eine Chemotherapie in meinem Alter, das ist doch albern, was soll man denn das Leben so künstlich verlängern? Ich wäre gerne noch 80 geworden, schon wegen der Thomas-Mannschen runden Lebenszahl, aber nun werde ich wohl", er klopft grinsend dreimal mit dem Gehstock auf den Boden, "immerhin noch 78, da kommt die ,8' ja wenigstens drin vor."

Hildegard Kempowski guckt zur Tür herein, wie es und ob es noch gehe. Es geht: "Jetzt reden wir gleich über die Beerdigung, Hildegard!", verscheucht er seine Frau. Man möchte ihn küssen, so albern-egozentrischliebenswert, wie er ist. Und tut es natürlich nicht, dafür sind wir beide zu norddeutsch. "Das Schlimmste ist, wenn Menschen, von denen man das gar nicht geglaubt hätte, jetzt in meiner Gegenwart plötzlich fromm werden. Da gibt es so einen rechtslastigen Lyriker, der nicht mal Mettwurst von Leberwurst unterscheiden kann, und der sagte

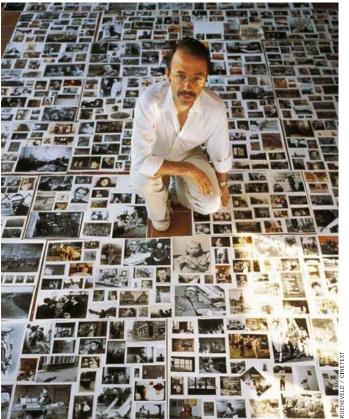
neulich am Telefon: 'Ich bete für dich.' Da dachte ich, ich werd nicht mehr! Was bedeutet denn Beten? Was es da alles für verschiedene Arten gibt, die Laudatio, die Adoratio und so weiter. Da kann man nicht einfach sagen: 'Ich bete für dich.' Ja, was denn nun? Was betet er denn? Ich sterbe doch gerne. Ich freue mich doch darauf."

Diese letzten beiden Sätze hat er schon mal gesagt, das merkt man, er kennt ihre Wirkung, freut sich am Platzen der Bombe und heimst für ein besonders gelungenes Bonmot auch einfach gern mehrmals Applaus ein, wie etwa für das folgende, bei unseren zwei letzten Treffen dreimal untergebrachte: "Neulich war ein Pastor hier. Ich fragte: 'Ist das eigentlich frivol, wenn ich sage: Ich freue mich darauf?' 'Nein', sagte er, 'das ist nicht frivol.' Aber weiter hat er nichts dazu gesagt. Gut, nicht?" Er

freut sich über Unbeholfenheiten, Unzulänglichkeiten und Fehler, er sucht, notiert und betont sie.

Abends liest er jetzt manchmal in der Bibel ("So ein herrliches großes Epos, wer mag das geschrieben haben?"), Kirchenmitglied ist Kempowski nicht mehr, "leider nicht. Das ist für die Beerdigung ein Problem, aber ich habe eine nette Pastorin aus Frankfurt am Main, die will das machen. Eine gewisse Form muss es schon haben".

Kempowski hat schließlich Spaß an Regeln und Bürokratie, man kann so schön dagegen anschimpfen. Sowieso sein Schönstes: Er schimpft auf die gestern gehörte



Chronist Kempowski (1981): Zitieren und montieren

Johannes-Passion ("Mit 80 Sängern und Trompeten, so ein Alarm, furchtbar!"), auf seinen Bruder ("Im Grunde kann ich ihn nicht ausstehen"), die gegenwärtige RAF-Hysterie ("Ich neige zu "Schwamm drüber"") und natürlich immer schon gern auf Günter Grass ("Na ja, er wird jetzt 80. Da ist man schon ein bisschen gaga"). Er testet Provokationsballons, legt den Kopf schief. Wer darauf reinfällt – selber Schuld.

Ein Hustenanfall, ein Schluck Tee, und weiter geht's. Noch. "Natürlich wird die Sache mit jedem Monat kritischer. Jetzt habe ich dauernd so tolle Fieberschübe mit 40 Grad Fieber. Zwei Tage geht das, und dann weiß ich gar nicht, wer ich bin. Aber ich will nicht klagen."

Natürlich arbeitet er, so lang es geht. Die Tagebücher, auch ein weiterer Roman ("Kleine Liebe zu Trompeten" wird der heißen, hübscher Titel, nicht? Ich diktiere jeden Tag ein paar Seiten, mal sehen, ob es noch mehr als ein Fragment wird"). Gerade überarbeitet hat er außerdem einen Gedichtzyklus über seine Haftzeit in Bautzen, 80 Poeme. "2003 habe ich damit angefangen. Plötzlich meldete sich die Einzelhaft in Bautzen. Ich habe meine ganze Haftzeit im 'Block' so ein bisschen grotesk beschrieben, fast ein bisschen lächerlich. Plötzlich wurde mir klar, dass das so nicht stehenbleiben kann. Und da habe ich, ohne dass ich es eigentlich wollte, Gedichte darüber gemacht, die sich nicht reimen, die nur so, ganz ernst, die Institution

darstellen." Sie sollen posthum erscheinen.

Die Tagebücher will er "im Krankenhaus dann" weiter korrigieren und zur Veröffentlichung vorbereiten. Einschüchtern lässt er sich von der Krankheit nicht: "Vorgestern waren hier 70 Leute zu einer Lesung. An dem Tag hatte ich aber 41,2 Grad Fieber. Da führten mich meine süße Tochter und meine Frau runter, vor die Gesellschaft. Die waren natürlich verblüfft. Und da habe ich gefragt: ,Ist hier ein Pastor?' Da stand einer auf: "Ja, ich!" Ich sagte: "Lesen Sie bitte den ersten Teil, und den zweiten liest meine Frau."

Es ist lustig, was er da und wie er es erzählt, das weiß er, er schmunzelt, wenn er an das ratlose Publikum denkt. Und mein Lachen über die schmissige Geschichte feuert ihn an, sie und sich jetzt noch zu übertreffen. Oder, noch besser, jetzt die Stoßrichtung ändern, abrupter Witzelei-Stopp – und schließliche Auflösung mittels Rührung. "Aber ich meine: Irgendwann scheißt man sich auch mal ein. Und dann ist das die Sache meiner Frau. Wir sind

jetzt 50 Jahre zusammen, eine so schöne Zeit wie jetzt mit meiner Frau habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt. Es wird immer schöner, inniger. Das ist unglaublich."

Wie bei jedem Besuch schiebt Kempowski nun sein Poesiealbum rüber, da muss jeder Besucher was reinschreiben und sich selbst zeichnen. Es ist immer eine Qual, das weiß er und das ist ihm durchaus ganz recht so. Während ich mich abmühe, stellt er noch eine indiskrete Frage, und um mich hernach wieder aufzurichten, möchte er ebenfalls etwas Unangenehmes beisteuern, Kempowski mag als schwierig gelten, aber fair ist er immer gewesen: "Jetzt dürfen Sie auch mir indiskrete Fragen stellen. Aber bei mir liegt ja meist alles offen."

Das stimmt wohl. Und er legt trotzdem was in die Waagschale: "Mit dem Geld

wird es bei mir langsam knapp, das könnte ich Ihnen erzählen als Indiskretion. Ich habe ja von meinen Lesungen gelebt. Wenn ich nicht 30 Jahre lang Schulmeister gewesen wäre, hätte ich keine Pension. Und jetzt lebe ich praktisch von meiner Pension. Für meine Bücher kriege ich fast nichts. Ich habe für das letzte halbe Jahr 3500 Euro vom Verlag gekriegt."

Anfallsweise kommt bei ihm, im Gespräch oder in Selbstauskunftspassagen seines Werks, diese Wut auf das Zukurzgekommensein, nicht ernst genug genommen, nicht ausreichend beachtet, gelobt und gekauft worden zu sein. Da muss

man ihm jetzt schnell danken für bestimmte Bücher, am besten aus dem Gedächtnis einige Passagen, möglichst genau, zitieren. Sofort wird sein Blick wieder weicher, und er fragt, ob man noch einen Tee möchte. Er hat immer darunter gelitten, speziell von jüngeren Autoren und Kritikern als "liberales Schwein" rechts liegengelassen zu werden; seine biografisch ja nun wirklich fundierte Abneigung gegen das andere, von vielen westdeutschen Linksspießern kurioserweise jahrzehntelang als "das bessere" bezeichnete Deutschland hat ihn ins Abseits gestellt, und er stand dort und wunderte sich.

Wir gehen zurück in den Saal, da steht der Flügel, da liegen diese Noten, was ist denn mit denen? "Ja, ich spiele immer gerne morgens und abends einen von diesen Bach-Chorälen. Die geben bei einer gewissen Leichtigkeit doch einen hundertprozentigen Effekt." Tja, der Text – Urteil, Schuld, Missetaten, das sei wohl wahr, unbedingt aufbauend sei der nicht gerade, manchmal singe er ein bisschen mit und dann fange

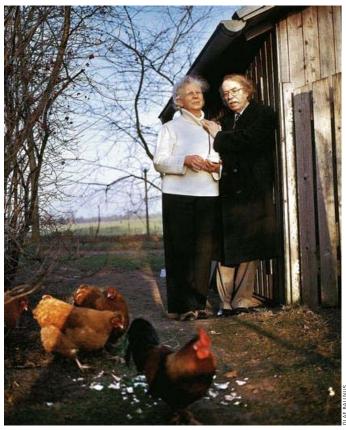
bisschen mit, "und dann fange ich meist an zu weinen".

Drei Wochen später, Kempowskis 78. Geburtstag. Derselbe Choral liegt auf dem Klavier. Das kann heißen, dass Kempowski seit unserem letzten Treffen nicht mehr Klavier gespielt hat – oder immer wieder dieses Stück. Beide Möglichkeiten machen sofort traurig.

Ich habe einen Strauß Spree-Nelken dabei, weil er sich doch so nach Berlin sehnt (dort wird am 19. Mai in der Akademie der Künste die große Kempowski-Ausstellung eröffnet; er hofft so sehr, bei der Eröffnung dabei sein zu können, außerdem spielt ja sein gerade entstehender Roman dort), und drei Bilder, die ich den Hamburger Maler "4000" anfertigen ließ, darauf sind in krakeliger, bunter Kinderschrift alle Werke Kempowskis untereinander aufgelistet, ein Triptychon.

Herr und Frau Kempowski schlafen noch, Treffpunkt ist, natürlich!, das Archiv, es empfangen der Sohn Karl-Friedrich und die Mitarbeiterin Simone Neteler, beide sind dem Kempowski-Leser aus den Tagebüchern bestens bekannt, als "KF" und "Simone". KF also kümmert sich um die Blumen und um Kaffee, Simone sortiert die korrigierten Gedichte.

Die Stimmung ist gedrückt, es geht Kempowski seit ein paar Tagen deutlich schlechter. "Und jetzt hängen ihm sogar schon die Thomas-Mann-Tagebücher zum Hals raus", sagt KF. Wir schneiden den Kuchen an und rühren wie bescheuert im



Ehepaar Kempowski (2005): "Es wird immer schöner, inniger"

Kaffee, gerade so, als würde das irgendwie helfen. Mein Triptychon finden sie schön, nachdem sie erst mal argwöhnisch kontrolliert hatten, ob auch kein Titel fehlt; er hat sie wirklich gut abgerichtet.

Am Morgen hat KF wie jedes Jahr die alte Mecklenburg-Fahne aus dem Keller geholt und vor dem Haus aufgeflaggt. Dann erscheint Hildegard Kempowski, sagt, er habe weiterhin Schüttelfrost, die Medikamente würden nicht anschlagen, sie müsse jetzt den Arzt anrufen. Sie stellt die Spree-Nelken in eine Vase, lobt sie und bringt mich nach oben, denn aufstehen wird er heute nicht können.

Und da stehe ich vor dem Bett, halte gemeinsam mit Frau Kempowski die Bilder hoch, er liegt zitternd unter der Decke, bleich, versucht zu grinsen. Kempowski schickt seine Frau weg, wir hätten jetzt von Mann zu Mann zu sprechen, sagt er. Wohl ist mir nicht. Vielleicht geht das alles jetzt zu weit. Ich setze mich neben das Bett, Kempowski spricht mit dünner Stimme vom "nun kommenden biologischen Abschied", dem er "fröhlich nicht, aber doch heiter" entgegensehe. Er glaube, dass er "da drüben nicht unwillkommen" sei, und mehr könne er auch gar nicht mutmaßen, alle menschlichen Vorstellungen über das Jenseits seien schließlich "so Kinderbibelartig, da wird es dann albern". Schweigen

Ob ich was Bestimmtes wolle, fragt er. Nein, sage ich, ob er einen Schluck Wasser wolle? Gute Idee sagt er, und ich reiche

ihm das Glas. Im Flur telefoniert seine Frau mit dem Arzt. Wir reden über Glenn Gould, dieses spinnerte Genie, da kennen wir uns beide aus, da gibt es immer was zu schmunzeln. Kempowski: "Rätselhaft ist ja das Verhältnis zu seiner Cousine. Die hat er mal im Klo eingesperrt und hat dann ihr Aufsatzheft zerrissen und die Schnipsel unter der Tür duchgeschoben, um sie zu ärgern."

Wenn er am Thema vorbeispreche, müsse ich einfach Bescheid geben, sagt er, schließt die Augen und erzählt von seiner Zeit als Dorfschullehrer, wie er die Kinder dazu gebracht hat, ihm zuzuhören: einfach etwas an die Tafel schreiben. Oder einen Ohnmachtsanfall vortäuschen. Zur Not auch mal einen Störenfried hochheben und ins Bücherregal legen. Oder fragen, wer lieber Vanillepudding mag und wer lieber rote Grütze; oder nach den Vornamen der Großväter. Schweigen. "Verehrter Kempowski - puh!", "Ja, ja", sagt er.

Wie verabschiede ich mich jetzt? Hand schütteln geht nicht, seine Hände liegen unter der

Decke. Umarmung würde ihn erschrecken. Ich tätschele unbeholfen seine Schulter. Ihm jetzt "viel Kraft" zu wünschen wäre ebenso töricht wie die Fürbitte des Leberwurst-Lyrikers. Ich murmele: "Danke."

Und im Zug fällt es mir ein, ich hatte alles dabei, war auf die Minute pünktlich, hatte ein sauberes Hemd an, eine Krawatte, sorgsam ausgewählte, schmeichelnd Werkkennerschaft verratende Geschenke hatte ich dabei, nur habe ich, so peinlichst darauf bedacht, alles richtig zu machen, peinlichsterweise vergessen, ihm zu gratulieren, also dann jetzt, hier: Herzlichen Glückwunsch, lieber Walter Kempowski, auch, aber nicht nur zum Geburtstag! Nachträglich – und als Vorruf. Wer weiß, ob Sie es sonst noch zu hören kriegen, auf Gott ist schließlich irgendwie kein Verlass.

KRIMIS

Grabungen in der Seele

Die französische Erfolgsautorin Fred Vargas schreibt spannende Romane mit dem forschend-forensischen Blick einer Archäologin.

ie Schreibtischtäterin hat nussbraune Augen, blondes Haar, ein kumpelhaftes Lächeln. Die schmalen
Hände umfassen die Kaffeetasse mit der
Entschlossenheit, mit der ein Hals zugedrückt wird: Fred Vargas, 49, Frankreichs
erfolgreichste Krimi-Schriftstellerin, ersticht, vergiftet, ertränkt, heckt die abscheulichsten Verbrechen aus – und die
Fan-Gemeinde ist begeistert.

Dabei bleibt sie bisweilen so rätselhaft wie die Figuren, die ihre Romane bevölkern: der von Tristesse und Instinkt getriebene Kommissar, der enzyklopädisch gebildete Commandant oder der manische Lieutenant, der sich ausschließlich in Alexandrinern ausdrückt.

Fred Vargas ist eine Frau mit ungewöhnlichem Doppelleben. Die mehrfach preisgekrönte Bestsellerautorin hat eine Geschichte vor dem Krimi-Erfolg: Als Wissenschaftlerin wühlt sie in den Mülltonnen der Geschichte, untersucht organische Überbleibsel rund um mittelalterliche Abteien und vorzeitliche Siedlungen.

Die junge Frédérique aus bürgerlichem Elternhaus – der Bruder ist Historiker, die Zwillingsschwester, mit der sie noch heute in Paris zusammenwohnt, Malerin – studierte das Nischenfach zoologische Archäologie, lernte anhand von Tierknochen, die Vergangenheit zu rekonstruieren. "Es bleibt erstaunlich", sagt sie, "was man aus solchen Resten über das Leben unserer Vorfahren ablesen kann – über Sitten wie soziale Strukturen."

Jahrelang arbeitete sie sich durch Schichten von Skeletten – Hasen, Hochwild, Haustiere, Geflügel, Zuchtvieh,

tiere, Geflügel, Zuchtvieh, Ratten. Bruchstellen von Knochen, Zähne und deren Abnutzungen geben Hinweise auf Essgewohnheiten und wirtschaftliche Zusammenhänge. Mit 28 legte sie nach fünfjähriger Recherche am renommierten französischen Nationalen Forschungszentrum CNRS ein Standardwerk über die Pest im Mittelalter vor. Doch da empfand sie plötzlich ihr Fach als "rigoroses, spartanisches Gewerbe". Neben Kolloquien, Grabungskampagnen,



Autorin Vargas: Panoptikum sozialer Randexistenzen

Unterricht, dem Ernst der Arbeit, suchte sie "eine parallele Spur".

So beschloss sie, einen Krimi zu schreiben. Für das Erstlingswerk "Les jeux de l'amour et de la mort" (Spiele von Liebe und Tod), über das sie heute nur mit Widerwillen spricht – "total daneben" –, bekam sie 1986 prompt einen Preis. Seitdem sind zwölf weitere Romane erschienen, manche mit Millionenauflage. Auch in Deutschland findet sie längst Beachtung, ihr Buch "Die dritte Jungfrau" steht auf der SPIEGEL-Bestsellerliste*.

Eine verblüffende Popularität, denn die Geschichten passen nicht ins Genre, sind eher sperrige Konstrukte als klassische Krimis. Die personellen Nebenrollen wie Polizisten, Richter und Anatomen, Restaurantbesitzer, Friedhofsgräber und Handlungsreisende ähneln einem Panoptikum

sozialer Randexistenzen. Trotzdem bleibt die Darstellung immer glaubwürdig.

Vargas erträumt ihre Geschichten. "Im Bett abends, im Dämmerschlaf kommen mir die besten Ideen. Ich plane nicht. Ich versuche, passiv zu sein. Ich schalte meinen Intellekt aus. Ich sammle Einfälle, mache Notizen. Das kann ein Jahr dauern. Dann brauche

ich nur noch zuzudrücken wie bei einem Schwamm. Die Erzählung spult sich ab wie in einem Film – mit mir als Zuschauer."

Die Urfassung schreibt sie am liebsten in den Ferien, drei, vier Wochen lang. Sie trinkt Kaffee und Cola und raucht, sitzt bis zu 16 Stunden täglich am Computer und bringt die Träume und Alpträume, die Todsünden der Menschheit zu Papier – Neid, Hass, Eifersucht, Rache. Das Resultat ist ein "Wortbrei, eine ungekochte Suppe". Die rührt sie dann 40-, 50-, 70-mal um. Am Ende ist nicht ein Satz so geblieben, wie er am Anfang war.

Vargas will keine Lehren verkünden, der Leser soll unterhalten werden. Botschaften gehören ihrer Meinung nach nicht in einen Roman. "Politik ist der Mühlstein am Hals der Literatur", zitiert sie Stendhal. Engagement ja, für Umwelt, Immigrantenkinder, aber eben nicht in einem Krimi.

In letzter Zeit hat sich Fred Vargas persönlich weit exponiert mit ihrem Einsatz für

Cesare Battisti, einen Kollegen, der früher ein Aktivist der radikalen italienischen Linken war und in seiner Heimat wegen Beteiligung an vier Morden verurteilt wurde.

Battisti hatte in Frankreich eine Art politisches Asyl bekommen, aber ein Appellationsgericht verfügte 2004 seine Auslieferung. Vargas kümmerte sich um den Autor; mit demselben Spürsinn wie ihr literarischer Kommissar überprüfte sie Indizien, entdeckte Widersprüche, Unterlassungen, Fehler der Justiz. Sie hat ein Nachwort zu Battistis Buch "Ma cavale" (Meine Flucht) geschrieben und mit dafür gesorgt, dass der Fall Wellen schlug.

"Mein Herz schlägt politisch links", sagt Vargas, "aber ich bin gegen jede Form von bewaffnetem Kampf und ähnlichen Idiotien. In diesem Fall jedoch geht es um die Verweigerung eines Rechts. Egal ob unschuldig oder nicht, Battisti hat einen neuen, gerechten Prozess verdient."

Mittlerweile haben sich nicht nur Intellektuelle auf ihre Seite geschlagen, auch manche Politiker befürworten ihre Aktion. Da ähnelt die Streiterin für Gerechtigkeit dann doch ihrem literarischen Alter Ego, dem Kommissar Adamsberg. Der folgt seinen Intuitionen, mit Schleifen und auf Umwegen, aber mit ausdauernder Zielstrebigkeit. "Ich benutze die Methode des Zerstäubers", sagt Vargas, "man sieht die Tropfen nicht, aber wenn die Geschichte am Ende ankommt, ist der Leser trotzdem nass."

^{*} Fred Vargas: "Die dritte Jungfrau". Aus dem Französischen von Julia Schoch. Aufbau-Verlag, Berlin; 480 Seiten; 19,95



Regisseur Stein, Darsteller Brandauer, "Wallenstein"-Ensemble: "Man hat Schillers Stück nicht verstanden"

SPIEGEL-GESPRÄCH

"Es muss ein Skandal werden"

Regisseur Peter Stein, 69, und Schauspieler Klaus Maria Brandauer, 63, über den Berliner "Wallenstein", der am 19. Mai Premiere hat, über modernes Regietheater und Schillers Neid auf Goethe

SPIEGEL: Herr Stein, Herr Brandauer, Sie machen beide einen erschöpften Eindruck. Geht es mit dem "Wallenstein" gut voran? Stein: Es ist ganz natürlich, dass man ein bisschen in die Knie geht nach zweieinhalb Monaten. Seit dem 12. Februar proben wir zwischen acht und zehn Stunden täglich, ohne Pause. Ich kann mir normale Probezeiten nicht leisten, aufgrund der großen Textmasse einerseits und aufgrund der knappen Kasse andererseits. Aber ich bin Gott sei Dank gesund. Dass man ein bisschen müde wird, ist ganz normal.

Brandauer: Ich bin in keiner Weise erschöpft. Ich freue mich jeden Morgen, hinzugehen zu dieser Arbeit, die etwas ganz Besonderes ist. Hier dabei zu sein ist schon ein Wert an sich. Wir arbeiten in einer Ausnahmesituation. Das fängt schon mit dem

Spielort an, der kein gewöhnliches Theater ist, obwohl das Unternehmen unter der Flagge des Berliner Ensembles läuft, sondern eine extra dafür ausgesuchte Halle, mit vielen dort hingekarrten Menschen und neu angestelltem Küchenpersonal, wie ein Pfadfinder-Jamboree, das ist doch großartig. SPIEGEL: Sie spielen in veranschlagten zehn Stunden Schillers Stück-Trilogie, die man auf dem Theater heute kaum mehr sieht. Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Stein: Das hat einen einfachen Grund. Weil man den "Wallenstein" nicht verstanden hat. Weil viele ihn nur als ein hohl tönendes Geschichtsdrama begreifen, in dem ein ferner Ausschnitt aus der deutschen Geschichte abgehandelt wird.

SPIEGEL: Gilt die Trilogie nicht zu Recht als monströs, weil zum Beispiel Nazi-Regis-

seure damit deutsche Großmachtphantasien illustrierten?

Stein: In der Tat ist das Stück in schrecklicher Weise manipuliert worden, in der Gründerzeit, also zu Kaiserreichszeiten, ebenso wie unter den Nazis. Man hat es, ähnlich wie den "Faust" übrigens, als eine Vorausbeschreibung und Rechtfertigung des preußischen und dann deutschen Reichsexpansionismus benutzt. Warum? Lieber Gott, das liegt an der Geistesgestörtheit der jeweiligen historischen Strömungen. Wie kann man verstehen, dass der "Faust" dazu benutzt wird, Hitlers Taten zu rechtfertigen? Das geht in meinen Kopf nicht hinein, das ist mir zu viel.

SPIEGEL: Und wie wirkt dieses Stück Ihrer Meinung nach heute?

Ernst der Schönheit

Proben für ein Mammutprojekt: In einer alten Fabrikhalle will Regisseur Peter Stein Schillers "Wallenstein" rehabilitieren.

chön ist die Gegend nicht. Es ist das Neukölln, das unentwegt durch die Medien geistert, mit immer neuen Meldungen, die alte Schrecken verbreiten: vor dem bald dumpfen, bald marodierenden Pöbel, der unkontrollierbaren Unterschicht, die nur erwünscht ist als Konsument von Bier und Lottoschein.

Solche jungen Männer, die hier die Rütli-Schule schwänzen, sind vor beinah 400 Jahren aus Hoffnungslosigkeit zum Heer gegangen, angelockt vom Sold und einer Ahnung von Freiheit. Und sind dabeigeblieben, im Dreißigjährigen Krieg, weil die eigene Verrohung, wenn es zu essen, zu trinken, zu plündern gibt, noch reizvoller ist als der Untergang in Apathie.

In dieser sagenumwobenen Gegend also steht die aufgelassene Bierfabrik, in der Peter Stein, 69, der überragende Regisseur der legendären, damaligen Schaubühne am Halleschen Ufer in Berlin, mit seiner Truppe den "Wallenstein" probt: eine Halle mit riesiger Bühne, auf der nicht viel mehr zu sehen sein wird als Wände, die, hin und hergeschoben, eine Burg darstellen, einen Lagerplatz oder einen Festsaal.

Die Schauspieler sind in Kostümen, die einer historischen Zeit entsprechen. Es ist so still in der Halle, dass man das Summen der Scheinwerfer hört. Jürgen Holtz als Oberst Buttler redet über das vernehmliche Summen mit leiser Stimme hinweg: "Zwölf rüstige Dra-

goner sucht Ihr aus, / Bewaffnet sie mit Piken, denn kein Schuss / Darf fallen".

Mit diesem sachlichen Befehl hebt die letzte Intrige an in diesem an Intrigen reichen Stück, in dem gelogen und gemordet wird und in dem doch das Nachdenken darüber, was warum geschieht, kein Ende nimmt. Und wie gestaltet man Gedanken? Wallenstein, der gedankenvolle Stimmungsmensch, scheint bei Klaus Maria Brandauer, dem Kino-Star aus "Jenseits von Afrika" und "Mephisto", gut aufgehoben, schon der Körper ist ein Widerspruch: die bewegliche Hüfte, der geschmeidige Gang, der einen aufgeblähten Oberkörper schiebt, mit steifen Schultern und einem unbeweglichen Rücken – da-



Summen mit leiser Stimme Schauspieler Brandauer, Jürgen Holtz: Zwingender Rhythmus

zu aber die Stimme, mit der abgründigen Konzilianz des Wiener Tonfalls.

Und schließlich ist es die Musik, die Schillers Sprache treibt: "Aber das Versmaß stimmte!", sagt ein Schauspieler, der seinen Text improvisierte, und er hat recht: Hier wird nichts deklamiert, doch das Auf und Ab des Jambus trägt alles mit sich fort und dem Publikum zu. So dass es die alten Sätze wieder hören wird, die wegen ihres bezwingenden Rhythmus in der Alltagssprache treiben wie Treibgut nach einer Flut: "Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit." Dass Schönheit Ernst sein kann, davon war die deutsche Klassik überzeugt. Stein und seine Truppe sind es auch.

Stein: Wir haben heute einen völlig anderen Blick auf die Geschichte. Wir spüren und wissen, das wird schon den Kindern beigebracht, dass wir keine Zukunft haben. Es wird uns mitgeteilt, dass alles, was wir auch nur irgend tun, zu nichts Gutem führt, dass die nationalen Regierungen völlig machtlos sind. Dass sie von den Multis und deren Geldströmen getrieben werden. Aber was ist das, ein Geldstrom? Ich habe noch niemals eine Hand in einen Geldstrom gehalten. All

das macht uns das Stück heute sehr vertraut. Man sieht darin deutlich, dass Wallenstein, des Kaisers General im Dreißigjährigen Krieg, der handeln soll und an die Schalthebel der Macht gestellt ist, unfähig ist, auch nur irgendetwas auf die Beine zu stellen. Das Problem der Hauptfigur ist, dass sie sich weigert zu handeln. Das Stück bildet das dramaturgisch ab.

SPIEGEL: Haben Sie je eine überzeugende "Wallenstein"-Inszenierung gesehen?

Stein: Nein. Ich habe zwar einige Bilder in Erinnerung, aber die sind abschreckend. Nicht weil sich die Schau-

spieler nicht Mühe gegeben hätten, sondern schlicht und einfach, weil da eine stinkende Langeweile herrschte. Das Stück besteht ja daraus, dass die Handlung ununterbrochen hinausgeschoben wird. Das ist auch für uns das zentrale Problem.

SPIEGEL: Wie spielt man, Herr Brandauer, das passive Zentrum einer tollwütig kriegerischen Welt?

Brandauer: Na, als passiv würde ich Wallenstein nicht bezeichnen. Der hat ungeheure

Gedanken in seinem Kopf, aber leider nicht die richtigen Partner, um sie zu verwirklichen.

SPIEGEL: Und doch besitzt er, wie Schiller in einem Brief an Wilhelm von Humboldt schrieb, "nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde". Klingt das nicht nach einem Antihelden?

Brandauer: Ich habe in der Schule gelernt, dass Schiller der bedeutendste deutsche

Dramatiker ist und "Wallenstein" sein größtes Werk. Hinterher vergisst man das natürlich. Und dann spielt man in "Kabale und Liebe" man spielt den Fiesco und den Don Carlos und all diese Rollen und freut sich riesig, wenn jeder einem ein Riesenfeuer bestätigt und man damit Erfolg hat. Aber irgendwann ist diese Phase vorbei. Und dann fragt man sich, was ist eigentlich mit dem Feuer, und liest den "Wallenstein" wieder. Und man entdeckt nicht nur den



Stein, Brandauer beim SPIEGEL-Gespräch*: "Mehr Gaudi als Hamlet"

^{*} Mit den Redakteuren Matthias Matussek und Wolfgang Höbel.

Ursprung unserer Geschichte, sondern auch einen Sprechtanz, einen Schatz der deutschen Sprache. Um ihn zu finden, braucht man nur ein offenes Herz und einigermaßen Bildung. Ob ich einen Helden oder einen Antihelden verkörpere, interessiert mich da gar nicht.

Stein: Man muss immer vorsichtig sein bei Äußerungen von Autoren über ihre Figuren. Schiller selbst hat um diese Figur wie ein Wahnsinniger gekämpft. Als er schon lange an dem Stück arbeitete, hatte er das Gefühl, dass der Wallenstein ihm zu posi-

tiv geraten sei. Er wollte unbedingt, dass die Figur auch negativ wirkt. Er hat versucht, sie einzustellen, gerade so wie mit einem Schraubenschlüssel. So ist das bei Autoren. Die schreiben und schreiben und sind sich oft gar nicht bewusst, was sie tatsächlich geschrieben haben. Und anders als Goethe war Schiller nicht sehr scharf in der Analyse dessen, was er tat.

SPIEGEL: Während er an "Wallenstein" arbeitete, hat er neiderfüllt auf Goethe geschaut und auf die Pracht der Figuren, die der gerade zuvor in seinem Roman "Wilhelm Meisters Lehrjahre" hingeblättert hatte; das hat ihn richtig zurückgeworfen. Stein: Andererseits hat Schiller viel genauer fürs Theater geschrieben als Goethe. Er besaß viel mehr Ahnung von Schauspielerei, deshalb findet sich im Prolog zum "Wallenstein" ein Pamphlet über die Verbesserung der Schauspielkunst. Das Wichtigste am "Wallenstein" aber hat Schiller in seinen Beurteilungen dieser Figur völlig außer Acht gelassen: Es ist die Tatsache, dass Wallenstein sein eigenes Schicksal ununterbrochen beobachtet und kommentiert wie ein Schauspieler seine Rolle.

SPIEGEL: Der Feldherr Wallenstein sagt an einer Stelle den ungeheuerlichen Satz: "Es ist der

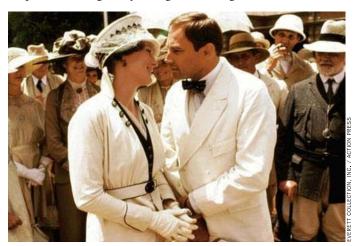
Geist, der sich den Körper baut." Ein idealistischer Satz, wie ihn nur ein Deutscher formulieren konnte. Nur ein Deutscher kommt auf die Idee, dass der Kopf selber den Körper, sozusagen, am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen kann.

Stein: Man muss bedenken, dass dies einer sagt, dem gerade auf den Kopf gehauen worden ist und der anschließend wie eine Salami in Teile geschnitten wird. Der Satz ist völlig illusionär, das weiß das Publikum sofort, der steht nicht nur auf tönernen Füßen, sondern auch noch auf Luftkissen.

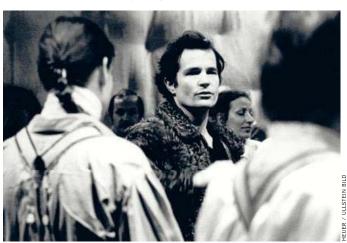
SPIEGEL: Aber hat nicht Schiller selbst geglaubt, dass der Mensch sich durch die Kraft der Gedanken und durch die Kunst verbessern kann, steckt das nicht hinter

der Idee des Theaters als moralischer Anstalt?

Brandauer: Diesen Gedanken denkt ja nicht nur Herr Schiller, sondern den denken sehr viele, darunter auch ich. Ich mache Theater im vollen Bewusstsein, dass es erstens um nichts geht, um gar nichts. Aber dass zweitens in dieser Überflüssigkeit der große Reiz liegt. Manchmal kommt mir das Stück vor, als habe Schiller sich einen phantastischen Computer gebaut, mit vielen Figuren, die sich in der Beurteilung der jeweiligen Schuldigkeit stän-



Kino-Star Brandauer*: "Oft unsympathisch"



Schaubühnen-Regisseur Stein*: "Ich bin abgehauen"

dig neu zueinander aufstellen. Es gibt so viele Sätze, die einen großartigen Durchblick beweisen und dem Menschen aufs Maul, ins Herz und in die Seele geschaut sind.

SPIEGEL: Schiller zeigt den Einzelnen als Gefangenen, dessen Entscheidungsfreiheit stark limitiert bis nicht vorhanden ist.

Stein: Vergessen Sie nicht: Es ist eine Tragödie. Schiller hat sich, während er das Stück schrieb, mit Sophokles beschäftigt. Bei Sophokles heißt es: "Der ist der glücklichste Mensch, der nie geboren wurde."

Doch wenn er nun mal geboren ist, dann ist der Mensch notwendigerweise gezwungen zu handeln. Er handelt und wird dafür bestraft. Jeder Entschluss, den Wallenstein fasst, killt andere Möglichkeiten. Solange man die Macht hat, hat man die Entscheidungsfreiheit, das sagt er mehrmals. Das Großartige aber ist die Psychologie des Textes. "Und ich erwart es, dass der Rache Stahl / Auch schon für meine Brust geschliffen ist", sagt Wallenstein.

SPIEGEL: Gibt es für den Schauspieler auch eine unterhaltsame Seite an Wallenstein?

Brandauer: Aber natürlich. Da überlegt sich einer, wie er sein Leben bauen kann, und hat mit der Religion offensichtlich nichts am Hut. Er braucht einen Ersatzglauben und verschreibt sich also den Sternen, kommt aber zu der Erkenntnis, dass die nicht so funktionieren. Wallenstein möchte in jeder Situation – korrigiere mich, Peter, wenn das falsch ist – das Leben spüren und dabei sein, unbedingt.

Stein: Er ist ein Spieler, und er sagt das auch. Der Spieler, man kann auch sagen ein Künstler, hat in dem Augenblick Schwierigkeiten, in dem es ernst wird. Das ist, wenn das Spiel auf den Grund kommt und auf die sogenannten Tatsachen.

SPIEGEL: Karten auf den Tisch! **Stein:** Das kann man den Schicksalsgrund nennen oder die Realität oder weiß der Teufel was. Er ist ein völliger Agnostiker, dieser Hamlet ... – jetzt sage ich schon Hamlet!

Brandauer: Das ist gut! Manchmal verspricht er sich und sagt Hamlet, das habe ich sehr gern. **SPIEGEL:** Was hat Wallenstein mit Hamlet zu tun?

Brandauer: Auch der reflektiert doch ununterbrochen. Hamlet handelt nur dann, wenn er nicht gedacht hat. Wenn er denkt, kann er nicht handeln. Das ist, im griechischen Sinn, natürlich

eine Katastrophe. Deshalb wünschen sich manche Leute, nicht auf der Welt zu sein. Aber wenn man schon auf der Welt ist, dann soll man zumindest von seinem Unvermögen eine Gaudi haben. Und die hat Wallenstein, viel mehr als Hamlet.

SPIEGEL: Herr Stein, Sie lassen den Text fast vollständig sprechen, um nur zehn Prozent gekürzt. Stört es Sie, wenn man dieses Unternehmen konventionell nennt?

Stein: Das ist ja die große Falle: Das Nicht-Konventionelle ist seit 25 Jahren die Konvention. Diese Tatsache setzt unsere jungen Regisseure derart unter Stress, dass sie reinen Quark machen, irgendwas zeigen darüber, was sie gerade unter der Vorhaut juckt. Aber ich brauche das nicht. Wie

^{*} Oben: mit Meryl Streep in "Jenseits von Afrika" (1985); unten: während der Proben zu "Übungen für Schauspieler" (1974).

heißt das im "Wallenstein"? "Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten..."

Brandauer: "... weil einen Sieg der junge Feldherr braucht."

Stein: Der Vorteil des erfahrenen Feldherrn ist, dass er es nicht nötig hat, zu schlagen. Manchmal drohe ich den Schauspielern allerdings, das zu tun, was Regisseure heutzutage im deutschen Regietheater machen, wenn sie nicht in der Lage sind, einen Text so zu vermitteln, dass es den Zuschauer fesselt. Ich drohe ihnen damit, ihnen eine Badewanne auf die Bühne zu stellen.

Brandauer: Nein, nicht die Badewanne! **Stein:** Was ist denn in der Badewanne so Schlimmes drin? *(lacht)*

Brandauer: Nein, bitte nicht, das kommt nicht in die Tüte!

SPIEGEL: Halten Sie beide sich denn für Ausgestoßene aus dem aktuellen Theaterbetrieb, für Theaterdissidenten?

Brandauer: Dissidenten? Auf keinen Fall! **Stein:** Nur insofern, als ich keine Angebote mehr bekomme. Andererseits bin ich selber abgehauen. Ich wollte mich in anderen Ländern aufhalten, und ich will auch nicht in Deutschland sterben.

SPIEGEL: Deutschland ist doch ganz schön geworden in der letzten Zeit.

Stein: Schön geworden?

SPIEGEL: Ja, die Deutschen sind zu sich selber gekommen und fühlen sich mittlerweile wohl in ihrer Identität.



Feldherr Wallenstein*: "Er ist ein Spieler, man kann auch sagen: ein Künstler"

Stein: Die sind zu sich selber gekommen, das ist ja ganz schrecklich!

SPIEGEL: Finden Sie das schrecklich, weil Sie zu einer Generation gehören, die "Nie wieder Deutschland" sagte?

Stein: Ich lebe seit 25 Jahren in Italien und beobachte Deutschland von außen. Es gibt viele Dinge, über die ich sage: Hut ab. In erster Linie meine ich damit das sogenannte Wahlverhalten. Das ist erstaunlich vernünftig. Das Verständnis für Kultur könnte noch besser sein, aber im Vergleich zu anderen Ländern ist es enorm.

* Ölgemälde von Ernest Crofts (1847 bis 1911).

Trotzdem fände ich es grotesk, irgendwelche schwarzrotgoldenen Fahnen zu schwingen in Bier- und Festivalseligkeit. Auf der Fanmeile ist es egal, ob da Schwule rumlaufen oder Kinderfest ist oder 50 Jahre Europa gefeiert werden. Es sind immer dieselben Typen da und dieselben Würstchen.

SPIEGEL: Herr Brandauer, Sie haben im deutschen Jubelsommer des vergangenen Jahres in Berlin eine von den Kritikern geschmähte, vom Publikum gestürmte "Dreigroschenoper" inszeniert und auch bei Ihren eigenen Auftritten zuletzt stets selbst Regie geführt. Wie erleben Sie nun



ÄGYPTEN BIETET IHNEN SEIN HÖCHSTES GUT - DIE SONNE

Sie lässt die Pyramiden in ihrer ganzen Pracht erstrahlen, taucht die glanzvollen Städte am Nil in sanftes Licht, verwöhnt die herrlichen Strände am Roten Meer und Mittelmeer mit wohliger Wärme und bringt die satten Farben von Meeresfauna und Korallen zum Leuchten. Bei so viel Sonne ist es natürlich, dass man Sie in Ägypten mit einem strahlenden Lächeln begrüßt. Willkommen im Land des Sonnengottes. www.egypt.travel



"Wallenstein", Ihre erste Arbeit mit Peter Stein?

Brandauer: Ich bin riesig gern dabei. Ich habe als junger Schauspieler angefangen mit Fritz Kortner und Rudolf Noelte und Karl Paryla. Das waren phantastische Theaterarbeiten. Danach hat sich das ein bisschen verkleckert. Wenn ich was spielen wollte, habe ich gesagt, ich führe auch selber Regie. Ja, entschuldige Peter, das war mir lieber, als dass ich mich mit irgendjemandem streite, von dem sich nach kurzer Zeit herausstellt, dass er weniger weiß als ich. Aber es ist besser, man hat jemanden, der auf einen aufpasst.

SPIEGEL: Und Herrn Stein billigen Sie zu, dass er mehr weiß als Sie?

Brandauer: Ich billige ihm gar nichts zu, sondern ich bin deshalb da!

Stein: Ich möchte dazu auch etwas sagen. Brandauer: Ja?

Stein: Ich habe den Klaus Maria Brandauer auf der Bühne nie gesehen. Ich habe ihn in Filmen gesehen, wo er mir sehr oft unsympathisch war, aber einige Rollen hat er ja auch gespielt, die extra unsympathisch sein sollten. Für mich hat Brandauer als möglicher Mitarbeiter in meinem Theater nicht existiert, auch, weil er wahnsinnige Gagen verlangt und was weiß ich alles. Ich habe nicht entfernt an ihn gedacht. Dann hat Luc Bondy, als meine Versuche, den Wallenstein zu besetzen, fehlschlugen, mir eine SMS geschickt und gefragt: Hast du schon an Brandauer gedacht? Da habe ich gestockt. So ist das zustande gekommen. Nun stelle ich fest, dass er absolut professionell ist. Es gibt keinerlei Zickigkeiten. Ich hatte schnell das Gefühl, dass wir schlicht und einfach zusammengehören. Wir haben ein ähnliches Alter, ähnliche Vorbilder, in erster Linie Kortner, und dementsprechend eine Art von Brüderlichkeit.

SPIEGEL: Hat Herr Brandauer dem Regisseur Stein schon mal widersprochen?

Stein: Selbstverständlich gibt es Widersprüche ...

Brandauer: ... bis jetzt noch nicht.

Stein: Es ist auch so, dass ich mich scheue oder sehr hüte, dem Herrn Brandauer Schwachsinn vorzuschlagen.

SPIEGEL: Was wollen Sie mit dem "Wallenstein" erreichen?

Brandauer: Ein Skandal muss es eigentlich sein, es muss ein Skandal werden.

Stein: Dafür müssten wir nur jedem ein Maschinengewehr in die Hand geben und rumballern und zwischendurch ein bisschen Text blöken lassen.

Brandauer: Glauben Sie mir: Das wird ein Schiller-Woodstock in diesem Sommer in Berlin. Die Leute werden hinpilgern!

SPIEGEL: Wir sind gespannt.

Brandauer: Wir auch.

Stein: Allerdings, ja, allerdings.

SPIEGEL: Herr Stein, Herr Brandauer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin "buchreport"; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) Andrea Maria Schenkel Tannöd Edition Nautilus; 12,90 Euro
- 2 (-) Cecelia Ahern Vermiss mein nicht
 W. Krüger; 16,90 Euro
- **3** (2) **John R. R. Tolkien** Die Kinder Húrins Klett-Cotta; 19,90 Euro
- **4** (3) **J. R. Moehringer** Tender Bar S. Fischer; 19,90 Euro
- **5** (4) **Daniel Kehlmann** Die Vermessung der Welt Rowohlt; 19,90 Euro
- 6 (5) Marina Lewycka
 Kurze Geschichte des Traktors
 auf Ukrainisch dtv: 14 Euro
- **7** (7) Marisha Pessl Die alltägliche Physik des Unglücks S. Fischer, 19,90 Euro
- **8** (6) **Fred Vargas** Die dritte Jungfrau Aufbau; 19,95 Euro
- **9** (8) **Eoin Colfer** Artemis Fowl Die verlorene Kolonie List; 19,95 Euro
- 10 (-) Stephenie Meyer Bis(s) zur Mittagsstunde Carlsen; 19,90 Euro

Gleich mit zwei Büchern auf der Liste: die Liebe eines Mädchens zu einem verführerischen Vampir



- **11** (10) **Peter Høeg** Das stille Mädchen Hanser; 24,90 Euro
- **12** (13) François Lelord Hector und die Entdeckung der Zeit Piper; 16,90 Euro
- 13 (11) Volker Klüpfel / Michael Kobr Seegrund Piper; 14 Euro
- **14** (14) **David Safier** Mieses Karma Kindler; 16,90 Euro
- **15** (9) **Werner Bräunig** Rummelplatz
- **16** (-) **Stephenie Meyer** Bis(s) zum Morgengrauen Carlsen; 19,90 Euro
- 17 (-) Dieter Hildebrandt Nie wieder achtzig! Blessing; 19,95 Euro
- **18** (-) Mark Haddon Der wunde Punkt Blessing; 19,95 Euro
- **19** (12) Andreas Eschbach Ausgebrannt Lübbe; 19,95 Euro
- **20** (15) **Amelie Fried** Die Findelfrau Heyne: 19.95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) Benedikt XVI.

 Jesus von Nazareth Herder; 24 Euro
- 2 (2) Hape Kerkeling
 Ich bin dann mal weg Malik; 19,90 Euro
- 3 (-) Susanne Fröhlich / Constanze Kleis Runzel-Ich – Wer schön sein will ... W. Krüger: 14,90 Euro
- 4 (3) Veronika Peters Was in zwei Koffer passt – Klosterjahre Goldmann: 18 Euro
- 5 (15) Bernhard Vogel / Hans-Jochen Vogel Deutschland aus der Vogel Perspektive Herder; 19,90 Euro
- **6** (7) **Eva-Maria Zurhorst**Liebe dich selbst Goldmann; 18,90 Euro
- 7 (5) Ulrich Wickert Gauner muss man Gauner nennen Piper; 19,90 Euro
- 8 (-) Wolf Schneider Glück! – Eine etwas andere Gebrauchsanweisung Rowohlt; 19,90 Euro

Raffinierte Rezepte zur Steigerung der Lebensqualität vom Lehrmeister der guten Sprache



- 9 (8) Petra Gerster Reifeprüfung Die Frau von 50 Jahren Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- **10** (9) Thomas Buergenthal
 Ein Glückskind S. Fischer; 19,90 Euro
- **11** (6) **Sabine Asgodom** Lebe wild und unersättlich! Kösel; 14,95 Euro
- **12** (4) **Tiziano Terzani** Das Ende ist mein Anfang DVA; 19,95 Euro
- **13** (16) **Rhonda Byrne** The Secret –
 Das Geheimnis Goldmann; 16,95 Euro
- 14 (-) Murat Kurnaz Fünf Jahre meines Lebens – Ein Bericht aus Guantanamo Rowohlt Berlin; 16,90 Euro
- 15 (-) Wolfgang Leonhard

 Meine Geschichte der DDR

 Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- 16 (14) John Kotter / Holger Rathgeber Das Pinguin-Prinzip – Wie Veränderung zum Erfolg führt Droemer; 14,90 Euro
- **17** (11) **Bernhard Bueb** Lob der Disziplin List; 18 Euro
- 18 (12) Dirk Sager Berlin–Saigon. Eine Reise in die andere Hälfte der Welt Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- 19 (10) Christopher Clark
 Preußen Aufstieg und Niedergang
 1600 1947 DVA; 39,95 Euro
- 20 (-) Josef H. Reichholf Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends S. Fischer; 19,90 Euro

Glühende Geistesblitze

Band 39 der SPIEGEL-Edition: Rüdiger Safranski erzählt Nietzsches philosophischen Lebensweg als Biografie des Denkens.



s gibt nur wenige Philosophen, die losspringen wie ein Tiger, heulen wie ein Wolf, sich grimmig verbeißen in ihre gedankliche Beute. Deren Intensität jeden Satz zum Erglühen bringt. Und die zugleich so bewusst sind in ihrem Denken und so gebildet außerdem, dass die akademische Philosophiegeschichte sie zu den Ihren zählt und nicht in die Laienkiste sortiert. Søren Kierkegaard gehört dazu, Arthur Schopenhauer – und Friedrich Nietzsche.

Er ist als Philosoph noch immer eher berüchtigt als bekannt. "Der Wille zur Macht", jene Kompilation von Fälschungen



Autor Safranski Nicht das Leben, das Werk interessiert

und Zitaten aus seinem Werk, die seine Schwester ihm posthum unterschob (und die vor allem ihren Willen zur Macht bewies), ist sprichwörtlich geworden für die eine Lesart Nietzsches, die berüchtigte: der Autor des "Zarathustra", der Sänger von Kampf und Krieg, der Rassenphilosoph. Sein nichtakademischer Stil, seine aphoristische Sprache, seine Freude an Zuspitzungen (rhetorischer und inhaltlicher Art) laden nicht nur zum Verständnis, sondern mehr noch zum Missverständnis ein. "Es ist durchaus nicht nöthig, nicht einmal erwünscht", schrieb er ahnungsvoll als Mittvierziger, "Partei für mich zu nehmen: im Gegentheil, eine Dosis Neugierde, wie vor einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstande, schiene mir eine unvergleichlich intelligentere Stellung zu mir."

Eine Biografie Friedrich Nietzsches zu schreiben ist eine besondere Herausforderung: Es scheint so leicht, dass es geradezu tückisch ist. Bei kaum einem anderen Philosophen liegen Leben und Werk so eng beieinander, kann man das Denken so umstandslos als eine Reaktion aufs Leben

deuten. Die Entzündlichkeit eines genialen Geistes führt bei einem so sprachmächtigen Neurotiker wie Nietzsche zu herrlichen Ergebnissen im Text, zu Gedankenblitzen in der Philosophie – und sorgt auf der Ebene der Psyche für prompte Vorhersagbarkeit, wahrhaftig einer Seifenoper würdig.

Rüdiger Safranski hat es vermieden, diese Seifenoper zu liefern. Er schrieb keine Biografie Friedrich Nietzsches, sondern eine "Biografie seines Denkens". Was im Ergebnis heißt: keine Galerie von Ahnen, keine Beschreibung der Kindheit, keine psychologische Deutung.

Die biografische Literatur über Nietzsche zitiert er gerade so weit, dass klar wird: Der Biograf "seines Denkens" hat sie zur Kenntnis genommen. Safranski leugnet nicht die Stimmigkeit mancher Deutung, die offensichtliche Überzeugungskraft vieler Beobachtungen, die Treffsicherheit der (Psycho-)Analyse. Auch macht er hin und wieder Gebrauch davon – mit einer Flüchtigkeit allerdings, die nur das Offensichtlichste gelten lässt, um es gleichsam abzuhaken.

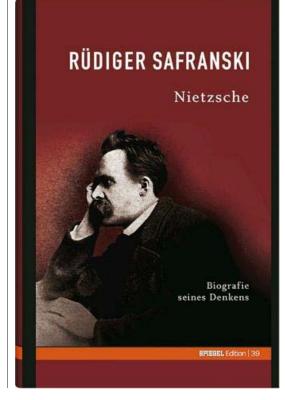
Safranski löst die Aufgabe des Biografen, Leben und Werk sinnvoll zu verbinden, indem er auf das "und" verzichtet. Es gibt das Leben; ihn interessiert das Werk. Gerade weil wir so viel über Nietzsches Leben wissen und gerade weil dessen Konstellationen – im Käfig der Familie, in der Spannung zwischen Genius und, später, geistiger Erkrankung – derart dramatisch und sprechend sind, fragt er: "Aber was hat man verstanden, wenn man Nietzsche so versteht?" Und legt als seine Antwort nahe: nichts.

Denn wenn Nietzsches Texte nichts wären als die brillant formulierten Übersetzungen allein persönlicher Erfahrung, dann wären sie zwar immer noch große Dichtung, aber eben nicht Teil der Philosophiegeschichte. Nietzsches Unmittelbarkeit macht ihn zu einer Ausnahmeerscheinung in der Philosophie. Er kann jeden Laien entflammen. Man kann in einer Lebenskrise zu seinen Büchern greifen wie der Patient zur Arznei (oder zum Doping). Doch letzten Endes verhält er sich in seinen Texten als Philosoph, setzt sich in Bezug zu den Texten der Philosophie.

Und so interpretiert Safranski ihn – und sein Leben. Er führt den Leser ein in

Nietzsches Lektüre Schopenhauers, in seine Versenkung in Wagners Musik und dessen Wiederbelebung des Mythos. Er situiert ihn als Ausnahmedenker in einer Zeit, die es fertigbringt, "klein vom Menschen zu denken und doch Großes mit ihm anzustellen": die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Positivismus, Empirismus und exzessives Nützlichkeitsdenken griffen ineinander, der deutsche Idealismus und die Romantik waren "überwunden", die Maschinen wurden vergöttert.

"Der Siegeszug des Materialismus", fasst Safranski die Lage, wie immer pointiert, zusammen, "war durch kluge Einwände nicht aufzuhalten, vor allem deshalb nicht, weil ihm ein besonderes Metaphysikum beigemischt war: der Glaube an den Fortschritt." In dieser Zeit war Nietzsche fremd. Und was den unbedingten Glauben an den Fortschritt betrifft, ist sie uns auch fremd geworden. Damit kommt Safranskis Nietzsche-Buch genau zur richtigen Zeit.



ELKE SCHMITTER





Darsteller Koch in "Black Book", "Speer und Er" (mit Tobias Moretti, 2005): "Das zu bewältigen hat mich sehr angestrengt"

SCHAUSPIELER

"Ich war ein braver Bub"

Film- und Fernsehstar Sebastian Koch, 44, über seine Rollen als guter und als böser Nazi, die historische Verantwortung für die Figuren der Zeitgeschichte und seine schwäbischen Wurzeln

SPIEGEL: Herr Koch, in Paul Verhoevens neuem Film "Black Book", einer Art James-Bond-Film vor der Kulisse des Dritten Reichs, spielen Sie nach Albert Speer und Rudolf Höß schon wieder einen Nazi. Warum?

Koch: Einer der Hauptgründe ist Paul Verhoeven, den ich wirklich als einen großen Künstler anerkenne. Und mich hat gereizt, aus diesem Thema einen Unterhaltungsfilm zu machen.

SPIEGEL: Darf man das denn?

Koch: Ich denke, man darf. Unterhaltung eröffnet neue Blickwinkel. In der Schule wurden uns immer nur Schwarzweißfotos der Nazi-Zeit gezeigt. Die haben eine merkwürdige Distanz geschaffen. Während meiner Vorbereitungen zu Speer habe ich dann viele Fotos aus dieser Zeit in Farbe gesehen, die eine erschreckend moderne Wirkung erzeugt haben. Mir wurde klar, das ist das, was wir jetzt machen müssen: die Distanz einreißen. Das tut Verhoeven mit diesem Film. Dadurch wird es zur Jetztzeit. Die Nazis waren nicht nur Monster, sondern auch Menschen. Ich hoffe, es gehen viele junge Zuschauer in "Black Book" rein.

SPIEGEL: Verhoeven ist ein Action-Regisseur, bekannt durch Filme wie "Total Recall" oder "Basic Instinct". Hat der als Nichtbetroffener das Recht, einen Film über die Judenverfolgung zu machen?

Koch: Natürlich hat er das Recht. Diese Zeit hat ihn schon immer beschäftigt, diesen Film wollte er seit 20 Jahren machen. **SPIEGEL:** Heißt denn Jetztzeit Showtime for ever? Ist überhaupt vorstellbar, dass sich, wie in "Black Book", eine Jüdin, deren Familie vernichtet wurde, in Sie als Obernazi verliebt?

Koch: Die Figur heißt Ellis. Alice in Warland.

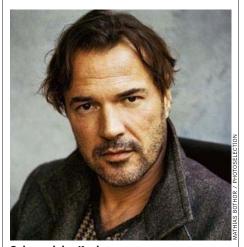
SPIEGEL: Die NS-Zeit war keine Märchenstunde.

Koch: Ja, natürlich ist die Geschichte eine Konstruktion. Allerdings: Je öfter ich mich mit dem Film beschäftige, desto schlauer kommt er mir vor. Ich finde es toll: Man sucht den Guten und findet ihn nicht. Der Film will alles auf den Kopf stellen. Der Nazi schlägt sich auf die Seite der Widerständler. Verhoeven entlässt den Zuschauer genau mit dieser moralischen Desorientierung.

SPIEGEL: Ist "Black Book" Ihr Finale im braunen Rollenfach?

Koch: Eher ein letzter Abstecher. Die Abschlussfeier fand ganz offiziell mit dem Albert-Speer-Film statt. Für mich war Heinrich Breloers TV-Dreiteiler so etwas wie ein Masterpiece. Das zu bewältigen hat mich sehr angestrengt.

SPIEGEL: Was war denn so schlimm? **Koch:** Speer war ein Täuscher. Und er hat seinen Täuschungen geglaubt. Ein Meis-



Schauspieler Koch "Ich bin ein Romantiker"

terverdränger, ein großer Verbrecher. Bei Speer ist es unmöglich, ein Bewusstsein zu finden. Das hat mich erledigt.

SPIEGEL: In "Black Book" verlieben Sie sich in eine Frau, gespielt von Carice van Houten, mit der Sie nun auch privat zusammenleben. Holen Sie sich aus der Kunst Anregungen für das wahre Leben? Koch: Unentwegt. Man eignet sich für einen Film eine Haltung an, die man nicht einfach wieder ablegt. Das Entführungsopfer Richard Oetker, das ich in Peter Keglevics "Tanz mit dem Teufel" spielte, hatte eine Haltung, die mich über die Maßen beeindruckt hat. Die Tatsache, dass man als gesunder, vermögender junger Mensch in eine Falle gelockt wird, die einem das ganze spätere Leben verändert dieses Schicksal anzunehmen, damit zu leben, das hat er geschafft.

SPIEGEL: Sie hatten noch nie Existenzangst. Verraten Sie uns Ihren Trick?

Koch: Vielleicht hat das mit meiner Erziehung zu tun. Und damit, dass ich sehr geliebt wurde. Ich dachte von Anfang an: Die Karriere kommt zu mir. Vielleicht. Oder vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall steht es nicht in meiner Macht. Ich glaube, dass ich kraft meines Seins immer überleben kann.

SPIEGEL: Eine romantische Haltung. **Koch:** Ich bin Romantiker, das stimmt.

SPIEGEL: Wir hatten überlegt, welcher Figur Sie ähneln. Und kamen auf Eichendorffs "Aus dem Leben eines Taugenichts".

Koch: So?

SPIEGEL: Nicht, was den Titel betrifft, denn Sie taugen ja viel. Es geht eher darum, dass Sie auch alles auf sich zukommen lassen. **Koch:** Ich weiß, was Sie meinen. Ich bin

Koch: Ich weiß, was Sie meinen. Ich bin keiner, der alarmiert vorprescht, ich lasse kommen.

SPIEGEL: Ursprünglich wollten Sie Musiktherapeut werden, was ein bisschen nach Frauenversteher klingt ...

Koch: ... ach so? Na gut, der Wunsch entstand, als ich mit 15 in der Kirche in eine Art Verein eingebunden war, als Leiter einer Jugendgruppe, Jungschar nannte man die damals. Mit denen habe ich keine Andachten gemacht. Dafür habe ich versucht, ihnen soziales Verhalten näherzubringen. Wir fuhren gemeinsam in die Ferien, spiel-

ten Fußball, machten Musik. Ich hatte immer meine Gitarre dabei. Und da dachte ich, das kann man verbinden, die Musik und das Soziale.

SPIEGEL: Das sind Milieus, die es heute kaum noch gibt: die Siebziger, dieses Schwäbische, die Sehnsucht in der Provinz, das Frömmelnde und die Enge dabei. **Koch:** Oft sind diese Milieus dann ja auch irgendwann explodiert. Viele aus dem terroristischen Umfeld kamen aus solchen Ecken. Ich war halt ganz anders drauf. Ein braver Bub, der die Dinge erfüllen wollte, die erwartet wurden. Andererseits hatte ich, wahrscheinlich durch meine Mutter, den Mut, etwas zu wagen. Nicht blind zu folgen, sondern meinen Weg zu finden.

SPIEGEL: Haben Sie als Stuttgarter eigentlich früher richtig geschwäbelt?

Koch: Ganz grauenvoll.

SPIEGEL: Wie sind Sie das losgeworden?

Koch: Nur sehr schwer. Der Schwabe ist generell mundfaul, und wenn er dann auch noch Hochdeutsch sprechen soll, ist es für ihn, als müsse er eine ganz neue Sprache lernen. Auf einmal soll er sich den Raum nehmen, Endungen auszusprechen. Da hat er Angst und flieht ins Gemurmel. Bis ich mich überhaupt getraut habe, richtig Hochdeutsch zu sprechen, war es ein langer Weg.

SPIEGEL: Sie haben mittlerweile zwei Grimme-Preise gewonnen, den Deutschen Fernsehpreis, den Bayerischen Filmpreis. Und "Das Leben der Anderen" hat den Oscar bekommen. Sie sind einer der wenigen, die zugeben, wie wichtig Ihnen Preise sind. Koch: Erst, wenn man sie hat, weiß man ihre Bedeutung zu schätzen. Ein großer Preis ist wie ein Siegel. Man genießt mehr Respekt. Durch einen Preis ist man offizieller, hat Raum und Freiheit beim Drehen, kann mal Sachen probieren und wiederholen. Das darf man normalerweise in Deutschland gar nicht mehr. Bei "Das Leben der Anderen" war es anders. Der Film ist die perfekte Komposition eines Intellektuellen, Florian Henckel von Donnersmarck. Schauspieler, Kameramann und Regisseur hatten geistig dasselbe Ziel. Nach so einer Gemeinschaft suche ich.

SPIEGEL: Allerdings denkt man bei diesem Film in erster Linie an Ulrich Mühe, dann erst an Sie.

Koch: Hier in Deutschland konzentrierte sich ja alles sehr auf Mühe, auch preismäßig. Mein Part, der idealistische Schriftsteller, ist die dienende Rolle. Aber ohne die ginge der Film nicht auf.

SPIEGEL: Viele kennen Sie als Richard Oetker, Andreas Baader, Klaus Mann, Speer und Stauffenberg. Und nicht als Sebastian Koch. Ist das immer noch so?

Koch: Das schützt mich, so kann ich in Ruhe weiterarbeiten. Das Übersetzte kann viel stärker sein als das Authentische; an diese Energie glaube ich.

Interview: Rebecca Casati, Nikolaus von Festenberg

185



Vor dem Studieren unbedingt studieren!

Medizin oder Maschinenbau? Inland oder Ausland? Nur Einstiegs- oder auch Aufstiegsmöglichkeit? Die wichtigsten Informationen für Abiturienten, Studenten und Berufsanfänger in einem Heft.

Jetzt in SPIEGEL SPECIAL. Für 6 Euro im Handel.





Finger, die sehen können

Nahaufnahme: Im Theater der Kreisstadt Itzehoe zeigt der Cellist Danjulo Ishizaka, 27, ein Können, mit dem er die Welt erobern wird.

er Künstler, der in London, Paris und Tokio und der noch immer irgendwie legendären Carnegie Hall in New York aufgetreten ist, hat an diesem Abend sein Debüt im Theater der norddeutschen Kreisstadt Itzehoe. Und das Konzert ist noch nicht einmal ausverkauft.

Es ist ein Knocheniob, Am Studiodach brummen leise die Scheinwerfer. Auf den fünf Stuhlreihen hat jene Itzehoer Bildungselite - vorwiegend über 60, beigefarben gekleidet - Platz genommen, die an diesem Abend bereit ist, einmal nicht fernzugucken, sondern sich für einen klassischen Konzertabend zu interessieren: Schuberts A-Moll-Sonate, Zoltán Kodálys B-Moll-Sonate, Stücke von Anton Webern, Brahms, Chopin zum Ausklang.

Vor dem Konzert hatte der Cellist sich beeilt zu erklären, dass es für ihn keinerlei Unterschied mache, ob er vor einigen Itzehoern oder einigen hundert in New York spiele: "Wir treten an, um die Musik zum Leben zu erwecken." Und nun stürmen der Cellist Danjulo Ishizaka, 27, und sein Begleiter José Gallardo, 37, vom Studioeingang zur Bühne, als wären es die Bretter der Welt, und legen los.

Ist ja klar, dass sich die Brillanz des kommenden Cellisten, den der jüngst verstorbene Cello-Großmeister Mstislaw Rostropowitsch als seinen legitimen Nachfolger gesehen hat ("phänomenal in seinem technischen Können, vollendet in seiner musikalischen Gestaltungskraft"), hier in Itzehoe besser überprüfen lässt als auf den sogenannten Brettern der Welt.

Sein Cello, dieses breite, braune, wohlgeformte Instrument – Ishizaka spielt eine Stradivari von 1696, die ihm die "Nippon Music Foundation" zur Verfügung gestellt hat - schwebt zwischen seinen Knien, und auffällig locker, geschmeidig, fast raubtierhaft zupackend sind die Bewegungen, mit denen der Cellist sein Instrument zum Singen bringt. Mit dem ersten Aufsetzen des Bogens auf den Saiten haben sich die Augen hinter seinen Brillengläsern geschlossen, die Unterlippe tritt hervor. Man sieht: Die klassische Musik bringt eine ganz eigene Sorte Freak, der in die eigene Innerlichkeit weggetreten ist, hervor. Wie trifft der Cellist den Ton auf den Saiten, wenn seine Augen doch geschlossen sind? Ach so, des Cellisten Fingerkuppen können sehen.

Nach circa fünf Minuten hängt eine Saite in Fetzen, und schon ist klar, warum dieser junge Cellist die Masse jener tech-

nisch perfekten Streicher überragt, die den Klassikmarkt derzeit regelrecht überschwemmt und die Suche nach dem Ausnahmetalent so notwendig und spannend macht: Er ist jenes Ausnahmetalent.

Über Ishizakas Technik braucht man wenig zu reden, sie scheint vollendet. Es überzeugen: seine Ernsthaftigkeit, eine Nervosität und Tiefe der Empfindung, die niemals nur dem Wohlklang und dem berauschenden Gefühl verpflichtet sind, sondern einer tieferen Wahrheit, dem Klang



Cello-Virtuose Ishizaka: Ernsthaftigkeit und Tiefe

hinter dem Klang. Das hört man, und das hören nun auch die 30 Itzehoer - Ishizaka scheint sie längst vergessen zu haben. Sein Ausdruck geht nach innen. Bei Weberns Sonate reißt die Saite - kurze Unterbrechung, was die Itzehoer natürlich auch aufregend finden. Nach der Bach-Zugabe wird der Cellist sich selber aufwecken müssen.

Ishizaka, 1979 als Sohn eines Japaners und einer Deutschen in Bonn geboren, wusste schon mit vier, dass er Cellist werden wollte. Nach Kammermusik-Auftritten mit seinen Geschwistern erfährt er von seinem Lehrer Boris Pergamenschikow an der

Hochschule "Hanns Eisler" in Berlin den letzten Schliff im Handwerklichen und wird in Richtung der Moderne beeinflusst. Einen Namen macht er sich bei Wettbewerben, 2001 gewinnt er den ersten Preis beim ARD-Musikwettbewerb in München, 2002 den Grand Prix Emanuel Feuermann der Kronberg Academy. Neben dem klassischen Repertoire (Haydn, Schumann, Dvořák, Tschaikowski) etabliert sich Ishizaka als Spezialist für die gemäßigte Moderne, für Schostakowitsch, Penderecki, Witold Lu-

toslawski. Einen Benjamin Britten, etwa die C-Dur-Sonate, versteht der Cellist so vorzutragen, dass dieser nicht gerade einfache Komponist gleich beim ersten Hören eine Offenbarung wird.

2003 spielt Ishizaka bei Rostropowitsch vor, den der Schüler als "dem Leben zugewandten Künstler" und als Vaterfigur verehrt, und wird von ihm für seine Geburtstagstournee im März dieses Jahres ausgewählt (eine Tournee, die der Todkranke nicht mehr antreten konnte). Demnächst wird Ishizaka beim Movimentos-Festival in Wolfsburg auftreten (20. Mai), im September geht es mit dem Royal Philharmonic Orchestra London unter Leonard Slatkin auf Osteuropa-Tournee.

Auffällig ist, dass der junge Cellist kaum ein Debüt geben kann, ohne von Orchester und Dirigent gleich zu weiteren Konzerten eingeladen zu werden: Nachdem der Cellist Pendereckis Suite für Violoncello gespielt hatte, schrieb der Meister ihm einen Dankesbrief seither, so heißt es, sitzt der große polnische Komponist an einem Konzert, das er Danjulo Ishizaka

widmen wird. So macht der Sohn sich also allmählich auf den Weg seines Übervaters Rostropowitsch, dessen Geist und Können Komponisten wie Prokofjew, Britten und Schostakowitsch zu über hundert Musikstücken inspiriert haben.

Nach dem Konzert in Itzehoe stellt sich der Cellist vor eine Plastikplane mit seinem Konterfei, signiert seine Debüt-CD und schüttelt Hände: "Ich hoffe, es hat Ihnen Spaß gemacht, einen schönen Abend noch." Staunende Itzehoer. Das, verehrte Kreisstadt, wird man hier in Zukunft nicht mehr erleben. MORITZ VON USLAR

SERVICE

LeserbriefeSPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

für Texte und Grafiken: Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz: Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD

Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180 E-Mail: service@spiegel.de www.spiegel.de/shop

Bestellung von Einzelheften / älteren Ausgaben Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-857050 E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Abonnenten-Service
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 20.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.) Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3.9 Cent/Min.) Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070 E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04 E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259 E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt Frankfurt am Main Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296 E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise Inland: zwölf Monate € 171,60 Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 499,20 Studenten Inland: 52 Ausgaben € 127,40 inkl. 6-mal UniSPIEGEL Schweiz: zwölf Monate sfr 301,60 Europa: zwölf Monate € 226,20 Außerhalb Europas: zwölf Monate € 304,20 SPIEGEL DIGITAL inkl. E-Paper:

zwölf Monate € 174,20 Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

ich bestelle den SPIEGEL

für € 3,30 pro Ausgabe (Normallieferung)

für € 9,60 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am
sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ. Ort

bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP07-001-WT127

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 - 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Dietmar Pieper, Hans-Ulrich Stoldt. Redaktion: Georg Bönisch, Jan Friedmann, Per Hinrichs, Carsten Holm (Hausmitteilung), Ulrich Jaeger, Bernd Kühnl, Merlind Theile. Autoren, Reporter: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Dr. Klaus Wiegrefe

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Gabor Steingart, Jan Fleischhauer Ketllv.), Konstantin von Hammerstein (stellv.), Redaktion Politik: Ralf Beste, Petra Bornhöft, Horand Knaup, Roland Nelles, Ralf Neukirch, René Pfister, Alexander Szandar. Autoren, Reporter: Markus Feldenkirchen, Dirk Kurbjuweit. Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Wolfgang Johannes Reuter, Michael Sauga, Thomas Schulz

gang Johannes Reuter, Michael Sauga, Thomas Schulz

DEUTSCHLAMD Leitung: Clemens Höges, Alfred Weinzierl. Redaktion: Dominik Cziesche, Ulrike Demmer, Michael Fröhlingsdorf,
Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. Autoren, Reporter: Jochen Bölsche,
Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

BERLINER BÜRO Leitung: Stefan Berg (stellv.), Holger Stark (stellv.).
Redaktion: Markus Deggerich, Irina Repke, Sven Röbel, Marcel
Rosenbach, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann Petr Wensierski

sermann, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. Redaktion: Beat Balzli, Julia Bonstein, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexan-der Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Jörg Schmitt, Janko Tietz. Autoren, Reporter: Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Hans Hoyng, Dr. Gerhard Spörl, Dr. Christian Neef (stellv.). Redaktion: Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Ilsemann, Jan Puhl, Mathieu von Rohr, Britta Sandberg, Daniel Steinvorth, Helene Zuber. Autoren, Reporter: Dr. Erich Follath, Marc Hujer, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Katja Thimm, Christian Wüst

KULTUR Leitung: Dr. Romain Leick, Matthias Matussek. Redaktion: Verena Araghi, Lars-Olava Beier, Suannas Matussek. Nedatkion: Verena Araghi, Lars-Olava Beier, Suanna Beyer, Rebecca Casati, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Malte Herwig, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Phi-lipp Oehmke, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Moritz von Uslar, Clau-dia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. Autoren: Wolfgang Höbel, Urs Jenny, Dr. Mathias Schreiber

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schnibben. Redaktion: Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. Reporter: Klaus Brinkbäumer, Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Alexander Osang, Barbara Supp

SPORT Leitung: Lothar Gorris. Redaktion: Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

SONDERTHEMEN Leitung: Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl (stelly). Redaktion: Karen Andresen, Wolfram Bickerich, Annette Bruhns, Joachim Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Manfred Schniedenham, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Katharina Stegelmann; Petra Kleinau

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stelly.). Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Dieter Gellrich, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Anke Well-nitz; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Heidrun Günther, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Dilla Regnier, Sabine Sauer, Karin Weinberg. E-Mail: bildred@ spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Matthias Krug. Tel. (001310) 2341916

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Petra Gronau, Kristian Heuer, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

PRODUKTION Christiane Stauder, Petra Thormann

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Andrea Brandt, Guido Kleinhubbert, Sebastian Ramspeck, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11 FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680,

Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Bettina Musall, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525
STUTTGART Eberhard Straße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-

20. Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

AMSTERDAM Gerald Traufetter, Keizersgracht 431s, 1017 DJ Amsterdam, Tel. (0031) 203306773, Fax 203306774

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670356
BOSTON Jörg Blech, 278 Elm Street, Somerville, MA 02144, Tel. (001617) 6281596, Fax 6283137

BRÜSSEL Frank Dohmen, Hans-Jürgen Schlamp. Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

DUBAI Bernhard Zand, P.O. Box 213380, Dubai, Vereinigte Arabische Emirate, Tel. (009714) 3443605, Fax 3448089

ISTANBUL Annette Großbongardt, PK 12 Arnavutköy (Bogazici), 34345 Istanbul, Tel. (0090212) 2877456, Fax 2873047

JERUSALEM Christoph Schult, P.O. Box 9369, Jerusalem 91093, Tel.

(00972) 26447494, Fax 26447501 KAIRO Amira El Ahl, Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Thomas Hüetlin, 90 A Notting Hill Gate, London W11 3HP, Tel. (0044207) 2430889, Fax 2430899

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 3910575, Fax 3192968

MOSKAU Uwe Klußmann, Matthias Schepp. Autor: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254 204181559

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Frank Hornig, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, NY 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Stefan Simons, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel.

(00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-31, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524 RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-

ROM Alexander Smoltczyk, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SHANGHAI Dr. Wieland Wagner, Grosvenor House 8 E/F, Jinjiang Hotel, 59 Maoming Rd. (S), Shanghai 200020, Tel. (008621) 54652020, Fax 54653311

SINGAPUR Jürgen Kremb, Bureau Southeast Asia / Pacific, 59 A, Merryn Road, 298530 Singapur, Tel. (0065) 62542871, Fax 62546971 WARSCHAU P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Georg Mascolo, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Marion Kraske, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, (stelly); Jorg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bedmarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Wiola Broceker, Dr. Heliko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jan Kerbusk, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadime Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margert Spohn, Rainer Staudhammer, Ursula Stiegler, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Cainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 61 vom 1. Januar 2007 Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540 Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20 Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass Druck: Prinovis, Itzehoe Prinovis, Dresden

MARKETINGLEITUNG Christian Schlottau VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Dr. Mario Frank

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$320 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

DIENSTAG, 8. 5. 23.00 - 23.55 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Superreiche im Kaufrausch – Millionärsmesse in Moskau

Ob eine eigene Insel oder eine neue Luxusyacht: In der russischen Hauptstadt erfüllen sich die Reichen und Schönen ihre exklusiven Wünsche.

FREITAG, 11. 5. 21.55 – 24.00 UHR VOX

SPIEGEL TV THEMA

Die Kandidaten – Härtetest an der Deutschen Sporthochschule

Die Aufnahmeprüfung an der Sporthochschule Köln gilt als eine der schwersten in Europa. In 20 unterschiedlichen Disziplinen darf nur ein Fehler passieren, beim zweiten wird der Prüfling umgehend in die Kabine geschickt. Nicht einmal die Hälfte der Anwärter besteht diesen Test erfolgreich.

SAMSTAG, 12. 5. 22.10 - 0.10 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Kaffeekult – eine Bohne geht um die Welt Coffeeshops erleben in Deutschland einen außergewöhnlichen Boom und machen aus dem Traditionsgetränk Kaffee ein Kultobjekt. Kaffee ist hip, selbst erlesene Sorten für 150 Euro das Pfund finden Abnehmer. SPIEGEL TV beschreibt das Geschäft mit der Wunderbohne – von der Ernte in Guatemala bis zum Rösten in der Hamburger Speicherstadt.

SONNTAG, 13. 5. 22.15 - 23.05 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Der Fall Tristan – rätselhafter Ritualmord in Frankfurt; **Die Baby-Retter** – Alltag in der Bielefelder Kinderklinik; **Die Methusalem-Wette** – 34 000 Euro zum 100. Geburtstag.



Tristan



SAMSTAG, 28. 4.

REGIERUNG SPD-Fraktionschef Peter Struck droht bei einer Verzögerung der Erbschaftsteuerreform mit dem Bruch der Großen Koalition.

RADSPORT Der ehemalige Team-Telekom-Masseur Jef D'hont wirft in seinem Buch und im SPIEGEL dem Rennstall planmäßiges Doping Anfang der neunziger Jahre vor. Auch Jan Ullrich habe Epo genommen.

SONNTAG, 29. 4.

HANDBALL Den deutschen Vereinsmannschaften gelingt im Europapokal ein Hattrick. Kiel, Magdeburg und Hamburg gewinnen alle drei Wettbewerbe.

MONTAG, 30. 4.

KLIMASCHUTZ I Beim USA/Europa-Gipfel in Washington vereinbaren US-Präsident George W. Bush, EU-Ratspräsidentin Angela Merkel und Kommissionschef José Manuel Barroso Fortschrittsbemühungen beim Klimaschutz.

DIENSTAG, 1. 5.

ARBEITSMARKT Im April fiel die Zahl der Arbeitslosen auf 3,967 Millionen. Damit sank die Arbeitslosenquote auf den niedrigsten Stand seit Herbst 2002.

MITTWOCH, 2. 5.

USA Präsident George W. Bush hat ein Veto gegen das Kriegsfinanzierungsgesetz der Demokraten eingelegt, das ihm einen Abzugstermin im Irak vorgeschrieben hätte.

FRANKREICH Vier Tage vor der Stichwahl liefern sich die beiden Präsidentschaftskandidaten Ségolène Royal und Nicolas

Sarkozy ein hartes TV-Streitgespräch. Laut Umfragen gewann Sarkozy das Duell.

TÜRKEI Die Partei des Regierungschefs Recep Tayyip Erdogan, AKP, beantragt beim Parlament Neuwahlen. Nachdem Präsidentschaftskandidat Abdullah Gül im Parlament die notwendige Mehrheit verfehlte, hatte das Verfassungsgericht die Wahlrunde für ungültig erklärt.

DONNERSTAG, 3. 5.

ISRAEL In Tel Aviv fordern 100 000 Demonstranten den Rücktritt von Ministerpräsident Ehud Olmert. Der Regierungschef steht nach einem Bericht über seine Rolle im Libanon-Konflikt in der Kritik.

DROGEN Die Zahl der Drogentoten ist auf den niedrigsten Stand seit 1989 gesunken. Allerdings fangen zahlreiche Jugendliche immer früher an zu rauchen oder übermäßig viel Alkohol zu trinken.

LANDWIRTSCHAFT Angesichts der ungewöhnlichen Frühjahrstrockenheit befürchten Bauern eine Missernte von historischem Ausmaß. Auf rund einem Drittel der Anbauflächen drohen Getreide und Weidegras zu vertrocknen.

FREITAG, 4. 5.

KLIMASCHUTZ II Um gefährliche Folgen des Klimawandels einzudämmen, müssten laut Weltklimarat pro Jahr 0,12 Prozent des weltweiten Bruttoinlandsprodukts investiert werden.

BUNDESWEHR Verteidigungsminister Franz-Josef Jung lehnt die Bitte Afghanistans ab, Militärtrainer in den umkämpften Süden des Landes zu entsenden.

SPIEGEL ONLINE



LA NOUVELLE FRANCE

Frankreich hat gewählt: Alle Ergebnisse und Hintergründe – SPIEGEL ONLINE analysiert, wohin die Grande Nation jetzt steuert.

▶▶ WIRTSCHAFT

Wenn Deutsche Gastarbeiter werden: Eine indische Firma lockt Arbeitslose nach Neu-Delhi – zu indischen Löhnen. SPIEGEL ONLINE besucht die Job-Nomaden.

▶▶ KULTUR

Europa swingt: Der Deutsche Roger Cicero zieht in den Eurovision Song Contest – im SPIEGEL-ONLINE-Ticker werden live aus Helsinki Punkte verteilt.

▶▶ WISSENSCHAFT

Erd-Mysterium: Die Kontinente liegen überwiegend auf der Nordhalbkugel – die Ozeane im Süden. SPIEGEL ONLINE verrät, warum das womöglich kein Zufall ist.

▶▶ SPORT

Alonsos Heimspiel: Die Formel 1 in Barcelona — mit SPIEGEL ONLINE sind Sie direkt an der Piste dabei.

►► Dazu täglich mehr als 100 weitere aktuelle Nachrichten, Reportagen und Hintergründe auf SPIEGEL ONLINE.

Jeden Tag. 24 Stunden.

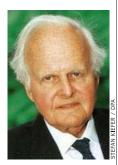
www.spiegel.de Schneller wissen, was wichtig ist.

Register

GESTORBEN

Carl Friedrich von Weizsäcker, 94. Als Otto Hahn 1938 in Berlin die Kernspaltung entdeckte, war der junge Doktor der theoretischen Physik dabei – und posaunte die Entdeckung ans NS-Heereswaffenamt aus. Im "Uranverein" sah er sich in die unbequeme Lage versetzt, für Adolf Hitler Meiler und Uranbomben zu ent-

wickeln. Das Projekt scheiterte 1945 mit einem Großversuch zur Kettenreaktion. "Ich war verrückt", gab der Forscher später zu, der bereits 1941 eine Patentschrift zur Plutoniumbombe einreichte. Nach dem Krieg bekannte sich der Sohn eines Diploma-



ten im NS-Dienst zu seiner "verlorenen Unschuld". Sein Aufruf zum Produktionsstopp von Atomwaffen ("Göttinger Achtzehn") machte international Furore und brachte den in Kiel geborenen Adelsspross vor genau 50 Jahren auf die Titelseite des SPIEGEL (siehe Seite 10). Später mischte sich der Bruder des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker immer häufiger auch in die Fragen des Umweltschutzes und der Energiepolitik ein. Gefeiert als "letzter deutscher Universalgelehrter", starb Carl Friedrich von Weizsäcker, der 63 Jahre lang mit einer Schweizer Historikerin verheiratet war, am 28. April in Söcking am Starnberger See.



Ivica Račan, 63. In seiner Heimat wird der ehemalige sozialdemokratische Ministerpräsident als Wegbereiter für die Demokratie und europäische Integration Kroatiens verehrt. Seine politische Karriere begann der

1944 im Nazi-Arbeitslager Ebersbach geborene Račan in der Kommunistischen Partei. Als Vorsitzender ebnete er 1990 den Weg für die ersten freien Wahlen, bei denen sich dann zunächst die Konservativen (HDZ) durchsetzten. Der studierte Rechtswissenschaftler empfahl seiner Partei nach der Niederlage einen Etikettenwechsel; die Kommunisten firmierten fortan als Sozialdemokratische Partei. Mit Erfolg: 2000 kehrte Račan für drei Jahre an die Macht zurück und konnte Kroatien aus der politischen Isolation führen, die der langjährige Regierungschef Franjo Tudjman zu verantworten hatte. Danach musste sich der bekennende RockmusikFan wieder mit der Rolle des Oppositionsführers zufriedengeben. Im Februar zog er sich aufgrund einer Krebserkrankung aus der Politik zurück. Ivica Račan starb am 29. April in Zagreb.

Zola Taylor, 69. Der Produzent Buck Ram engagierte die aus Los Angeles stammende schwarze Sängerin 1955 für seine Klienten The Platters, weil ihm deren poliert harmonischer Klang zu auswechselbar schien und er etwas Glamour in die Gruppe bringen wollte. Das Rezept ging auf: Die Kombination aus vier Männern und einer Frau sorgte im sittenstrengen Amerika für Furore, und die Songs "Only You" und "The Great Pretender" wurden Bestseller. Zwischen 1956 und 1959 gelangen dem Quintett in den USA vier Nummer-eins-Hits. Als die Erfolge mit Beginn der sechziger Jahre seltener wur-



den, verließ Taylor die Band. Für Wirbel sorgte sie nochmals 1986 in einem aufsehenerregenden Prozess um den Nachlass des jung verstorbenen Doo-Wop-Stars Frankie Lymon, mit dem sie angeblich verheiratet war, was sie aber nicht beweisen konnte. In "Why Do

Fools Fall in Love", einem Kinofilm über Lymon und seine Frauen, übernahm der Hollywood-Star Halle Berry die Rolle der Sängerin. Zola Taylor starb am 30. April in der Nähe von Los Angeles an den Folgen einer Lungenentzündung.

Arno Borst, 81. Mit Neugier, Zähigkeit und immensem Fleiß bohrte der Mittelalter-Historiker die dicksten Bretter seines Fachs: Bis heute ist seine Doktorarbeit über die Katharer (1953) ein Standardwerk, ebenso seine sechsbändige Übersicht aller Sprachtheorien im Lauf der Geistesgeschichte ("Der Turmbau von Babel"). Auf

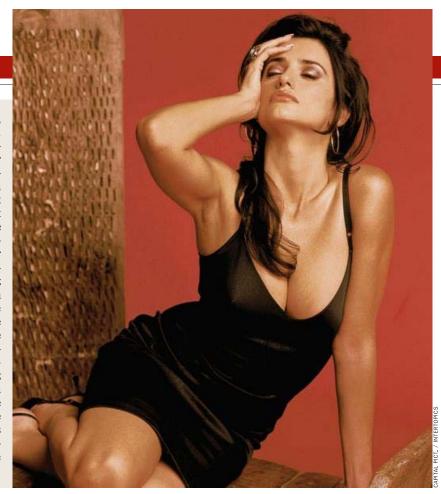
den Spuren seines Helden, des gelehrten Reichenauer Mönchs Hermann des Lahmen, erforschte Borst fortan karolingische Kalenderberechnungen und Zahlenspiele – ausgerechnet im theorieverliebten Konstanz. Nie aber vergaß der kühne,



sensible Fach-Eremit, dass Geschichte anschaulich bleiben muss: Sein Textpanorama "Lebensformen im Mittelalter" (1973) ist zum Vorbild dafür geworden, wie man eine Epoche von sich selbst erzählen lassen kann. Arno Borst, mit mehreren Auszeichnungen im In- und Ausland geehrt, starb am 24. April in Konstanz.

Personalien

Penélope Cruz, 33, spanische Schauspielerin, hat einen fragwürdigen Rekord vorzuweisen. Als weibliche Hauptdarstellerin in dem Action-Film "Sahara" (2005) nahm sie an einem der ruinösesten Projekte in der Geschichte Hollywoods teil. Der Film erzielte an den Kinokassen in aller Welt zwar ganz ordentliche Zahlen, lässt seine Macher aber dennoch mit einem Verlust von um die 100 Millionen Dollar zurück, wie sich jetzt herausstellt. Cruz' Gage von 1,6 Millionen Dollar schlägt dabei kaum zu Buche, ihr Co-Star Matthew McConaughey kassierte satte 8 Millionen. Für den 46-Sekunden-Absturz eines Flugzeugs gingen 2 Millionen drauf. Im Schneideraum entschied der Regisseur, dass die Szene unbrauchbar sei. Bemerkenswert sind die freimütigen Angaben zu "Schmiergeldern", die während des Drehs in Marokko gezahlt wurden, insgesamt 63 938 Dollar. Weil die Zuschauerzahlen stimmten, nahm Cruz' Karriere trotz der unerfreulichen Bilanz von "Sahara" keinen Schaden. Anfang vergangenen Monats wurde sie Mitglied im Club der Berühmtheiten, die sich ein ordentliches Zubrot im Modebusiness verdienen: Sie wird nicht nur als Model, sondern auch als Designerin für die spanische Modekette Mango tätig.



Prinz Charles, 58, umweltschutzbewegter britischer Thronfolger, begibt sich unter die Hoteliers. Anfang des Jahres erwarb



Charles

er einen alten Gutshof in Wales, dessen historische Gebäude nun von seinem Leibarchitekten Craig Hamilton umgebaut werden, um dort ein Mini-Hotel mit drei Zimmern plus Wohnraum einzurichten. Noch nie zuvor hat ein Mitglied der königlichen Familie als Zimmerwirt fungiert. Das Anwesen ist so konzipiert, dass dem ewigen Prinzen und seiner Gemahlin auch private Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Die zahlenden Gäste sollen jedoch nicht in den Genuss blaublütiger Gesellschaft kommen, sondern

nur dann Herberge finden, wenn die Königlichen Hoheiten anderswo logieren.

Michael Glos, 62, Wirtschaftsminister, fügte sich nur widerwillig in die Sitzordnung im Regierungs-Airbus von Angela Merkel. Da vergangene Woche neben ihm und der Kanzlerin auch die SPD-Minister Tiefensee und Steinmeier in die USA mitflogen, hatte das Protokoll zum Essen über den Wolken den Außenminister und die Kanzlerin an einem Tisch plaziert. Merkel-Duzfreund Glos hingegen musste sich mit der Gesellschaft des Verkehrsministers begnügen. Die beiden überdurchschnittlich

hoch gewachsenen Männer kamen sich näher, vor allem allerdings unter dem Tisch. "Das Problem mit Tiefensee", erklärte Glos später im Kreise von Mitreisenden, "ist, dass er ein ähnlich langes Fahrgestell hat wie ich."

Klaus Wowereit, 53, Regierender Bürgermeister von Berlin, hat zu der Euphorie um das Eisbär-Baby Knut, 5 Monate, seine ganz eigenen Ansichten. Bei einem Treffen mit seinen Parteifreunden Hubertus Heil und Sigmar Gabriel im niedersächsischen Gifhorn erklärte der bekennende Homosexuelle den verdutzten Genossen, er habe mit Knut eine Gemeinsamkeit – und eine Sache, die sie beide voneinander unterscheide. "Der Bär und ich, wir werden beide älter", erläuterte Wowereit. "Nur im Gegensatz zu Knut werde ich im Alter immer kuscheliger."



Knut

Wowereit

Thaksin Shinawatra, 57, Thailands im vergangenen September aus dem Land geputschter Premier und Milliardär, stiehlt der in Bangkok regierenden Junta zusehends die Show. Zuerst überschlugen sich vorige Woche die Kommentatoren in der fußballbegeisterten, weil wetthungrigen südostasiatischen Nation über die Ankündigung des Polit-Rentners, den englischen Premier-League-Club Manchester City kaufen zu wollen. Von der Kaufsumme von 108 Millionen Pfund, ließ Thaksin aus seinem Londoner Exil wissen, werde er sofort 50 Millionen zum Kauf neuer Spieler bereitstellen, um den Mittelfeldclub alsbald zu einem Schwergewicht im europäischen Fußball zu machen. Richtig in Rage brachte es die Generäle zu Hause aber erst, als der vom Polizeioffizier zum Politiker aufgestiegene Ex-Premier, den sie wegen vermeintlicher Korruption aus dem Land ge-

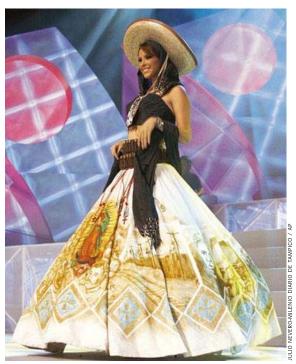
jagt hatten, in geheimer Wahl in der Hauptstadt Bangkok überraschend zum Präsidenten des thailändischen Verbands der Berufsgolfer gewählt wurde. "Einige Leute in unserem Land sind offenbar so verwirrt", kommentierte Junta-Chef Sonthi Boonyaratglin die Wahl, "dass sie einen Psychiater brauchen." Seine Regierung will aber mit Geld die Schlagzeilen zurückgewinnen. Demnächst soll eine PR-Firma für jährlich 600 000 US-Dollar das Image der Junta aufpolieren.

Franz Josef Jung, 58, Bundesverteidigungsminister, ist tief beeindruckt von der Qualität der deutschen Luftaufklärung. Als vor kurzem die Entscheidung anstand, sechs "Tornado"-Aufklärungsjets in Afghanistan zu stationieren, präsentierte die

Jung

Luftwaffe dem CDU-Politiker eine Mappe mit Probebildern. Zu seiner Überraschung fand Jung darin auch Fotos seines Eigenheims im Rheingau. Haus, Bäume, Sträucher, Gartenmöbel – alles gestochen scharf. Ein "Tornado" habe die Bilder aus 6000 Meter Flughöhe und 15 Kilometer Entfernung geschossen, erklärten Luftwaffenoffiziere dem Dienstherrn stolz. Er habe umgehend zu Hause angerufen, scherzte Jung vergangene Woche im kleinen Kreis, und seine Frau gewarnt: "Wenn du irgendwas im Garten tust, sei vorsichtig, meine Jungs sehen alles."

Rosa María Ojeda Cuen, 20, Miss Mexiko, hat kurz vor der Wahl zur Miss Universum heftige Kritik einstecken müssen.



Cuen

Bei der Kür der "schönsten Mexikanerin", die das Land bei dem Wettbewerb vertreten soll, sorgte Cuens zuvor von 30 Juroren ausgesuchte Kleid wegen allzu brutaler Bilder für Ärger. Auf dem unteren, hellen Teil ihres Gewands waren Kriegsszenen

des katholischen Aufstands gegen die laizistische Regierung Mexikos zu sehen, eine Art Patronengürtel rundete das martialische Outfit ab. Der "Guerra Cristera" zwischen 1926 und 1929 forderte Tausende Tote. Besonders die aufgehängten katholischen Rebellen und ein Erschießungskommando auf dem weiten Rock der Studentin erregten Unmut. "Es ist, als ob die Miss USA mit Bildern vom Ku-Klux-Klan aufträte", schrieb die Zeitung "La Jornada". Die

Schöpferin der umstrittenen Tracht, María del Rayo Macías, hatte die Bilder zuvor gerechtfertigt: "Wir sind Nachkommen der Cristeros, ob wir wollen oder nicht." Für den Auftritt unter den Hübschesten der Welt soll Cuens Dress nun neu gestaltet werden. Statt blutrünstiger Szenen will Miss Mexiko sich am 28. Mai mit Darstellungen der Jungfrau von Guadalupe und Frauen schmücken, die am Aufstand der Cristeros teilnahmen.

Jacques Chirac, 74, scheidender französischer Staatspräsident, hinterlässt bei seinem Auszug aus dem Elysée-Palast am 16. Mai ein Finanzrätsel, aus dem der sozialistische Abgeordnete und Finanzexperte René Dosière "auch in fünf Jahren

Nachforschung" nicht schlau geworden ist. Klar wurde ihm jedoch, dass der Neo-Gaullist das offizielle Palaisbudget seit 1995 um beeindruckende 798 Prozent auf 32 Millionen Euro gesteigert hat. Als Einkommen gibt Chirac ein Monatssalär von 6750 Euro an, tatsächlich kommt er mit diversen Pensionen auf 37000. Sein Privatschloss Bity in der Corrèze, das er praktisch nie besucht, wird rund um die Uhr von 37 Gendarmen bewacht - Kosten für den Steuerzahler: zwei Millionen pro Jahr. Voll zugelangt hat auch Gattin Bernadette, obwohl sie überhaupt keine offizielle Funktion hat. Sie gebot aus einem Büro mit 260 Elysée-Quadratmetern auf Staatskosten über – so das französische Blatt "Capital" – 21 Bedienstete, darunter sechs Sekretärinnen und zwei Chauffeure. Genosse Dosière pikiert: "Zustände ohne Beispiel in Westeuropa."



Die große Reise des Lebens



Gebunden 416 Seiten mit 34 Abbildungen € 19,95 | ISBN 978-3-421-04292-7

Als der Journalist und Schriftsteller Tiziano Terzani spürt, dass der Tod naht, blickt er mit seinem Sohn Folco zurück auf sein reiches Leben – und nimmt bewusst Abschied.

Der Bestseller aus Italien – nun auch bei uns.



Aus der "Rhein-Neckar-Zeitung": "Die Melodien der Violinen brannten lichterloh, und die Folklorismen wurden beherztrustikal beim Schopf gepackt."

Gammelfleisch war zum größten Teil verdorben

-OTTODAN Di-i- '- - Vanca-

Aus der "Berliner Zeitung"

Aus einem Flyer des Reinbeker "Instituts für Kommunikation, Verhaltenstraining und Fortbildung" unter der Überschrift "Berufliche Reintegration für suchtgefährdete Menschen": "Beratung und Therapie auf der Grundlage von Hartz IV".

Aus der "Norderstedter Zeitung": "Wer Vogelstimmen hören und zuordnen will, sollte eigentlich schon vor dem Aufstehen in die Natur gehen."

Aus dem "Stern": "Die Ergebnisse von Rattenexperimenten sind gut auf Menschen übertragbar. Denn Ratten pubertieren wie Menschen (31 bis 58 Tage nach der Geburt)."

Arzt, Aristokrat, Raum Rhl.-Pf. sucht für seine Kinder 17 ♂, 15 ♀, 11♀, 8 ♀ passende Freunde. DÄ 32

Anzeige im "Deutschen Ärzteblatt"

Aus einem Interview mit Bettina Röhl, Tochter von Ulrike Meinhof und Autorin, in der "Münsterschen Zeitung": "Ich bewahre einen klaren Kopf. Außerdem kann ich der Deeskalation ein bisschen entgegenwirken ... Im Moment sind alle außer Rand und Band. Der Wirbel um Christian Klar. Warum? Sein einziges Lebenswerk sind neun Morde! Das reinste Irrenhaus."

Stimme tanzte unter die Haut

Aus der "Rhein-Neckar-Zeitung"

Aus dem neuen Veranstaltungskalender des Festspielhauses Baden-Baden: "Die zweite Sinfonie von Sibelius klingt wie die siebte von Tschaikowsky, nur dass dieser keine siebte komponierte: Er starb und machte so dem Finnen Platz."



Die Topthemen im neuen Heft:

Reengineering

Prozessmanagement-Experte
Michael Hammer stellt eine einfache
und praxiserprobte Methode vor,
die Ihnen hilft, Abläufe in Ihrem
Unternehmen zu überprüfen und
dauerhaft zu verbessern.

Innovation

Eine Studie belegt, dass es sich nur selten auszahlt, Pionier zu sein. Geschickte Nachahmer sind oft erfolgreicher.

Fallstudie

Wie kann ein Mittelständler den Einkauf von Beraterleistungen professioneller gestalten? Vier Experten beurteilen den Fall und geben Rat.

Gespräch

Harvard-Psychologe Howard Gardner über ethisches Fehlverhalten und darüber, was Manager tun müssen, um für sich und ihr Unternehmen hohe Standards zu entwickeln.

Jetzt im Handel!

Oder nutzen Sie unsere Vorteilsangebote im Abo:

018 02/66 44 89

(6 Ct./Anruf)

www.harvardbusinessmanager.de

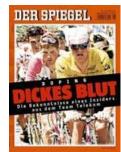
Rückspiegel

Zitate

Die "Frankfurter Allgemeine" zum SPIEGEL-Titel "Doping – Dickes Blut. Die Bekenntnisse eines Insiders aus dem Team Telekom" über schwere Vorwürfe gegen Ärzte der Freiburger Uni-Klinik und das Team Telekom (Nr. 18/2007):

Jef D'hont hat das Urteil über ihn im Radsport vorweggenommen: "Man wird mich einen Nachtreter und einen Nestbeschmutzer nennen, man wird mein Buch als Abrechnung betrachten", sagte er dem SPIEGEL, "aber ich will, dass

sich endlich einmal etwas von Grund auf ändert, dass die Scheinheiligkeit ein Ende hat und mit ihr die Omertà." Wenn das kein Wandel ist. D'hont gehörte vierzig Jahre lang der Szene an, hat sich als Aktiver mit Amphetamin



hochgeputscht, hat Athleten Doping-Mittel besorgt, hat ihnen Epo-Spritzen ins Gewebe gestoßen. Und weil französische Staatsanwälte den Belgier nach dem Festina-Skandal erwischten, lernte er das Leben in Haft und die Auflagen einer Bewährungsstrafe kennen. Das mag einen Menschen bewegen, über seine Vergangenheit nachzudenken. Vielleicht hat D'hont tatsächlich die späte Reue gepackt. Allerdings ist nicht bekannt, ob er das Honorar für sein Telekom-Enthüllungsbuch, das an diesem Montag auf den Markt kommt, spendet – einer Anti-Doping-Stiftung etwa.

Der "Tagesspiegel" zum SPIEGEL-Bericht "Affären – Lukrativer Heimvorteil" über Verstrickungen von Brandenburgs Justizministerin Beate Blechinger in dubiose Grundstücksdeals ihrer Familie (Nr. 18/2007):

Nicht nur das Klima spielt verrückt: Brandenburgs Politik schien schon ins Sommerloch gefallen zu sein, viel früher als sonst. Da wird Justizministerin Beate Blechinger durch den SPIEGEL von einer Uraltaffäre eingeholt. Die Christdemokratin soll vor einigen Jahren die Unwahrheit gesagt haben, als sie jede Beteiligung am Kauf von zwei Speckgürtelimmobilien bestritt, die ihre Familie nach dem Fall der Mauer unter merkwürdigen Umständen zu Spottpreisen von der Gemeinde Fredersdorf erwerben konnte. Blechinger hüllt sich in Schweigen. Ist wirklich "alles gesagt, was zu sagen" war?